

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

DIE DEUTSCHE ROMANTIK

DIE DEUTSCHE ROMANTIK GEO EPOCHE

ISBN 978-3-570-14874-0
4 1948751509006 9 0037

Traum und Schwärmerei, Fürstenmacht und Freiheitskampf:
Das Werden einer Nation 1789–1848



Jetzt im Handel

Von Unter den Linden bis über den Dächern: das neue Berlin.

Kolle-Rebbe

In dieser Ausgabe

VIP-Tipps

Bekannte Gesichter, unbekannte Adressen.

Berliner Gefühl

Die Stadt der flüchtigen Wunder.

Angies Palast

Hinter den Kulissen des Kanzleramts.

www.geo-special.de



Berlin entdecken mit GEO



Liebe Leserin, lieber Leser

Zum ersten Mal benennen wir eine deutsche Epoche mit einem Begriff aus der Geistesgeschichte. „Die Deutsche Romantik“ heißt das vorliegende Heft, und es behandelt zweierlei.

Zum einen jene Strömung in Philosophie, Literatur, Kunst und Musik, die nach 1790 geprägt war von dem Versuch, das Gefühl (in Abgrenzung zum Vernunftideal der Aufklärung) zur Grundlage einer neuen Weltanschauung zu machen; den Menschen also nicht als ein vornehmlich der Ratio verpflichtetes Verstandeswesen zu begreifen, sondern als ein tief empfindendes, von radikaler Subjektivität gesteuertes Geschöpf, das die Welt um sich herum eher mit dem Herzen als mit dem Kopf erschließt und „romantisiert“, indem es Alltägliche, etwa den Wald, dadurch adelt, dass es ihm eine besondere Bedeutung gibt.

Zu den bedeutendsten Vertretern der deutschen Romantik gehörten Maler wie der Greifswalder Caspar David Friedrich, der in seinen Bildern keine realen Landschaften zeigte, sondern Landschaften der Seele – Örtlichkeiten, die in der Art und Weise, wie sie präsentiert wurden, Stimmungen wiedergaben, zum Beispiel die tiefe Melancholie des Malers.

Gehörten Dichter wie Friedrich von Hardenberg (Novalis), den das Dunkel der Nacht faszinierte und der Tod magisch anzog. Und genialische Gestalten wie E. T. A. Hoffmann, der sich in allen Künsten versuchte, malte, komponierte, Romane und Schauer-geschichten schrieb und dabei die Abgründe der menschlichen Seele so genau ausmaß wie kein anderer zuvor.

Sie alle hatten tiefe Zweifel an der Kraft der menschlichen Vernunft. Und diese Zweifel wurden genährt vom Verlauf der Französischen Revolution, von deren Übergang in den blutigen Terror und vom Chaos der Napoleonischen Kriege, die in den deutschen Ländern den Zusammenbruch der alten Ordnung brachten, Elend, Verzweiflung und Not.

Von den Folgen der französischen Besatzung handelt der zweite Schwerpunkt dieses Heftes – vor allem von jenem patriotischen Gefühl, das damals in Deutschland im (zunächst geistigen, später auch militärischen)

Widerstand gegen die Invasoren aufkam: Erstmals sahen sich viele Menschen nicht mehr als Untertanen etwa des preußischen Königs

oder des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin, sondern als Angehörige einer Nation, der deutschen.

Die Hoffnung auf ein geeintes Deutschland wurde nach dem Sieg über Napoleon 1815 jedoch enttäuscht: Schnell restaurierten die Herrscherhäuser die alten Verhältnisse und zementierten die Zersplitterung des Landes in mehrere Dutzend Fürstentümer.

Es folgte eine Phase der Erstarrung und der verschärften Unterdrückung jeder patriotischen Regung. Viele Bürger – Angehörige jener aufstrebenden gesellschaftlichen Elite, die zuvor maßgeblich den Wunsch nach einem geeinten Deutschland vertreten hatte – zogen sich daraufhin zurück in das private Idyll, pflegten Hausmusik und Salonabende, es entstand die Kultur des Biedermeier.

Nur selten gelang es den Kämpfern für einen Nationalstaat in den folgenden Jahrzehnten, ein Zeichen zu setzen – wie auf dem Hambacher Fest von 1832, der größten politischen Kundgebung jener Zeit, bei der mehr als 20 000 Menschen die Forderung nach einem einigen Vaterland bejubelten.

Neben der Einheit forderten die Besucher in Hambach auch Gleichheit und Freiheit – jene Ideale, die den Niedergang der Französischen Revolution überstanden hatten. Sie verlangten politische Mitbestimmung und bürgerliche Rechte, etwa Presse- und Versammlungsfreiheit.

Doch es dauerte noch mehr als ein Jahrzehnt, ehe sich die Deutschen im März 1848, inspiriert von einer erneuten Revolution in Frankreich, gegen die Obrigkeit erhoben und dann plötzlich atemraubend schnell – binnen weniger Tage – überall im Land liberale Regierungen durchsetzten sowie bürgerliche Freiheiten und allgemeine Wahlen zu einer Nationalversammlung (die Deutschlands Einigung vorbereiten sollte).

Der romantische Traum von der radikalen Individualität jedes Menschen verband sich hier mit der Idee einer freien, bürgerlichen Gesellschaft, in der ein jeder sein Schicksal selbst bestimmen kann.

Politisch scheiterte dieser Versuch zwar schon nach gut einem Jahr, gesellschaftlich aber war er nicht weniger als: der Aufbruch in die Moderne.

Mit dieser Ausgabe müssen wir den Preis für eine Ausgabe um 50 Cent erhöhen – die steigenden Kosten zwingen uns leider dazu. Damit hat sich der Preis von GEOEPOCHE in den zehn Jahren seines Bestehens im Schnitt um maßvolle 1,1 Prozent pro annum erhöht. Ich hoffe, Sie haben für unsere Entscheidung Verständnis.



Insa Bethke hat diese Ausgabe konzipiert und redaktionell betreut. Wissenschaftliche Beratung: Dr. Henning Albrecht

Herzlich Ihr

Michael Sieber

1806

ENDE EINES IMPERIUMS

Napoleon zerschlägt das fast tausendjährige Heilige Römische Reich deutscher Nation: Nach schweren Niederlagen legt Kaiser Franz II. die Krone nieder.

Seite 36



1776–1822

E.T.A. HOFFMANN

Ein pflichtbewusster preußischer Beamter, der im Rausch phantastische Geschichten ersinnt, wird zu dem wohl bedeutendsten Autor der Romantik.

Seite 70



1813–1815

BEFREIUNGSKRIEGE

Freischärler kämpfen gegen die französischen Besatzer – und für die Einheit Deutschlands.

Seite 62

1774–1840

CASPAR DAVID FRIEDRICH

Der menschen-scheue Maler macht die Natur zum Mittelpunkt seiner Kunst – und erschafft Landschaftsgemälde von göttlicher Aura.

Seite 106



TITELBILD: Caspar David Friedrich, „Mondaufgang am Meer“, 1822. Alle FAKTEN, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCH-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in ZITATEN sind nicht kenntlich gemacht.



INHALT

ZEITALTER DER ROMANTIK Zwischen Traum und Wirklichkeit	6
KARTEN Vom Kaiserreich zum Deutschen Bund	8
KUNST Offenbarungen der Seele	10
1792/93 MAINZER REPUBLIK Die angeordnete Revolution	22
1801 SCHINDERHANNES Volksheld und Verbrecher	34
1806 UNTERRANG Das Ende des römisch-deutschen Reichs	36
1806-1814 BESATZUNG Hamburg unter den Franzosen	46
1813-1815 BEFREIUNGSKRIEGE Die Schwarzen Jäger	62
1776-1822 E. T. A. HOFFMANN Der Gespensterseher	70
1814/15 WIENER KONGRESS Festschele der Macht	82
1819 MORD AN KOTZEBUE Das Attentat	96
1824 BEETHOVENS NEUNTE Das große Finale	104
1774-1840 C. D. FRIEDRICH Ein neuer Blick auf die Welt	106
1832 HAMBACHER FEST Feier für die Freiheit	120
1846 AUSWANDERUNG Aufbruch ins Ungewisse	122
BÜRGERTUM Tue recht und scheue niemand	132
1848 REVOLUTION Der Kampf um Berlin	140
1848/49 PAULSKIRCHE Deutschlands erstes Parlament	158
ZEITLÄUFTE	162
Impressum	103
Bildvermerke	168
VORSCHAU STALIN	170

1814/15

WIENER KONGRESS

Nach dem Sieg über Napoleon versuchen Europas Herrscher, den Kontinent neu zu ordnen.

Seite 82

1819

DAS ATTENTAT

Als ein deutsch-patriotischer Student den Schriftsteller Kotzebue ermordet (hier die Exekution des Attentäters), nutzen die Fürsten diesen Anlass, um die Bewegung für ein geeintes Deutschland brutal zu unterdrücken.

Seite 96

UM 1820

EINE NEUE ELITE

Selbstbewusste Bürger prägen das Zeitalter: Sie glauben an Bildung, Fleiß, Leistung – und suchen das Glück im Privaten.

Seite 132

1848

REVOLUTION

Im März 1848 bauen Handwerker und Arbeiter Barrikaden in Berlin: Wie überall in Deutschland streiten sie für Freiheit, Einheit und Demokratie.

Seite 140

GEOEPOCHE.de

Buchtipps und Berichte zu diesem Heft finden Sie im Internet unter www.geo-epoche.de

ZWISCHEN TRAUM UND WIRKLICHKEIT

Ein vom Krieg geplagtes Land wird zum Geburtsort der Romantik: Unter dem Ansturm Napoleons zerfällt 1806 das Heilige Römische Reich. Doch aus seinen Trümmern erwächst die Sehnsucht nach einer deutschen Nation – die sich 1848 für kurze Zeit erfüllt

VON INSA BETHKE UND FRANK OTTO

eine deutsche Revolution bricht im Spätsommer 1799 aus – in einem Hinterhaus der Kleinstadt Jena im Herzogtum Sachsen-Weimar. Dort versammeln sich bei dem 32-jährigen Sprachforscher und Übersetzer August

Wilhelm Schlegel junge Intellektuelle, Rebellen allesamt.

Zu ihnen gehören: Augusts Bruder Friedrich Schlegel, 27, der nach abgebrochener Kaufmannslehre als freier Schriftsteller eine „progressive Universalpoesie“ fordert, die Dichtung und Philosophie, Genialität und Gesellschaftskritik zusammenführen soll; der ehemalige Theologiestudent und Verfasser grotesker Geschichten Ludwig Tieck, 26; der exzentrische Medizinstudent und Dichter Clemens Brentano, 22, der bei den Treffen die acht Jahre ältere Autorin Sophie Mereau umwirbt; Friedrich Wilhelm Schelling, 24, Philosoph aus Leipzig und verliebt in Caroline, die schöne Gattin des Gastgeber; der Naturforscher Johann Wilhelm Ritter, 22, der galvanische Versuche unternimmt; und Friedrich von Hardenberg, 27, ein todesverliebter Bergassessor, unter dem Pseudonym „Novalis“ Verfasser mystischer Literatur.

Die Freunde tragen einander unveröffentlichte Zeilen vor, verspotten beim Mittagessen Verse Friedrich Schillers, des Dichterfürsten der Klassik, parodieren sich gegenseitig, spazieren durch die Natur, trinken Bruderschaft bei Vollmond, bühnen um dieselben Frauen. Und sie besprechen Artikel für die Zeitschrift „Athenäum“, das Organ ihrer intellektuellen Abenteuer.

Die Jenaer Rebellen geißeln das Vernunftdiktat der Aufklärungsphilosophie und bürgerliches Nützlichkeitsdenken. Sie sprengen die Gattungsgrenzen der Literatur, erklären das Fragment, das Unvollendete, zur neuen Ausdrucksform. Sie verfechten die erotische Libertinage, feiern das Ich, versenken sich in die Natur, schwärmen, träumen, spekulieren.

„Romantik“ heißt diese revolutionäre Weltanschauung, die 1799 in Jena ihren ersten Höhepunkt findet – benannt nach den abenteuerlichen, unwirklichen und sentimental Welten, die Verfasser von Ritter- und Liebesromanen seit Langem ihren Lesern erschließen.

Die Romantiker entfesseln die Phantasie in einer Zeit grundstürzender Veränderungen, die 1789 mit der Französi-

schen Revolution ihren Anfang genommen haben. Der Sturm auf die Bastille, der Ruf nach „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, die Erklärung von Menschen- und Bürgerrechten: All das versetzt auch das Heilige Römische Reich deutscher Nation in Unruhe – ein Staatengebilde, das seit Jahrhunderten erstarrt ist unter der Herrschaft absolutistischer Fürsten.

Sächsische Bauern wagen es nun, ihren Grundherren den Dienst zu verweigern. Tagelöhner, Krämer und Handwerker protestieren in Städten wie Augsburg gegen die Ratsherren. Vor allem aber feiern junge Intellektuelle den Umsturz. „Nahe dich, Freiheit / Dass ich mich stürze / Dir in die Arme“, dichtet Ludwig Tieck. Und Friedrich Schlegel verfährt in einer Abhandlung die Demokratie.

Franz II. aber, der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches aus dem Geschlecht der Habsburger, schickt den neuen Ideen Soldaten entgegen – um „die Angriffe auf Thron und Altar aufzuhalten“, wie der Oberbefehlshaber der Truppen verkündet. 1792 marschieren österreichische und preußische Soldaten in Frankreich ein. Doch die Invasoren werden geschlagen – und aus den Revolutionären werden Eroberer.

DENN DIE FRANZOSEN treiben die Armeen der Monarchien zurück, besetzen das linke Rheinufer von Kleve bis Konstanz. Zugleich radikalisiert sich die Revolution: Das Terrorregime der Jakobiner bringt König Ludwig XVI. auf die Guillotine, ermordet Abertausende politische Gegner.

Auch außenpolitisch wird der Kurs immer aggressiver: 1799 putscht sich der Feldherr Napoleon Bonaparte an die Macht. In der Folgezeit besiegt der Diktator die Österreicher, macht italienische und deutsche Länder zu Satellitenstaaten.

In weiten Teilen der eroberten Gebiete führen die Franzosen die Gesetze der Revolution ein: Sie bestimmen die Gleichheit aller vor dem Gesetz, gewähren die Freiheit des Gewerbes, lösen aber auch Klöster auf, requirieren Lebensmittel und fordern Soldaten für Napoleons Truppen.

Unter den Angriffen des Revolutionsgenerals zerfällt das fast 850 Jahre alte Heilige Römische Reich – 1806 legt Franz II. die Kaiserkrone nieder. Kurz darauf schlägt Napoleon auch die Großmacht Preußen. Sein Imperium erstreckt sich nun von der Biskaya bis an die Memel.

Die Romantiker sind entsetzt von dem, was aus dem inspirierenden Freiheitsideal der Französischen Revolution geworden ist: erst blutiger Terror, dann brutale Machtpolitik. In ihren Augen hat die Vernunft – das verherrlichte Prinzip der Umstürzler – in einen mörderischen Abgrund geführt.

Und so wenden sie sich mehr und mehr ins Innere und Übrationale, setzen der Aufklärung die Überhöhung individueller Empfindungen entgegen: Sehnsucht, Leidenschaft, die gequälte Seele.

IN JENA WÄHRT DIE REVOLUTION der Romantiker nur kurz: Schon bald zerstreut sich der Zirkel, die Zeit kühner Experimente, der Liebesverhältnisse und Zeitschriftenprojekte neigt sich dem Ende zu. Die romantischen Ideen aber durchdringen in den folgenden Jahrzehnten die Kunst in Europa, wandeln die Literatur, die Malerei, schließlich die Musik.

Die Jenaer selbst gehen auf der Suche nach universalen Idealen jenseits der Politik unterschiedliche Wege – und viele führen in die vorrevolutionäre Zeit. Friedrich Schlegel etwa flüchtet sich ebenso wie Brentano in das Reich des Glaubens und konvertiert 1808 zum Katholizismus, der kultfreudigen, sinnlichen Variante des Christentums.

Etliche Literaten wenden sich der Vergangenheit zu, verklären das christliche Mittelalter, erforschen Sagen und die germanische Mythologie. Ludwig Tieck verwandelt den Stoff der Nibelungensage in zwei Romane. Clemens Brentano schreibt bereits 1800 ein Gedicht über die „Lore Lay“ nieder – jene Zauberin, die einer alten Legende nach mit ihrem Gesang Rheinschiffer in tödliche Felsenriffe lockt.

Andere Romantiker werden zu Pionieren des Patriotismus: Während Napoleon das Land besetzt hält, suchen sie nach dem Wesen und Ursprung der Deutschen, sammeln und verfassen volkstümliche Lieder, Märchen und Sagen.

1813, als Preußens König Friedrich Wilhelm III. sein Volk zu den Waffen ruft, schließen sich einige dem Freiheitskrieg gegen die Franzosen an: Die Dichter Joseph von Eichendorff, Theodor Körner und Achim von Arnim ziehen mit Tausenden anderen Freiwilligen in den Kampf, für den Ernst Moritz Arndt Schlachtengesänge voller Fremdenhass verfasst.

Ein gutes Jahr später ist Napoleon geschlagen. Der Wiener Friedenskongress 1814/15 beendet die Zeit politischer Wirren: Auf das Heilige Römische Reich folgt der „Deutsche Bund“, ein lockerer Zusammenschluss von zunächst 34 Staaten und vier Freien Städten. Und eine Enttäuschung für all jene, die für ein einiges, freies Deutschland gekämpft haben.

Machtvoll führen die Fürsten den Bund in die „Restauration“. Ab 1819 gehen Spitzel, Geheimpolizei und Zensoren rigoros gegen demokratische und nationale Bestrebungen vor. Sie verbieten die Burschenschaften, in denen sich patriotisch gesinnte Studenten zusammengeschlossen haben, überwachen Presseerzeugnisse und die Universitäten. Über Deutschland legt sich politische Totenstille, die erwachte Nationalbewegung taucht ab ins Geheime.

Von politischer Mitbestimmung ausgeschlossen, sucht das Bürgertum sein Glück im Privaten. Die Menschen treffen

sich in literarischen Salons, vergnügen sich bei Ausflügen aufs Land, musizieren daheim. „Biedermeier“ wird man jene Jahre später nennen – nach einer fiktiven, spießbürgerlichen Figur aus den „Fliegenden Blättern“.

Einen Weg bürgerlichen Aufstrebens aber verbauen die Regierungen nicht: das Unternehmertum. Sie begünstigen die Entwicklung der kapitalistischen Marktwirtschaft – ein Ventil für das ehrgeizige, aber politisch ohnmächtige Bürgertum. So setzt, wenn auch zögerlich, in dem rückständigen Agrarland die Industrialisierung ein.

Und nach Jahrzehnten der erzwungenen Ruhe lässt sich das Bürgertum schon bald auch politisch nicht mehr besänftigen. Entflammt durch die Freiheitskämpfe benachbarter Nationen (im Juli 1830 stoßen die Franzosen den Bourbonenkönig vom Thron, Ende November erschüttert ein Aufstand das russisch besetzte Polen), erfasst die bis dahin von intellektuellen getragene Nationalbewegung auch Handwerker, Kaufleute und Gastwirte: Oppositionelle geben liberale Schriften heraus, wo immer sie die Zensur überlisten können, schließen sich in Vereinen zusammen und tarnen politische Zusammenkünfte als Volksfeste.

Zugleich gärt es auf dem Land und in städtischen Elendsquartieren: Seit Frieden herrscht, nimmt die Bevölkerungszahl rasant zu, doch es gibt nicht genug Arbeit für alle Menschen. Als 1845 und 1846 zusätzlich Missernten die Preise für Lebensmittel in die Höhe treiben, stürmen Arme vielerorts Markstände und Läden.

„Vormärz“ nennen Historiker später die explosive Gemengelage dieser zwei Jahrzehnte – die schließlich zum offenen Aufruhr führt: Im März 1848 zündet der Funke der Revolution, toben in Berlin und Wien Barrikadenkämpfe, ringt das Volk in vielen deutschen Ländern den Regierenden Pressefreiheit und politische Mitsprache ab. Vor allem aber: Es ertrotzt ein Nationalparlament, das in der Frankfurter Paulskirche eine gesamtdeutsche Verfassung entwirft.

Ein Jahr lang lebt das Land die Utopie einer geeinten Nation. Dann schlagen die Fürsten zurück. Ihre Truppen treiben das Parlament auseinander und kämpfen Widerstand nieder.

Auch in Dresden werden die Demokraten inhaftiert. Dort hat sich der 36-jährige Hofkapellmeister und Opernkomponist Richard Wagner den Revolutionären angeschlossen. Bei der Zerschlagung des Aufstandes gelingt ihm in letzter Minute die Flucht nach Zürich.

In seinem Kopf: der Entwurf für ein neues Drama,ersonnen in den Monaten des Kampfes, bühnenreif erst ein Vierteljahrhundert später. „Der Ring des Nibelungen“ erzählt vom Untergang der Götter, von Tod und Nacht, Leid und Erlösung. Ein Generalangriff auf die menschlichen Sinne, ein tönender Mythos in einer ernüchterten Welt.

Ein Werk von epochalem Rang, in dem die traumverliebte Romantik rund 70 Jahre nach ihrer Erfindung in Jena ihre Vollendung finden wird. □

VOM KAISERREICH ZUM STAATENBUND

KARTEN: THOMAS WACHTER

NORDSEE

Ende des 18. Jahrhunderts ist das Heilige Römische Reich in Hunderte weltliche und geistliche, weitgehend selbstständige Fürstentümer zergliedert. Ihre Größe reicht von winzigen Ländchen wie dem thüringischen Reuß-Ebersdorf mit nur wenigen Tausend Einwohnern über bedeutende Kurfürstentümer wie Sachsen, Braunschweig-Lüneburg (ab 1815 Königreich Hannover) und Bayern bis zu jenen zwei deutschen Großmächten, die um die Vorherrschaft in dem Staatengebilde ringen: Preußen, dessen Militär unter Friedrich dem Großen nach 1740 eine europäische Koalition besiegt und Schlesien erobert hat, sowie die multinationale Monarchie der Habsburger.

Die österreichische Dynastie stellt mit Franz II. den Kaiser, das nominelle Oberhaupt des Reiches – wie bereits seit dem 15. Jahrhundert fast ununterbrochen. Ein Amt in der Tradition römischer Caesaren, dessen Rang den Habsburger über alle christlichen Herrscher Europas stellt, das jedoch kaum reale Macht birgt.

Zersplittert und militärisch schwach, hat das im Jahr 962 n. Chr. vom sächsischen König Otto dem Großen begründete Reich keine Chance gegen die Heere Napoleons, die sich nach 1797 das rund 63 000 Quadratkilometer große linksrheinische Reichsgebiet einverleiben und bis 1812 die meis-

ten deutschen Staaten als „Rheinbund“ unter französische Oberherrschaft zwingen.

Da ist das alte Reich bereits zerfallen: Mit dem „Reichsdeputationshauptschluss“ sind 1803 fast alle geistlichen Gebiete aufgehoben und unter anderem Bayern und Württemberg zugeschlagen worden, die Napoleon drei Jahre später in den Rang von Königreichen erhebt.

1806 muss Kaiser Franz II. auf Druck der Franzosen die römisch-deutsche Krone niederlegen und das Reich für erloschen erklären.

Mit Hilfe anderer europäischer Monarchen gelingt es Preußen und Österreich aber ab 1813, Napoleon niederzuringen. Danach verteilen Europas Herrscher auf dem Wiener Kongress 1814/15 die ehemaligen Reichsterritorien um – und schaffen mit dem „Deutschen Bund“ ein lockeres Verteidigungsbündnis unter österreichischem Vorsitz mit nur noch 34 souveränen Staaten, vier Freien Städten und rund 30 Millionen Einwohnern, dem bald weitere Staaten beitreten.

Die Hohenzollernmonarchie gehört zu den Gewinnern des Kongresses – wie auch Preußen, das große Gebiete im Westen erhält.

All jene aber, die die Idee eines einigen Nationalstaats propagiert haben, enttäuscht der Deutsche Bund. In der Revolution 1848/49 wird sich der Frust der Patrioten entladen.



Mehr als 300 Länder umfasst das Heilige Römische Reich 1789 (oben links). An seine Stelle tritt 1806 der »Rheinbund« – ein Zusammenschluss napoleonischer Vasallenstaaten, dem bis 1812 außer Preußen, Vorpommern und Holstein alle deutschen Länder beitreten



Kgr.
Frankreich

DEUTSCHER BUND

— Grenze 1815
(nach dem Wiener Kongress)
- - - spätere Grenzänderung
— sonstige Staatsgrenze

Ehzm. Erzherzogtum
Fsm. Fürstentum
Gft. Grafschaft
Grhzm. Großherzogtum
Hzm. Herzogtum
Kfm. Kurfürstentum
Kgr. Königreich
Lgt. Landgrafschaft
Mgt. Markgrafschaft

0 100 km



Der Deutsche Bund, 1815:
Flächenmäßig dominieren
Preußen und Österreich das
38 Mitglieder umfassende
Bündnis. Zuvor sind viele Klein-
herrschaften aufgelöst worden,
doch einige bewahren ihre
Selbstständigkeit – so das 340
Quadratkilometer große Fürs-
tentum Schaumburg-Lippe

OFFENBARU



Heimkehr in den Hafen: Mit dem Gemälde »Mondaufgang am Meer« erschafft Caspar David Friedrich 1822 eine Allegorie auf die Endlich

NGEN *der Seele*



Um 1800 entsteht in Deutschland
eine Kulturbewegung, die mit dem Verstan-
desglauben der Aufklärung bricht, die
Ordnungsprinzipien klassischer Kunst hinter
sich lässt und das Gefühl zum Leitmotiv
ihres Schaffens erhebt: die Romantik. Dichter
und Maler preisen die Natur als Spiegel
der menschlichen Seele, feiern das Dunkel
der Nacht, verlieren sich in den unend-
lichen Weiten des Meeres. In den Künstler-
ateliers entstehen Landschaften
voller Mystik, die die Sehnsucht nach
einer anderen Welt spiegeln

»Süße Ahnungsschauer gleiten

Über Fluss und Flur dahin,

Mondesstrahlen hold bereiten

Lager liebtrunknem Sinn.

Ach, wie ziehn, wie flüstern die Wogen,

Spiegelt in Wellen der Himmelsbogen«

LUDWIG TIECK

»NACHT«, CA. 1830





Nächtliche Idylle: 1839 hält der in Dresden lebende norwegische Künstler Johann Christian Claussen-Dahl die Silhouette der Stadt fest



Sehnsucht nach Weite: Wie durch ein Fenster fällt der Blick in diesem Gemälde Karl Friedrich Schinkels auf das Spreeufer bei Stralau, 1817



»Es war, als hätt' der Himmel

Die Erde still geküsst,

Dass sie im Blüten-Schimmer

Von ihm nun träumen müsst'.

Und meine Seele spannte

Weit ihre Flügel aus,

Flog durch die stillen Lande,

Als flöge sie nach Haus«

JOSEPH

VON EICHENDORFF

»MONDNACHT«, CA. 1830

H

»Hast Du das Schloss gesehen,

Das hohe Schloss am Meer?

Gülden und rosig wehen

Die Wolken drüber her.

Es möchte sich niederneigen

In die spiegelklare Flut;

Es möchte streben und steigen

In der Abendwolken Glut«

LUDWIG UHLAND

»DAS SCHLOSS AM MEERE«, 1805





Verklärtes Glaubensreich des Mittelalters: 1815 malt Karl Friedrich Schinkel die »Gotische Kirche auf einem Felsen am Meer«



Im Bann des Meeres: Christian Morgensterns spätromantisches Gemälde »Helgoland bei Mondschein« stammt aus dem Jahr 1851



»In allgewalt'ger Schale

Dem heiligen Schicksale

Schäumt unter uns das weite Meer.

In lachend heitrer Stille,

Im wilden Sturmgebrülle

Ist's immer heilig, groß und hehr«

W. H. WACKENRODER

»DAS MEER«, 1795

W

*»Wie nächtlich ungestüm die Wellen wogen,
Bald schwellend liebevoll zum Sternenkranze,
Bald sinkend zu der Tiefe hingezogen,
Sehnsüchtig flutend in dem Wechseltanze,
Bis Morgenrot empor scheint aus den Wogen,
Noch feucht in blumenlichem Tränenglanze;
So steigen hier der Dichtkunst hohe Strahlen
Aus tiefer Sehnsucht Meer und Wonnequalen« □*

FRIEDRICH SCHLEGEL

»DAS GEDICHT DER LIEBE«, CA. 1807





Rätselhafte Erhabenheit: Ein unbekannter Maler erschafft 1836 diese nordische Fjordlandschaft, aus der ein steinerner Obelisk emporragt

Schaft deutscher Fre und Gleichheit a dem großen Akademies Schlosse sich durch eine binden, fr 31 leben



Am 21. Oktober 1792
übergeben die Stadtoberen
von Mainz ihre Feste an
die Franzosen (Radierung,
um 1840). Bereits zwei
Tage später gründen Anhän-
ger der Revolution in
Mainz den Jakobinerklub
»Freunde der Freiheit
und Gleichheit« im Schloss
(Ausschnitt des Aufrufs
von 1792 ganz oben)

unde der Freiheit
ß allen Ständen in
ale auf dem hiefigen
n festerlichen Eid verz
oder zu ste

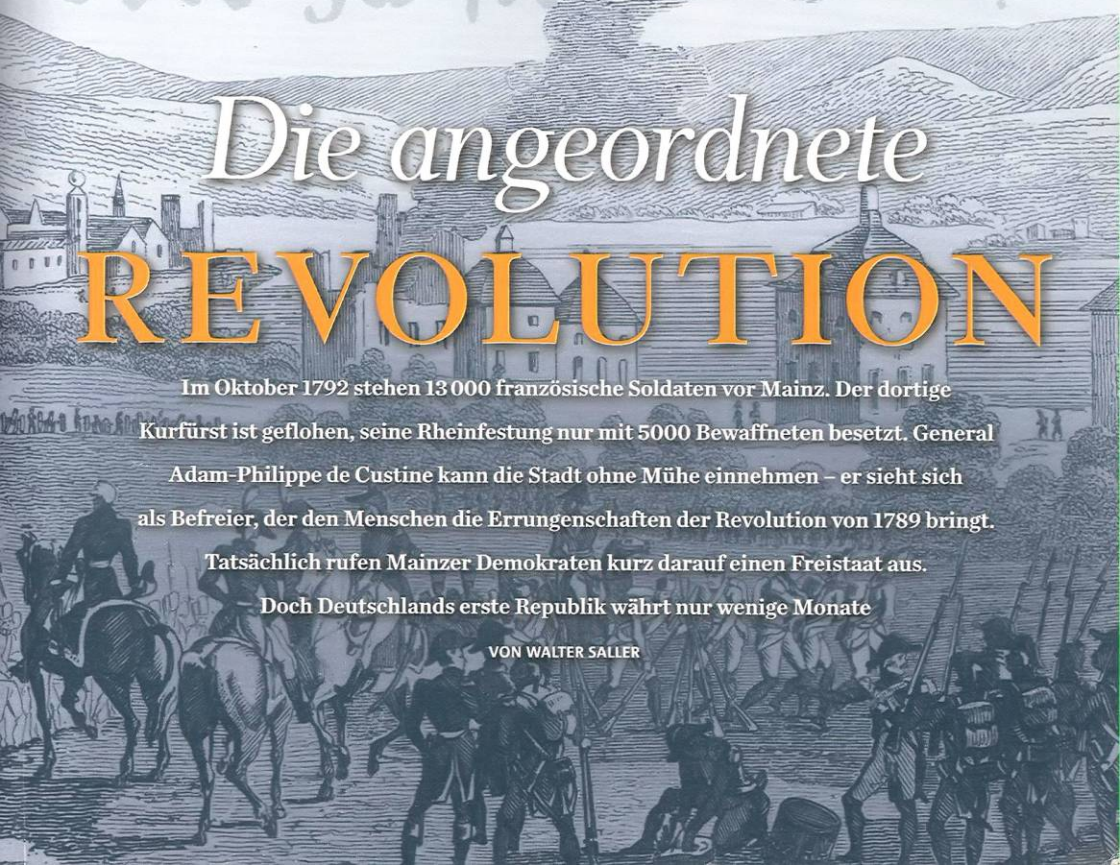
Die angeordnete REVOLUTION

Im Oktober 1792 stehen 13 000 französische Soldaten vor Mainz. Der dortige Kurfürst ist geflohen, seine Rheinfestung nur mit 5000 Bewaffneten besetzt. General Adam-Philippe de Custine kann die Stadt ohne Mühe einnehmen – er sieht sich als Befreier, der den Menschen die Errungenschaften der Revolution von 1789 bringt.

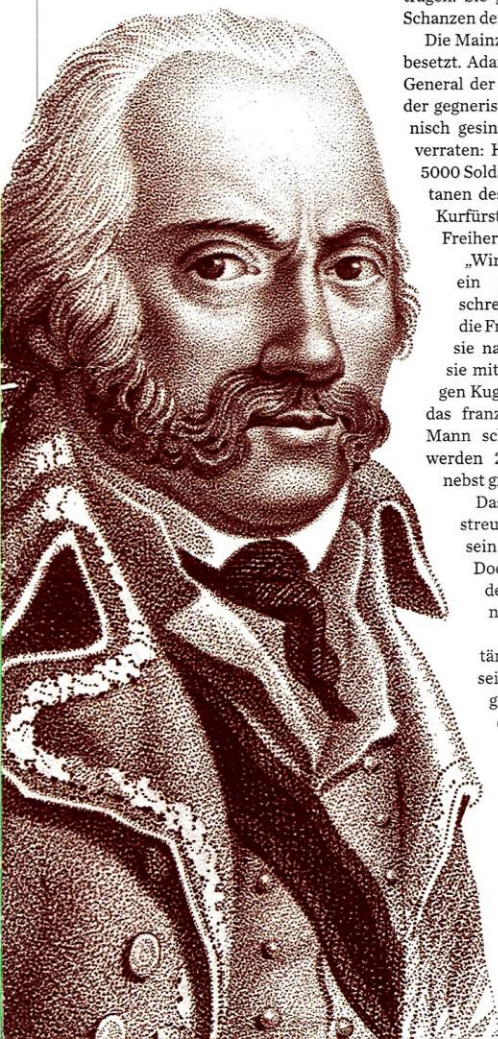
Tatsächlich rufen Mainzer Demokraten kurz darauf einen Freistaat aus.

Doch Deutschlands erste Republik währt nur wenige Monate

VON WALTER SALLER



General Adam-Philippe de Custine ist Oberbefehlshaber der französischen Vogesenarmee. Im Herbst 1792 erobert er Speyer und Worms, dann Mainz und Frankfurt. Seinen Soldaten befiehlt der 52-Jährige, sich gesittet zu verhalten. Denn er will die Bevölkerung von den Idealen der Revolution überzeugen, nicht in Schrecken versetzen



Noch schließen die guten Bürger“, notiert der Geheime Rat und Professor Georg Adam Forster in Mainz, „als bei Tagesanbruch ein Alarmschuss die Ankunft des Feindes verkündigte.“ Es ist der Morgen des 19. Oktober 1792, als der Knall die Bürger weckt. Französische Soldaten nähern sich Mainz: Männer, die die Revolution ins deutsche Reich tragen. Sie gehen in Stellung vor den Schanzen der Stadt.

Die Mainzer Festung ist nur schwach besetzt. Adam-Philippe de Custine, der General der Franzosen, kennt die Zahl der gegnerischen Truppen – republikanisch gesinnte Bürger haben sie ihm verraten: Hinter dem Ring sind etwa 5000 Soldaten und bewaffnete Untertanen des Mainzer Erzbischofs und Kurfürsten Friedrich Karl Joseph Freiherr von Erthal verschanzt.

„Wir taten den Tag über wohl ein paar Hundert Schüsse“, schreibt Forster. „Allein es focht die Franzosen nicht an, und wenn sie nahe genug waren, schossen sie mit geschliffenen neunpfündigen Kugeln scharf herein. Man darf das französische Lager auf 12000 Mann schätzen. Es heißt, morgen werden 20000 Mann Verstärkung nebst grobem Geschütz kommen.“

Das Gerücht hat wohl Custine streuen lassen: Tatsächlich zählt sein Heer nur 13000 Soldaten. Doch noch am 19. Oktober fordert er den Mainzer Gouverneur zur Kapitulation auf.

Zweimal, so ist es der militärische Brauch, muss Custine seine Aufforderung zur Übergabe wiederholen. Erst auf die dritte Weigerung der Belagerten darf die große Kanonade erfolgen – und dann der Sturmangriff.

Für wen aber sollen die Verteidiger von Mainz kämpfen? Für ihre Herren wohl kaum: Die meisten Adeligen und hohen Geistlichen sind bereits Anfang Oktober vor den

heranrückenden Franzosen aus Mainz geflüchtet – wie auch der Kurfürst, der sich in einen weit entfernten Teil seines Fürstentums zurückgezogen hat, in die Exklave Erfurt. „Um halb zehn Uhr nachts“, berichtet Forster, „ging er in der Stille fort und ließ die Wappen von seinem Wagen abkratzen.“

Am 20. Oktober fordert Custine noch zweimal die Kapitulation. „Alle Mittel stehen mir zu Befehle, Eure Stadt in Asche zu verwandeln“, droht er: „Röste zu Verfertigung feuriger Kugeln, Haubitzen und entzündendes Feuerwerk. Der morgige Tag ist der letzte Eures Daseins. Noch wenige Stunden habt Ihr Zeit. Bedenkt Euch, handelt!“

In Mainz tritt der Kriegsrat zusammen: hohe Militärs sowie der vom Kurfürsten eingesetzte Gouverneur. Die Männer entscheiden sich gegen einen Kampf. Noch spät am Abend des 20. Oktober machen sich zwei Unterhändler mit der Kapitulationserklärung nach Marienborn auf, sieben Kilometer südwestlich von Mainz. Dort hat der General Quartier bezogen.

Und so rücken die französischen Soldaten am 21. Oktober 1792 in die Residenzstadt ein. Solche Truppen haben die Mainzer noch nie gesehen. Sie sind kurfürstliche Paradesoldaten gewohnt, gebürstet und gepudert, mit poliertem Gewehr. Viele Franzosen aber tragen abgetretene Schuhe, zerfetzte Strümpfe, zerlumpte Hosen und Westen von ganz verschiedener Farbe. So also sehen die Nationalgardisten der Republik aus!

Aber selbst ein Revolutionsfeind wie jener Mainzer Großkaufmann, für den die Nationalgardien nichts sind als „Juden, Bauern, freigelassene Galeerensklaven und dergleichen Raubgesindel“, stellt mit Verwunderung deren „strenge Manneszucht“ fest.

Gegen 15 Uhr beziehen die Franzosen Posten am Gautor und an der Brücke über den Rhein. Wenig später folgt ihnen Custine. Der General lässt sich im Palast des Kurfürsten nieder – Mainz, die gewaltige Festung am Zusammenfluss von Rhein und Main, ist in den Händen der Revolutionäre. Und damit eine der ältesten deutschen Städte, deren Erzbischof zugleich der erste unter den Kurfürsten und Erzkämmerer des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation ist.

Nachdem General
Custine (unten, Mitte)
Mainz von den Stadt-
oberen übernommen hat,
bezieht er Quartier
im Schloss des Kurfürsten.
Paris plant, den Rhein
zur Grenze gegen das
römisch-deutsche Kaiser-
reich zu machen (Litho-
graphie, um 1837)



Der Naturforscher Georg Forster, der mit James Cook die Welt umsegelt hat, ist beseelt vom Geist der Aufklärung. Schon bald übernimmt der 37-Jährige den Vorsitz im Mainzer Jakobinerklub

Aber im Gegensatz zu dem nach Erfurt geflohenen Erzbischof sehen viele seiner Untertanen in den Franzosen nicht Feinde, sondern Befreier. Sie wollen nicht länger die Mündel ihres Fürsten sein, sondern begreifen sich als mit Vernunft begabte Menschen, als mündige Bürger, denen eine Teilhabe an der Macht im Kurstaat zusteht.

Haben nicht die Pariser wenige Monate zuvor das Schloss ihres Monarchen erstürmt, die königliche Familie gefangen gesetzt und Frankreich zur Republik erklärt? Binnen Kurzem wird die Revolution nun auch Mainz erfassen.

Und der Geograph, Naturforscher und Literat Georg Forster wird sich an ihre Spitze stellen.

Das Heilige Römische Reich deutscher Nation zählt in den Jahren

vor der Französischen Revolution rund 300 mehr oder weniger souveräne Staaten, Reichsstädte, Fürstentümer, kirchliche Territorien. Und die meisten Herrscher weigern jede grundlegende

Veränderung.

Doch immer mehr deutsche Bürger begehren auf gegen die Despoten. Sie stellen das Regime des Adels und der Fürsten infrage. Wenn auch zunächst nur in Gedanken – und in der Literatur. Wie in Schillers „Räubern“, wo sich die Ablehnung absolutistischer Herrschaft zum wütenden Hass auf die Tyrannen steigert. Und der wohl bedeutendste deutsche

Aufklärer Immanuel Kant fordert in seiner Schrift „Was ist Aufklärung“ den „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“.

Die Anhänger der Aufklärung beflügelt der Glaube, allein die

Vernunft könne die Menschheit von Unterdrückung und Knechtschaft erlösen. Der Mensch solle sich seines eigenen Verstandes bedienen. Weil er nur so die großen Ziele der Aufklärung erreichen könne: Freiheit statt Unterjochung, Gleichheit statt Adelsprivilegien und Ständeordnung, wissenschaftliche Erkenntnisse anstelle religiöser Dogmen.

Selbst die Regenten großer deutscher Staaten wie Österreich oder Preußen sind angetan von den Ideen der Aufklärung. Und soweit es ihren machtpolitischen Zielen dient, reformieren sie die Verwaltungen und die Armeen ihrer Länder nach den Idealen von Vernunft und Wissenschaftlichkeit. Um ihre Effizienz und ihre Schlagkraft zu erhöhen.

Auch der Mainzer Regent Friedrich Karl Joseph Freiherr von Erthal findet Gefallen an manchen aufklärerischen Gedanken.

1774 übernimmt er das Regiment im Kurfürstentum. Einem der mächtigsten unter den Kleinstaaten des Reichs.

Sein etwa 8000 Quadratkilometer umfassendes, weit verstreutes Gebiet liegt bis auf die Residenzstadt Mainz und deren Umgebung auf dem rechten Rheinufer.

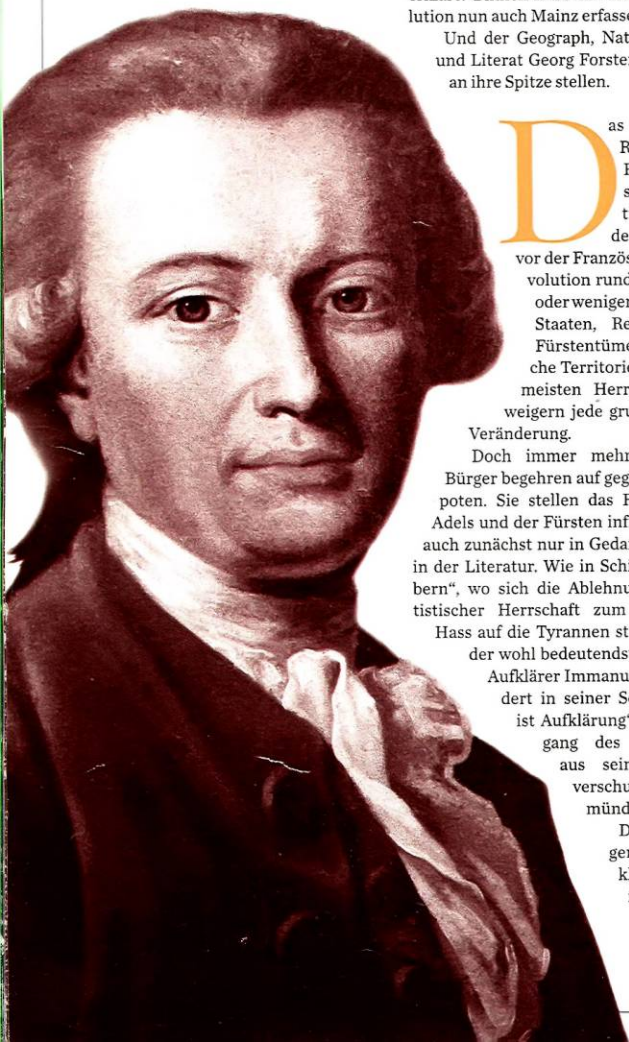
Erthal ist ein umfassend gebildeter Mann. Der 55-Jährige liebt die höfische Pracht des Barock, und doch wagt ausgerechnet er, der ranghöchste unter den Erzbischöfen, die erste Säkularisation am Mittelrhein: 1784 eröffnet er eine „restaurierte“ Universität in Mainz.

Zu ihrer Finanzierung hebt Erthal drei reiche Mainzer Klöster auf. Das heißt: Er „säkularisiert“ sie und spricht ihre Pfründe seiner Hochschule zu.

Die Mainzer Universität ist die modernste im katholischen Teil des deutschen Reiches. Denn zu Professoren ernannt der katholische Kurfürst auch Protestanten: Er will eine Universität herausragender Gelehrter.

Im April 1788 folgt Georg Forster, der zuvor im polnischen Wilna Naturwissenschaften gelehrt hat, einem Ruf nach Mainz. Forster soll die Bibliothek der Universität modernisieren, denn die umfasst kaum mehr als 15000 meist veraltete Titel, vor allem theologische Werke.

Erthals neuer Mitarbeiter ist 33, verheiratet und Protestant; ein zierlicher,





Die Mitglieder des Jakobinerklubs debattieren im November 1792 über die Revolution in Paris und deren Folgen für Deutschland. Vier Monate später erklärt ein neu gewähltes Parlament, dem viele Jakobiner angehören, »das Land zwischen Bingen und Landau« zum Freistaat

adrett gekleideter Mann, das Haar stets im Nacken zusammengebunden.

Forster ist eine Berühmtheit im Land, ein ewig Reisender, der sich der Idee einer universalen Vernunft verpflichtet fühlt. Er ist in Südafrika gewesen, auf Tahiti, am Südlichen Polarkreis, vor Kap Hoorn. Schon als Kind hat er mit seinem Vater das Zarenreich bereist, und von 1772 bis 1775 James Cook auf dessen zweiter Weltumsegelung begleitet.

Dem Mann, der wohl mehr von der Welt gesehen hat als jeder andere Deutsche seiner Zeit, wäre gern zu einer weiteren Forschungsfahrt aufgebrochen, doch da sich zuletzt alle Reisepläne zerschlagen haben, ist er nun froh, in Mainz

einen bequemen und leidlich gut bezahlten Posten gefunden zu haben. Forster arbeitet an einem Sammelkatalog der Bibliothek, mehr ihre naturwissenschaftlichen Bestände, veröffentlicht Rezensionen der Neuerwerbungen.

Da ihn der Dienst nur für einige Stunden am Tag in Anspruch nimmt, bleibt ihm viel Zeit zum Schreiben. Er verfasst Aufsätze über das Verhältnis von Kirche und Staat, debattiert mit Kollegen über Herder oder Kant, korrespondiert mit Wieland, Schiller und Goethe.

Forster hört im Sommer 1789 vom Sturm auf die Bastille: In Paris herrscht Revolution. Die Vertreter der Bürger und Bauern erklären sich zur Nationalversammlung, die eine Verfassung ausarbeiten soll und Menschen- und Bürgerrechte ausruft, die für alle Franzosen gelten.

Eine leidenschaftliche Begeisterung erfasst viele deutsche Aufklärer und Literaten. »Frankreich schuf sich frei«,

jubelt der Dichter Friedrich Gottlieb Klopstock. Für Deutschland aber gilt, was Forsters Vater, Professor der Naturgeschichte in Halle, Ende Juli 1789 notiert: »Unsere deutschen Fürsten wollen von den Anstrengungen der französischen Nation, die Freiheit zu gewinnen, nichts hören, und sie fürchten, dass diese Denkungsart sich auch in Deutschland ausbreiten könnte.«

Auch wenn es in weiten Teilen des Reiches ruhig bleibt: In jenem an Frankreich grenzenden Gebiet links des mittleren Rheins, das auch Mainz umfasst, erscheint die Furcht der Herrschenden nicht unberechtigt.

Bereits im August 1789 rebellieren in der Nähe von Speyer die Bauern und verweigern ihre Abgaben. Zahlreiche kleinere Aufstände an anderen Orten im Rheinland folgen. Und schließlich erfasst die rebellische Stimmung auch das Kurfürstentum Mainz: Im rechtsrheinischen Aschaffenburg protestieren Bürger auf so ungestüme Weise gegen die Konkurrenz auswärtiger Kaufleute,

dass der Kurfürst seine Soldaten einschreiten lassen muss.

Spätestens jetzt bricht Erthal mit der Aufklärung, die er bislang als intellektuelles Abenteuer verstanden haben mag. Die Revolution, so lässt sich vermuten, begreift er nun als direkte Folge der Aufklärung. Als Ergebnis einer absoluten Freiheit des Denkens, die alle Schranken niederreißt und selbst vor der von Gott gestifteten Autorität nicht einhält.

Die meisten seiner etwa 400 000 Untertanen leben als Bauern auf dem Land. Hohe Abgaben, Einschränkungen der Freizügigkeit und andere Überreste der Leibeigenschaft prägen vielerorts ihr Dasein. Und arm wie viele Bauern sind auch Knechte, Mägde, Hausdiener und die meisten Handwerksgelesen.

Aristokraten stellen die Regierung des Kurstaates, besetzen die höchsten Ämter. Befreit von jeder Steuerlast, verfügen sie über genügend Mittel – etwa die Einnahmen aus ihren Ländereien –, um sich eine barocke Lebensführung zu leisten.

Zwischen den Bauern und den Aristokraten steht die akademisch oder handwerklich gebildete Mittelschicht, deren Einkommen weitgehend gesichert ist: die Kaufleute und Handwerksmeister, die niederen Geistlichen, die Beamten, die Professoren. Die Akademiker unter ihnen haben Zugang zu Ämtern in Staat und Kirche, und ein Kaufmann kann sogar reicher werden als mancher Adelige.

Gut ein Jahr nach Beginn der Revolution in Frankreich droht diese alte Ordnung im Kurstaat Mainz kurzzeitig aus den Fugen zu geraten. Aufgebrachte Handwerker sammeln sich auf den Straßen der Hauptstadt und fordern die Abschaffung der Polizeikommissare, eine Senkung der Steuern und die Wiederherstellung des alten Zunftsystems.

Der Kurfürst und Erzbischof, dessen Truppen gerade außer Landes stehen, bittet benachbarte Fürsten um Waffenhilfe, um jeden weiteren Aufruhr im Keim zu ersticken. Am 3. September 1790 rücken 6000 Soldaten aus der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt in Mainz ein. „Rädelsführer“ werden verhaftet, Militär wird an Kreuzungen und auf Plätzen postiert. Erthal verhängt das Ausnahmerecht, lässt öffentliche Ansammlungen verbieten sowie alle



Im Zeichen der Jakobinermütze propagieren die Mainzer Revolutionäre Freiheit, Gleichheit, Brüderliebe – Ideale, für die es sich zu sterben lohne

Reden über „Religion, Sitten, Staat und landesherrliche Verordnungen“.

Georg Forster gerät nicht ins Fadenkreuz der kurfürstlichen Spitzel. Seiner Zurückhaltung wegen. Und wohl auch, weil er 1790 für mehrere Monate verreis. Gemeinsam mit einem Freund: dem Göttinger Studenten Alexander von Humboldt.

Anfang Juli sind Forster und Humboldt in Paris. Und angesichts von „100 000 Freiwilligen“, die das Marsfeld für das gewaltige Föderationsfest am 14. Juli 1790 vorbereiten, erfasst auch Forster die Begeisterung für die Revolution.

„Im Taumel der Freiheit arbeiteten sie mit einem Eifer, mit einer Verschwendung der Kräfte, die man kaum noch begreift“, notiert er. „Hier waren keine Wachen aufgestellt, hier kannte man nicht die gebieterische Stimme des Aufsehers, und noch weniger seinen Stecken. Die Gerechtigkeit des Volkes schützte jedermann in seinem Rechte.“

Es muss bitter für ihn sein: Die Frist seines Urlaubs beim Kurfürsten ist bereits überschritten, er muss zurück nach Mainz.

Manche Freunde und Kollegen, denen Forster von seinen Erlebnissen in Paris berichtet, äußern sich skeptisch über die Revolution: Was sei schon ge-

wonnen, fragt der Schauspieler August Wilhelm Iffland, wenn man zwar den Ersten Stand stürze, anschließend aber unter der Grobheit des Dritten Standes leiden müsse?

Im Kurfürstentum, hält Forster fest, rasoniere man „so strohduhm über die Revolution, dass man sich mit Ekel wenden“ müsse. Die Deutschen jedenfalls, resümiert er im Herbst 1790, seien noch nicht reif für die Revolution.

Forster zieht sich politisch zurück. Zwei Jahre widmet er sich der Bibliothek, übersetzt englische Forschungsberichte und beginnt mit der Arbeit an den „Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich“. Sein dreibändiges literarisches Hauptwerk erscheint ab 1791. Eine Sammlung essayistischer Berichte über die Reise mit Alexander von Humboldt.

Unterdessen schreitet in Frankreich die Revolution voran: Viele Franzosen fordern bereits die Republik. Auch in den Klubs der Jakobiner wird die republikanische Minderheit immer stärker.

Ende 1789 ist die erste dieser revolutionären Vereinigungen in Paris entstanden, in denen Intellektuelle die politischen Vorgänge diskutieren und Abgeordnete ihre Parlamentsreden vorbereiten. Bald darauf schließen sich überall in Frankreich unabhängige Gesellschaften der Pariser Mutterorganisation an, die mittlerweile nach ihrem Versammlungsort in einem Kloster „Jakobinerklub“ genannt wird.

Im Juni 1791 gibt es im Land bereits 450 solcher Vereinigungen. Über sie verbreiten sich die neuesten Ideen der Revolution in allen Departments.

Aus Solidarität mit dem französischen Königspaar und um das Feuer der Revolution auszutreten, bevor es auch das eigene Reich in Brand setzen kann, verbünden sich die zwei deutschen Großmächte: Österreichs Herrscher Leopold II. und König Friedrich Wilhelm II. von Preußen schmieden eine militärische Allianz. Doch Frankreich kommt einem möglichen Angriff zuvor und erklärt seinerseits dem deutschen Kaiser am 20. April 1792 den Krieg.

Bis zum Sommer müssen die französischen Truppen schwere Niederlagen hinnehmen. Nach dem Sturz von Ludwig XVI. am 10. August 1792 marschiert

ein Heer der Alliierten in Frankreich ein. 2000 Soldaten des Mainzer Kurfürsten, der inzwischen dem gegenrevolutionären Bündnis beigetreten ist, werden derweil im grenznahen Speyer stationiert.

Die Order für die Deutschen: Wiederherstellung der Königsmacht. Fast kampflös rücken die Invasoren bis Verdun vor. Der Fall von Paris scheint nur noch eine Frage von Tagen. Doch am 20. September erringen die Soldaten der Revolutionsarmee bei Valmy einen überraschenden Sieg. Bald darauf ziehen sich die demoralisierten Deutschen zurück.

Damit ist die Revolution vorerst gerettet. Schon am Tag nach der Kanonade von Valmy tritt in Paris eine neue gesetz-

gebende Versammlung zusammen: Der Konvent verkündet die Abschaffung des Königtums. Frankreich ist eine Republik.

Angesichts der starken gegenrevolutionären Kräfte in Europa verfolgen die Außenpolitiker in Paris nun ein ehrgeiziges strategisches Ziel: Sie wollen Frankreich im Osten eine neue, eine sichere Grenze verschaffen, eine Barriere zwischen Republik und Reich: den Rhein.

Adam-Philippe de Custine befiehlt die Vogesenarmee. Der 52-jährige Feldherr entstammt einem gräflichen Geschlecht, und aufgestiegen ist er in der Armee Ludwigs XVI. Später hat er ihm als Oberst im Unabhängigkeitskrieg der Amerikaner gedient und dann, offenbar mühsam, den Übergang zum Heer der Revolution gefunden.

Ende September – die deutschen Truppen treten gerade ihren Rückzug an – nutzt er die Gunst der Stunde und stößt mit seiner Armee auf die militärisch nahezu ungeschützten Reichsterritorien am Mittelrhein vor. In Speyer können die 2000 Mainzer Soldaten

nicht lange Widerstand leisten, auch Worms ergibt sich schnell. Am 21. Oktober 1792 kapituliert Mainz, Custine schlägt sein Hauptquartier im Schloss des Kurfürsten Erthal auf.

Die Bewohner des Kurfürstentums staunen über ihre Besatzer. Die französischen Soldaten plündern die Stadt nicht, wie von vielen befürchtet, sondern zeichnen sich durch ihre Disziplin aus. Denn Custine hat ihnen nicht nur einen militärischen Kampfauftrag erteilt, sondern auch einen ideologischen: Sie sollen als Befreier auftreten und die Deutschen mit tadellosem Betragen für die Revolution begeistern.

Um den Rhein als Grenze zu sichern, muss Custine die Festung Mainz und das linke Ufer des Mittelrheins zum Teil der Republik machen. Zwang darf er dabei aber nicht anwenden.

Schließlich haben die Revolutionäre den Eroberungskrieg geächtet, bei dem

Ausgelassen tanzen Soldaten, Bürger und Geistliche um den Baum der Freiheit. Doch dieses zeitgenössische Gemälde idealisiert die Wirklichkeit: Nicht alle Rheinländer wollen die Republik, und so beschließt Paris am 15. Dezember 1792, die besetzten Gebiete zur Not mit Gewalt zu demokratisieren





ein besetztes Gebiet gegen den Willen der Bevölkerung gewaltsam annektiert wird. Doch kaum jemand zweifelt daran, dass sich die Rheinländer, vor die Wahl gestellt, für Freiheit und Demokratie entscheiden werden – und damit letztlich für die Bindung an Frankreich.

Am 23. Oktober wendet sich der General im Mainzer Stadthaus an „das gedrückte Volk deutscher Nation“: „Eine Nation, welche zuerst allen Völkern das Beispiel gegeben hat, zu ihren Rechten zurückzukehren, bietet Verbrüderung, bietet Freiheit Euch an! Euer eigener, ungezwungener Wille soll Euer Schicksal entscheiden. Selbst dann, wenn ihr die Sklaverei vorziehen würdet, bleibt es Euch überlassen, welcher Despot Euch Eure Fesseln zurückgeben soll.“

Forster begrüßt die Proklamation. „Der Rhein muss die Grenze sein“, schreibt er an seinen Verleger in Berlin, „die das Land der Republikaner von Deutschland absondert. Raserei wäre es, wenn man jetzt noch an die alten

Träume von Unverletzbarkeit und Unzertrennlichkeit des Reichs dächte.“

Auf Anregung des französischen Generals gründen Professoren, Kaufleute, Gerichtsräte, Studenten noch am Abend des 23. Oktober eine „Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit“, den ersten Jakobinerklub im Reich.

„Eine Freiheitsgesellschaft hat sich gebildet“, notiert Forster. „Und die Bürgerschaft scheint geneigt, sich der Republik in die Arme zu werfen. Ich habe bisher von allem mich zurückgehalten.“

So nimmt die revolutionäre Umgestaltung der Stadt ihren Anfang. An vielen Orten des linken Rheinufers breitet sich eine hoffnungsvolle Stimmung aus in diesem ersten Moment der Freiheit – nach Jahrhunderten feudaler und absolutistischer Herrschaft. Plötzlich sollen die Bürger selbst über ihre Zukunft entscheiden.

Auch in Worms und Speyer gründen sich Jakobinerklubs. Die größte Bühne für die Ideen der Revolution aber ist die Mainzer Vereinigung.

Das Mainzer Bürgertum feiert einen Ball der Freiheit und Gleichheit. Am 18. März 1793 erklären sich Teile des linken Rheinufers für unabhängig. Schon wenige Tage später ersucht das erste demokratisch gewählte Parlament auf deutschem Boden in Paris um den Anschluss an die französische Republik. Ein Affront für Kurfürsten und Kaiser

Immer mehr Männer treten dem Klub bei: Bürstenbinder, Goldspinner, Barbieri, Lebkuchenbäcker, Studenten, Beamte und sogar der kurfürstliche Polizeikommissar. Jeder kann Mitglied werden, der 24 Jahre alt ist und bereit zum Schwur: „Frei leben oder sterben!“ (Frauen aber bleiben auch bei den Jakobinern ausgeschlossen.)

Bald zählt der Mainzer Klub rund 500 Mitglieder. In den Versammlungen geben überwiegend Akademiker und Intellektuelle den Ton an, Männer wie Georg Forster.

Am 5. November 1792 ist er der Gesellschaft beigetreten – und leitet sie ab 1. Januar 1793.

Der Klub ist ein Ort für pathetische Reden. Über die Freundschaft der Völker. Über die Liebe zu Aufklärung, Wahrheit, Vernunft. Man bespricht revolutionäre Flugschriften und republikanische Zeitungsartikel.

Und man streitet über den richtigen Weg zur besten aller menschlichen Gesellschaften – ohne Kurfürst und Kaiser, mit einer Verfassung, die Freiheit und Gleichheit garantieren soll.

Am 15. November hält Forster eine Rede im Klub. Er spricht ganz im Sinne Custines und der republikanischen Außenpolitik Frankreichs: „Dies ist also der günstige Zeitpunkt, Mitbürger, wo Ihr frei werden und frei bleiben könnt, sobald es Euch ein rechter Ernst ist, Euch an die Franken fest anzuschließen und mit Ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Jetzt bringt es Euch Ehre, die Ersten in Deutschland zu sein, welche den Ketten entsagen.“

Forster ist gewiss kein Propagandist, der einfach auftrag, was Custine hören möchte. Vielmehr weiß er: Ohne Anschluss an Frankreich hat Mainz tatsächlich keine Aussicht auf eine republikanische, eine demokratische Ordnung.

General Custine versucht zunächst, die Stadt mithilfe der alten fürstlichen Verwaltung zu regieren. Doch unter den Beamten, die nicht vor den Franzosen geflohen sind, finden sich viele Anhänger des Erzbischofs. Sie behindern den General, verschleppen, betreiben Obstruktion.

Auch die Zünfte, denen die meisten selbstständigen Handwerker noch angehören, hintertreiben die Arbeit des Generals. Denn die Handwerksmeister trachten nicht nach einer demokratischen Ordnung, die das Ende ihrer Privilegien und vielleicht gar den Ruin ihrer beruflichen Existenz bedeuten könnte, sondern träumen von der Wiederherstellung vorabsolutistischer Zustände: von jenen Zeiten, in denen die Zunftordnung jegliche Konkurrenz ausschaltete.

So entrüsten sich Mitte November die Schneidermeister über die Forderung vieler Gesellen nach Selbstständigkeit. „Als täte Freiheit und Gleichheit

einen jeden befügen“, klagen sie, „seinem Mitmenschen in sein Meisterrecht einzugreifen, dass es nun jedem gestattet sei, zu arbeiten, was, wie, wo und wann er wolle.“

Vielleicht beginnt Custine zu ahnen, dass längst nicht alle Mainzer daran interessiert sind, nach französischem Vorbild in einer Republik zu leben. Zudem verschlechtert sich seine militärische Lage: Denn Ende November rücken preußische Truppen gegen die Franzosen vor. Am 14. Dezember stehen die Soldaten in Hochheim, nur wenige Kilometer von Mainz entfernt.

Während die feindlichen Truppen aufmarschieren, ändert der Konvent in Paris seine Politik gegenüber der Bevölkerung in den besetzten Gebieten. Er ordnet an, dass die Deutschen links des Rheins nun rasch ein Parlament nach französischem Vorbild wählen sollen.

Die Entscheidung über die zukünftige Staatsform des Mainzer Gebietes ist damit gefallen. Von einem Selbstbestimmungsrecht, das ja auch die Möglichkeit einschließen würde, die Monarchie beizubehalten, ist nicht mehr die Rede.

Die vom Volke gewählten Vertreter der Republik, so das Kalkül der Pariser Parlamentarier, werden zweifelsohne den Wunsch äußern, ihren jungen Staat Frankreich anzugliedern – das so die Rheingrenze gewinnen könnte, ohne als Aggressor aufzutreten.

Doch zunächst lässt Custine auf dem Land Vieh, Getreide und Brennholz requirieren, um sich für den Kampf gegen die deutschen Truppen zu rüsten.

Bereits einen Monat nach der Unabhängigkeitserklärung belagern feindliche Truppen Mainz. Notgeld wie dieser Drei-Livres-Schein vom Mai 1793 soll den Handel in der Stadt aufrechterhalten

„Der Landmann schreit“, berichtet Forster. „Er ist gedrückt, er verkauft oder schlachtet sein Vieh, er sieht den Mangel vor der Türe. Man hat ihm Freiheit und Wohlstand versprochen; man häuft unerträgliche Lasten auf seinen wunden Rücken. In der Stadt rufen zehntausend Arme zu uns um Brot. Der Handel ist gehemmt, die Schiffe werden angehalten. Die Kassen sind leer.“

Die Revolutionsbegeisterung in Mainz schwindet. Ende Januar 1793 wird die Stadt für eine Belagerung vorbereitet. Gleichzeitig mobilisieren die Jakobiner das Volk für die Wahlen, deren Termin auf den 24. Februar 1793 festgesetzt wird.

Wahlberechtigt sind alle Männer über 21 Jahre – Diensthofen, Bankrotteure und Ausländer ausgenommen. Und jeder Wähler soll vor der Stimmabgabe die Treue gegenüber dem Volk, auf Freiheit und Gleichheit schwören.

Zwei Abgesandte der Pariser Regierung reisen zur Vorbereitung der Wahlen nach Mainz an. „Die Militärvertreter“, schreiben sie am 20. Februar über ihre Eindrücke, „hatten den Bürgern und Zivilbeamten gegenüber einen so despotischen Ton angenommen, dass sie nur Schrecken einflößten und die Gemüter entfremdeten. Die ganze Stadt war so schmutzig, dass sie einem Morast glich, und der überall auf der offenen Straße ausgeschüttete Unrat erzeugte den Eindruck einer großen Kloake.“

Für Verwirrung unter den Helfern sorgt, dass niemand das genaue Wahlgebiet kennt. Meistens ist die Rede von dem „Land zwischen Bingen und Landau“ – also einem Areal, das in etwa von den Flüssen Rhein (im Norden und Osten), Nahe (im Westen) und Queich (im Süden) begrenzt wird.

Doch befindet sich keineswegs der gesamte Landstrich unter französischer Kontrolle: Annähernd die Hälfte des Gebietes gehört zur Kurpfalz, deren mächtiger Herrscher auf strenge Neutralität gegenüber Frankreich bedacht ist.

Die zukünftige Republik wird also aus einem Flickenteppich kleiner, oftmals nicht miteinander verbundener Territorien bestehen, dessen äußere Grenzen unbestimmt sind (siehe Karte Seite 33).

Dann beginnen die Wahlen zum Parlament – und die Schwierigkeiten neh-



men zu. Denn Priester, Beamte, Männer der Zünfte, aber auch zahlreiche andere Bürger verweigern den Treueschwur. Aus Protest gegen den von den Franzosen ausgeübten Zwang. Und aus Angst. Denn wer legt schon gern einen Eid auf die Republik ab, wenn die Truppen der alten Herren fast wieder vor der Haustür stehen?

In Mainz stimmen am Ende nur 372 Bürger ab, etwa acht Prozent aller Wahlberechtigten. Und an anderen Orten sieht es kaum besser aus. Immerhin: Am Ende schicken 126 Gemeinden, darunter die Städte Speyer, Worms und Bingen, Gesandte nach Mainz.

Die Abgeordneten, unter denen sich radikale Jakobiner ebenso finden wie konservative ehemalige Ratsherren, sind die ersten demokratisch gewählten Parlamentarier im Reich.

Am 17. März 1793 treten sie im Rittersaal des Mainzer Deutschhauses zum Rheinisch-Deutschen Nationalkonvent zusammen. Präsident: Andreas Joseph Hofmann, Professor des Naturrechts. Vizepräsident: Georg Adam Forster.

Am Tag darauf verkünden die Abgeordneten per Dekret, dass der „ganze

Strich Landes von Landau bis Bingen, welcher Deputierte zu diesem Konvent schickt, von jetzt an einen freien, unzertrennlichen Staat ausmachen soll, der gemeinschaftlichen, auf Freiheit und Gleichheit gegründeten Gesetzen gehorcht“.

Damit entsteht der Rheinisch-Deutsche Freistaat. Zugleich ist dieser Erlass nicht weniger als die Geburtsurkunde der bürgerlichen Demokratie in Deutschland.

Am 21. März schreibt Forster an seine Frau: „In der heutigen Sitzung unseres Nationalkonvents ist nun einmütig dekretiert, den Wunsch der Vereinigung mit Frankreich zu äußern und damit eine Deputation nach Paris zu schicken, wozu man wahrscheinlich unter andern mich ernennen wird.“

Vier Tage später ist Georg Forster unterwegs nach Frankreich. Doch während seine „Reunionsadresse“ am 30. März von den Pariser Abgeordneten mit Beifall aufgenommen wird, beginnen preußische Truppen schon damit, den Belagerungsring um Mainz zu schließen.

Kaum gegründet, vertagt sich der Rheinisch-Deutsche Nationalkonvent auf unbestimmte Zeit. Einige Abgeordnete fliehen vor dem drohenden Krieg aus der Stadt.

Die „Allgemeine Administration“, die das Parlament vor seiner Auflösung

noch eingesetzt hat, beschäftigt sich vor allem damit, unliebsame Bürger aus dem „Freistaat“ auszuweisen – und der besteht schon bald nur noch aus Mainz und der näheren Umgebung.

Denn Mitte April ist die Stadt endgültig von gegnerischen Truppen umzingelt. Nach Verstärkung der preußischen Kontingente durch Österreicher, Sachsen und Hessen belagern nun 44 000 Soldaten Mainz. Das Heer der Franzosen zählt dagegen nur 23 000 Mann.

Am 18. Juni 1793 beginnen die Angreifer, die Feste zu beschießen. Immer dichter rücken sie an die Mauern heran. Schon bald führt das Bombardement zu verheerenden Bränden und gewaltigen Zerstörungen.

„Mainz muss einem Schutthaufen ähnlich sehen“, schreibt Forster aus Paris an seine Frau in Straßburg. „Die Liebfrauenkirche, der eine Domturm, die Schustergasse, Judengasse, Bleichen, der Tiermarkt abgebrannt! Unsere Reihe Häuser? Steht sie, oder brennt sie? Ich weiß es nicht. Und die armen Einwohner!“

Obwohl die Kapitulation militärisch noch keineswegs notwendig wäre, übergeben die Franzosen Mainz am 23. Juli 1793 an die Deutschen. Im Gegenzug gewährt man ihnen freien Abzug, und binnen zwei Tagen verlassen die Besatzer die Stadt.

So endet nach nur vier Monaten die kurze Zeit der Mainzer Republik.

Viele Bürger, die in den Monaten zuvor vor dem neuen Regime geflohen sind, stürmen zurück in die Stadt.

„Jeder, der nun seine Privatrache ausüben wollte, führte einige Soldaten oder einen Haufen Pöbels in die Wohnungen derjenigen, die er als Klubisten angab“, berichtet ein Einwohner. „Ohne weitere Untersuchung wurden am hellen Tage diese Menschen beraubt, geplündert, mit Füßen getreten, im Kote herumgeschleift, mehrere Brüche gestoßen und Rippen zerbrochen, woran später viele starben.“

Erst im September wagt sich Erzbischof Erthal aus seiner Zweitresidenz in Aschaffenburg zurück: Da gehört Mainz schon seit fast zwei Monaten wieder zu seinem Kurfürstentum, ist es wieder Teil des Reiches.

Ende Juni 1793 beschießt preußische Artillerie die Stadt, der Dom geht in Flammen auf. Einen Monat später kapitulieren die Franzosen – und damit die Mainzer Republik – vor den Truppen der deutschen Alliierten



VOLKSHELD UND VERBRECHER

Um die Jahrhundertwende herrschen die Franzosen über die Dörfer und Städte links des Rheins. Doch den Besatzern gelingt es nicht, Recht und Ordnung durchzusetzen. Diebesbanden überfallen Bauern und Händler. Einen tolldreisten Räuber verehrt das Volk dennoch als Helden: Johannes Bückler, genannt »Schinderhannes«

VON CHRISTINA SCHNEIDER

Staudernheim, in einer Septembarnacht des Jahres 1801. Flackerndes Licht tanzt über die Fassaden der Hauptstraße. Vier Männer mit Fackeln marschieren durch das Dorf im Hunsrück zum Haus der jüdischen Krämerfamilie Löw. Dort wuchten sie einen Baumstamm hoch – und rammen die Haustür ein.

Eine der Gestalten bleibt als Wache zurück, die anderen stürmen in das Gebäude, mit Messern zwischen den Zähnen. Sie raffen Schmuck und silbernes Geschirr zusammen und zwingen die Löws, ihr Geld herauszugeben.

Niemand im Haus wagt Widerstand. Ohnmächtig sieht die Händlerfamilie mit an, wie ihre Habe in die Hände eines der berühmtesten deutschen Räuber fällt: Johannes Bückler, genannt »Schinderhannes«.

Ein Mann, der stiehlt und Menschen mordet und das Gesetz nicht fürchtet – weil in den Dörfern zwischen Mosel und Rhein scheinbar kein Gesetz gilt.

Seit neun Jahren führen Europas Monarchen Krieg gegen Frankreich. Ihre Armeen wälzen sich ab 1792 durch die deutschen Lande über den Rhein. Vergebens: Bis 1795 besetzen französische Truppen das Gebiet links des Rheins, den Hunsrück, Trier, Aachen und Koblenz.

Den Heeren folgt bitteres Elend. Die Menschen müssen die durchziehenden Truppen versorgen und werden von Soldaten ausgeplündert. Vielen bleibt nur, sich mit Diebstählen durchzuschlagen. Vagabunden zwingen Bauern mit vorgehaltener Waffe zu »Almosen«, andere plündern Marktstände aus.

Verfolgung müssen Diebe kaum befürchten, denn die öffentliche Ordnung ist nahezu vollständig zusammengebrochen: Die Franzosen haben in den zu neuen Departements erklärten Gebieten noch keinen wirkungsvollen Polizeiapparat aufgebaut, und die Revolutionskriege toben weiter.

Immer mehr Räuber schließen sich zusammen. Wie viele Banden um 1800 rauben und morden, weiß niemand genau. Es mögen Dutzende sein. Vor allem im dicht bewaldeten Hunsrück müssen Fuhrleute, Reisende, Händler, selbst Mägde und Knechte Überfälle fürchten.

JOHANNES BÜCKLER, vermutlich um 1777 im Taunus geboren, bessert schon als junger Knecht eines Abdeckers – eines »Schinders«, wie die Menschen sagen – seinen Lohn mit Diebstählen auf. Wohl als 19-Jähriger raubt er im Hunsrück mehrere Hammel und wird erstmals verhaftet. Doch Bückler entkommt: Viele Gefängnisse sind marode und schlecht bewacht; Häftlinge durchtrennen morsche Bretter mit eingeschmuggelten Messern und bestechen die Wärter.

Die Behörden suchen ihn nun per Steckbrief. Er schließt sich entflohenen Sträflingen, Bettlern und ehemaligen Soldaten an, die in Scharen durch die Wälder und über die Landstraßen der deutschen Kriegsgebiete am Rhein ziehen.

Wer sich vor der Obrigkeit versteckt, kommt in abgelegenen Höfen oder Mühlen unter, deren Pächter sich als Hehler gestohlener Waren etwas dazuverdienen. Die Ganoven tauschen Informationen aus, werben Komplizen, planen Überfälle.

Mit solchen Weggefährten stiehlt »Schinderhannes«, wie er seit seiner Jugend genannt wird, Pferde aus entlegenen Bauernhöfen. 1799 geht er den Gendarmen erneut ins Netz, entkommt aber aus dem Gefängnisturm von Simmern: Seine Flucht mit einem aus Stroh gedrehten Seil ist so spektakulär, dass die Gauner der Gegend ihn fortan als Helden verehren und häufig zu ihrem Anführer bestimmen.

Bückler wird tollkühner, lauert Händlern nach Markttagen auf und greift schließlich fahrende Kutschen am hellen Tag an.

Dabei arbeitet er, anders als die meisten Räuber, geradezu versessen an seinem Ruf: Bei Überfällen



Johannes Bückler ist charmant und elegant gekleidet – auch mehr seinen Ruhm



1802 wird Bückler im Taunus von einem deutschen Polizisten gefasst und, wie hier zu sehen, an die Franzosen ausgeliefert. Ihn erwartet die Guillotine

trennt er manchmal Händler in Juden und Christen – und lässt den Getauften ihren Besitz. Denn nur gegen die Juden führe er Krieg, verbreitet er; Arme und christliche Bauern hätten nichts zu befürchten. Eine Mär: Tatsächlich ergreift Bückler fast jede Gelegenheit, um Beute zu machen.

Im Volk kursieren bald fantastische Geschichten über einen schillernden Räuberhauptmann mit edlem Herzen. Bückler kleidet sich stets nach der neuesten Mode, gibt sich Frauen gegenüber als Charmeur und unterzeichnet Erpresserbriefe an Bauern und Müller mit „Johannes durch den Wald“ – wohl, weil es geheimnisvoller klingt.

Einem jungen Mädchen, heißt es, habe er durch den Wald geholfen, weil es Angst vor Räubern gehabt habe, und sich erst am Ende des Weges zu erkennen gegeben.

Ab 1800 überfallen Schinderhannes und seine Kumpane immer häufiger auch Wohnhäuser. Wer sich wehrt, wird übel mishandelt oder gar getötet; ein Opfer stirbt qualvoll mit einer Ladung Schrot im Unterleib.

Die Franzosen fahnden immer dringender nach Bückler. 1801, als allmählich Frieden einkehrt am Rhein, richten sie eine neue Polizeigarde ein. Zudem befehlen sie den Bürgermeistern im Hunsrück und in der nördlichen Pfalz, Bürgerwehren aufzustellen: Der Kampf gegen das Räuberwesen beginnt.

Tatsächlich sind viele Menschen der ständigen Angst vor Überfällen überdrüssig. Wie die Bürger von Staudernheim, wo Johannes Bückler im Spätsommer 1801 das Haus der Händlerfamilie Löw überfällt.

DER LÄRM, DEN BÜCKLER und seine Gehilfen machen, reißt den Bürgermeister des Dorfes aus dem Schlaf. Er leiht sich die Flinte eines benachbarten Jägers, läuft mit einigen Männern zum Tatort und feuert auf den Wachposten der Räuber. Schinderhannes springt mit seinen Kumpanen über die Gartenmauer und flieht in die Dunkelheit.

Zum ersten Mal scheitert ein Überfall des berüchtigten Räubers an der massiven Gegenwehr der Bevölkerung.

Bald muss Bückler weitere geplante Raubzüge aufgeben, denn die Gefahr, erwischt zu werden, nimmt zu. Im Dezember 1801 richtet der französische Regierungskommissar eine geheime Arbeitsgruppe ein. Ihr Ziel: die „Ausrottung der

Räuber“. Mit Hilfe von Spitzeln, die als Deserteure verkleidet sind, sowie den Aussagen verhafteter Ganoven heben die Mitarbeiter etliche Räubernester aus. Zudem gehen immer mehr anonyme Hinweise auf untergetauchte Verbrecher ein.

Bückler schickt noch einmal Bauern und Müllern Erpresserbriefe: Wer nicht zahlt, dessen Anwesen werde in Flammen aufgehen.

Tatsächlich aber ist die Zeit der Banden in Deutschland vorbei, werden spektakuläre Überfälle zur Seltenheit. Auch bei dem einst furchtlosen Räuberhelden Bückler wächst die Angst. Häufig setzt er sich über den Rhein in die deutschen Lande ab, wohl in dem Glauben, dort nicht gefasst zu werden.

Ein Irrtum. Am 31. Mai 1802 wird Schinderhannes auf einem Feldweg im Taunus von einer Polizeistreife angehalten. Weil er sich nicht ausweisen kann, nimmt ihn der Amtmann fest. Erst eine Woche nach der Gefangennahme wird klar, dass die Polizei einen der meistgesuchten Verbrecher verhaftet hat.

Am 16. Juni liefern die deutschen Behörden Bückler an die Franzosen aus. Ein Gericht verurteilt ihn wegen der Beteiligung an mehr als 50 Vergehen – darunter drei Morde, 20 Raubüberfälle und 30 Diebstähle – zum Tode.

MAINZ, 21. NOVEMBER 1803. Auf dem Hinrichtungsplatz oberhalb der Stadt leuchtet eine rote Guillotine, umstellt von 300 Soldaten. Seit Stunden warten Zehntausende Schaulustige auf die Verurteilten: Bückler und 19 Komplizen. Flugblätter erzählen die Geschichte vom edlen Räuber Schinderhannes; nicht wenige Zuschauer sehen in ihm einen Volkshelden.

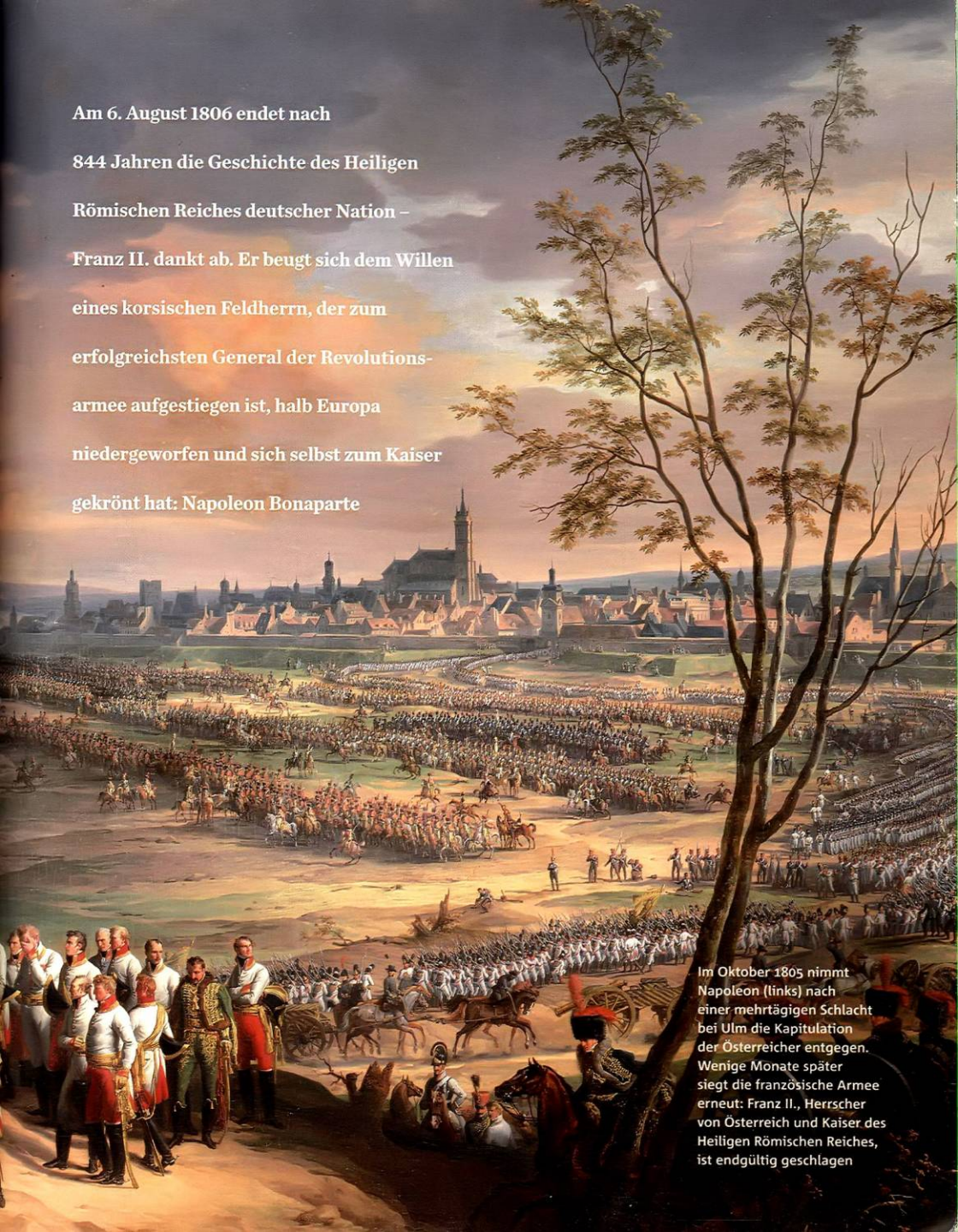
Endlich kündigt dumpfe Trommelschläge die fünf Leiterwagen mit den Verurteilten an. Auf dem ersten sitzt Schinderhannes, mit einem roten Hemd bekleidet – dem Zeichen des Mörders. Er wirkt gelassen, als er auf die Guillotine steigt. „Ich sterbe gerecht, aber zehn von meinen Kameraden verlieren das Leben unschuldig. Das ist mein letztes Wort“, ruft er der Menge zu.

Dann verbeugt er sich. Wie ein Schauspieler, dessen Stück beendet ist. □

ENDE *eines* IMPERIUMS



Am 6. August 1806 endet nach
844 Jahren die Geschichte des Heiligen
Römischen Reiches deutscher Nation –
Franz II. dankt ab. Er beugt sich dem Willen
eines korsischen Feldherrn, der zum
erfolgreichsten General der Revolutions-
armee aufgestiegen ist, halb Europa
niedergeworfen und sich selbst zum Kaiser
gekrönt hat: Napoleon Bonaparte



Im Oktober 1805 nimmt
Napoleon (links) nach
einer mehrtägigen Schlacht
bei Ulm die Kapitulation
der Österreicher entgegen.
Wenige Monate später
siegt die französische Armee
erneut: Franz II., Herrscher
von Österreich und Kaiser des
Heiligen Römischen Reiches,
ist endgültig geschlagen

Das Heilige Römische Reich deutscher Nation liegt im ungewöhnlich warmen Sommer des Jahres 1806 in Agonie. Franz II. aus dem Geschlecht der Habsburger – der 34. Herrscher, der die Kaiserkrone trägt – regiert formal zwar noch immer dieses riesige Imperium, das sich von Rügen bis zur Adria und von Friesland bis Pommern erstreckt, aber nun zerfällt es.

13 Jahre lang waren die Österreicher fast ununterbrochen im Krieg mit Frankreich: anfangs, um die Familie des Königs vor den Revolutionären zu retten, um die Volksregierung abzusetzen – und um den Anspruch der europäischen Monarchen zu demonstrieren, dass ihnen allein von Gott das Recht zu herrschen verliehen worden ist.

Doch Franz II. hat Niederlage um Niederlage erlitten. Die Franzosen haben die Territorien links des Rheins mit Städten wie Bonn und Köln annektiert. Schlimmer noch: Die Könige von Bayern und Württemberg sowie weitere 14 Fürsten sind aus dem Reich ausgeschieden und haben eine Allianz mit Napoleon Bonaparte geschlossen, dem selbst gekrönten Kaiser Frankreichs.

Zudem haben die andauernden Kriegszüge Teile Süd- und Westdeutschlands verheert: Einquartierungen, plündernde Soldaten, Viehseuchen, Typhus.

Napoleon, vom geflügelten Ehrgeiz mit der Herrschaft über die Welt gelockt, stürmt seiner Armee voran: Karikatur aus dem seit 1814 gegen Frankreich kämpfenden Großbritannien



Und immer noch steht dort eine 200 000 Mann starke französische Armee, deren Oberkommando in München residiert.

Reisen sind lebensgefährlich. Verarmte Bauern, erwerbslose Handwerker und Deserteure organisieren sich in Räuberbanden (siehe Seite 34). Zudem lauern überall militärische Werber, die für jeden zum Dienst Gepressten eine Prämie kassieren.

Und nun steht der vielfach besiegte Franz II. unter enormem Druck: Napoleon droht, die österreichischen Stammlande anzugreifen, wenn der Habsburger nicht die römisch-deutsche Kaiserkrone niederlegt und das Reich auflöst.

Der 38-jährige Monarch zögert. Doch vier Tage bevor das Ultimatum abläuft, gibt Franz II. den Kampf um das zerstörte

Reich auf. Er unterzeichnet am 6. August eine Urkunde, in der es in umständlicher Kanzleisprache heißt: „Wir erklären demnach durch Gegenwärtiges, dass Wir das Band, welches Uns bis jetzt an den Staatskörper des deutschen Reichs gebunden hat, als gelöst ansehen, dass Wir das reichsoberhauptliche Amt und Würde als erloschen betrachten.“

Der neue Kaiser entmachtet den Erben Roms

In einfaches Deutsch übersetzt, ist der Inhalt der Erklärung ebenso leicht verständlich wie ungeheuerlich: Nach fast 850 Jahren hat das Heilige Römische Reich aufgehört zu existieren.

UNERWARTET KOMMT DIESES ENDE nicht. Denn das Reich, so ein Rechtsgelehrter schon mehr als ein Jahrhundert zuvor, gleicht einem irregulären „Monstrum“ – erstarrt in einer Verfassung, die aus jahrhundertealten Gesetzen besteht.

So regelt die Goldene Bulle von 1356 noch immer die Wahl des Reichsoberhauptes: mitunter ein monatelang andauernder Prozess. Und die Reichskriegsverfassung von 1681 bestimmt, dass im Kriegsfall alle Fürsten Kontingente zu stellen haben – das aber sind in manchen Fällen nur eine Handvoll Infanteristen, und so kann aus dieser zusammengewürfelten Truppe nichts anderes entstehen als eine ohnmächtige Streitkraft, die Zeitgenossen als „Confusions-Armee“ verhöhnen.

In Großbritannien, Europas modernster Monarchie, steht ein König mit einem Adelsparlament an der Spitze der Nation, ist die Macht in den Händen einer Zentralregierung konzentriert, gibt es eine Hauptstadt, direkte Steuern und weitgehend einheitliche Gesetze. Das Heilige Römische Reich dagegen zerfällt in mehr als 300 Fürstentümer.

Darunter sind Großmächte wie Österreich, in dem 20 Millionen Deutsche, Niederländer, Böhmen, Slowenen, Italiener leben. Oder Preußen mit einer fast 200 000 Mann starken Armee. Dazu gehören aber auch Ländchen wie die Grafschaft Hohenberg im Schwarzwald mit 4500 Einwohnern.



Am 18. Mai 1804
ernennt sich Napo-
leon zum Kaiser
der Franzosen. Damit
ist die Französische
Revolution endgültig
beendet – von
ihrem erfolgreich-
sten General



Franz II. aus dem Geschlecht der österreichischen Habsburger besteigt 1792 den römisch-deutschen Kaiserthron und führt 13 Jahre lang fast ununterbrochen Krieg gegen Frankreich. Österreich bleibt frei – doch das in jahrhundertalten Gesetzen erstarrte, aus mehr als 300 Fürstentümern bestehende Reich zerbricht unter dem Ansturm der napoleonischen Massenarmee. Das Gemälde zeigt den Habsburgerherrscher ein gutes Vierteljahrhundert nach seiner erzwungenen Abdankung als deutscher Kaiser 1806

Andere Staaten im Reich werden zudem von Ausländern regiert – so das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg, wo der englische König herrscht. Oder Holstein, das dem dänischen Monarchen untertan ist.

Jeder Reichsfürst ist ein Souverän, der Gesetze erlässt, an seinen Grenzen Zölle erhebt und Bündnisse sogar mit ausländischen Mächten schließen darf. Die reale Macht des Kaisers, des Reichsoberhauptes, beschränkt sich weitgehend darauf, Universitätsprivilegien zu erteilen und verdiente Beamte in den Adelsstand zu erheben.

Für fast alles, was darüber hinausgeht, braucht er dagegen das Einverständnis der lokalen Herrscher – etwa für die Vergabe von Zollprivilegien die Zustimmung der Kurfürsten, die auch den Kaiser wählen. Das sind bei der letzten Wahl 1792: die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln; der König von Böhmen; der Markgraf von Brandenburg (zugleich König von Preußen) sowie die Herzöge von Sachsen, Pfalz-Bayern und Braunschweig-Lüneburg.

Diese acht Würdenträger lassen sich ihre Stimme von den jeweiligen Aspiranten bezahlen: mit wachsenden Kompetenzen und immer neuen Privilegien.

Über Jahrhunderte waren die Habsburger stets bereit, diesen hohen Preis zu zahlen, um den Kaisertitel in ihrer Familie zu halten – der 1792 gekrönte Franz II. ist der 22. Imperator aus ihrer Dynastie. Es geht den Österreichern vor allem um das Prestige, als Kaiser die Nachfolger der römischen Cäsaren zu sein, Beschützer der katholischen Kirche und, dem Rang nach, die Ersten unter den europäischen Monarchen.

Doch es geht ihnen auch um reale Macht. Denn der Kaiser hat ein Privileg: Er darf seine Truppen durch das gesamte Reich marschieren lassen.

Die Habsburger besitzen große Ländereien in den südlichen Niederlanden – und der Weg dorthin führt durch das Territorium anderer Reichsfürsten.

DIE BEDEUTENDSTEN Rechte übt der Kaiser gemeinsam mit dem Reichstag aus: etwa über Krieg oder Frieden zu beschließen, Steuern zu erheben, Gesetze zu erlassen.

Doch die Gesandten der Fürsten und Städte, die für ihren Reichstag seit 1594 im Rathaus von Regensburg tagen, unterliegen derartig komplizierten Verfahrensregeln, dass sie fast nie zu einem Entschluss kommen. Deshalb verabschiedet der Reichstag im gesamten 18. Jahrhundert nur ein wichtiges Gesetz: die Reichshandwerkerordnung von 1731.

Ebenso langsam und entscheidungsschwach sind die beiden obersten Gerichtshöfe des Reiches, an denen sich Prozesse oft jahrzehntelang hinziehen. Als am Reichskammergericht in Wetzlar 1654 eine Kommission für liegen gebliebene Revisionsfälle eingesetzt wird, beginnt dieses Gremium erst mehr als 100 Jahre später mit seiner Arbeit.

Für den Thron zahlen die Habsburger einen hohen Preis



Die gefährlichste „Teutsche Staats-Krankheit“, für die zeitgenössische Enzyklopädiën sogar einen eigenen Eintrag haben, ist jedoch die Rivalität zwischen Österreich und den Hohenzollern, der preußischen Herrscherdynastie.

1740 wurde daraus offene Feindschaft, als Friedrich der Große die österreichische Provinz Schlesien überfiel und das Recht der Habsburger auf den Kaiserthron bestritt. 39 Jahre lang bekämpften sich die beiden Staaten in vier Kriegen, in denen Hunderttausende Soldaten fielen; seither herrscht ein zerbrechlicher Frieden.

Nach der Französischen Revolution von 1789 jedoch nähern sich Habsburger und Hohenzollern wieder an – eine aus der Not geborene Solidarität der Monarchen. Denn schon bald darauf erklären Frankreichs Revolutionäre den Anciens Régimes in Europa den Krieg.

ANFANGS SIND die deutschen Staaten durch die Revolution nicht beunruhigt. Im Gegenteil: Österreichs Staatskanzler vermutet, die Anarchie werde Frankreich für lange Zeit schwächen. Zudem scheinen die Aufständischen nur an der Änderung der Verhältnisse im eigenen Land interessiert: Im Mai 1790 verzichtet die Pariser Nationalversammlung feierlich auf Eroberungskriege.

Doch das ändert sich rasch. Immer radikalere Gruppen von Revolutionären drängen an die Macht, und auch ihre außenpolitischen Forderungen werden immer extremer. Die Fanatiker wollen

1806 löst Napoleon süddeutsche Fürstentümer aus dem Reich und formt aus ihnen den Rheinbund. Die frisch gebackenen Könige (britische Karikatur) schulden ihm Gehorsam

Eine Fehlkalkulation. Denn am 20. September stoppt der Feldzug. Nach einem Artilleriegefecht rund 100 Kilometer östlich von Paris weicht die durch

Als die Franzosen Sieg um Sieg erringen, schließt Preußens Monarch am 5. April 1795 sogar Frieden mit den Republikanern. Fortan wird die zweitstärkste deutsche Macht mehr als elf Jahre lang im Todeskampf des Reiches neutral bleiben.

ÖSTERREICH KANN DEN ATTACKEN der Franzosen nur wenige Monate widerstehen. Die Angreifer sind überlegen, weil sie durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ihre Armee auf 500 000 Mann vergrößert haben. Aber auch dank ihrer jungen Heerführer, etwa dem General Napoleon Bona-

This historical map illustrates the political landscape of Central Europe during the Napoleonic era. The Rheinbund (Rhine Confederation) is highlighted with a red border, marking the frontier established on July 12, 1806. The map shows a complex arrangement of German states, including the Kingdom of Prussia (Kgr. Preussen) to the north and east, the Kingdom of Bavaria (Kgr. Bayern) to the south, and the Kingdom of Saxony (Kgr. Sachsen) to the east. Other notable states include the Kingdom of France (Kaiserreich Frankreich) to the west, the Austrian Empire (Kaisertum Österreich) to the south, and the Kingdom of the Netherlands (Kgr. Holland) to the northwest. The map also depicts the North Sea (NORDSEE) and the Baltic Sea (OSTSEE). A scale bar indicates a distance of 100 km, and the source is cited as GEO-Grafik.

parte. Für Österreich kämpfen dagegen vor allem teure Söldner unter dem Kommando oft unfähiger Adeliger.

Im Frühling 1797 stößt der 27-jährige Bonaparte auf Wien vor. In die Enge gedrängt, muss Franz II. die Bedingungen der Franzosen akzeptieren: Im Frieden von Campo Formio verzichtet er unter anderem auf die österreichischen Niederlande und erkennt den Rhein als Reichsgrenze an.

Aber die Waffenruhe hält nicht lange. Bereits zwei Jahre später kämpft Österreich erneut gegen Frankreich, das in Norditalien und der Schweiz eingefallen ist. Wiederum unterliegt Wien.

Franz II. muss abermals harte Bedingungen akzeptieren, etwa etliche rechtsrheinische Festungen schleifen und die Bestimmungen des Friedens von Campo Formio – denen auch der Reichstag zustimmt – bestätigen.

Für den Verlust linksrheinischer Territorien sollen die weltlichen Fürsten im Reich mit Ländereien rechts des Stroms entschädigt werden: mit Gebieten, die man ihren geistlichen Herren wegnehmen will.

Und fast alle Mächtigen im Reich sind bereit, Herrschaft und Eigentum der Bischöfe, Äbte und Reichspröbste preiszugeben: Die religionsfeindlichen französischen Revolutionäre haben ja bereits 1789 jeglichen Kirchenbesitz zum Nationaleigentum erklärt, und viele deutsche Politiker in den protestantischen Ländern haben das gleiche Ziel; auch die katholischen Mächte Österreich und Bayern planen schon seit Längerem, ihr Gebiet auf Kosten geistlicher Herrschaften zu vergrößern.

All das entspricht der Stimmung vieler Zeitgenossen, die die weltliche Herrschaft von Priestern für ein Relikt aus dem Mittelalter halten. Vor allem aber: Kaum ein Kleriker protestiert – und so wundert sich der päpstliche Nuntius in Wien, freilich mit einem antisemitischen Unterton: „Selbst Juden treten für ihre Rechte ein, nur die Bischöfe schweigen.“

Die geistlichen Regenten haben gute Gründe für ihre Zurückhaltung: Sie sollen von den Landesherren, die ihre Herrschaftsrechte übernehmen, großzügige Pensionen erhalten; bis zu 60 000 Gulden im Jahr bekommt etwa ein Fürstbischof.

1803 setzt ein Fürstenrat den Friedenskontrakt in deutsches Recht um – mit dem Reichsdeputationshauptschluss. Von 65 geistlichen Herrschaften bleiben nur drei übrig: die Territorien zweier Ritterorden und das Erzbistum von Mainz (dessen Erzbischof riesige Bestechungssummen an französische Minister und Beamte gezahlt hat).

Zudem werden die Ländereien von 41 Reichsstädten an die sie umgebenden Staaten verteilt. Insgesamt kommen so fast fünf Millionen Menschen und etwa 45 000 Quadratkilometer Land unter eine neue Herrschaft.

Größter Verlierer dieser gewaltigsten Gebietsumverteilungen in der Geschichte des Reichs ist die katholische Kirche:

Napoleon besiegt Österreich – mit deutscher Hilfe

Ihre Landgüter fallen an die weltlichen Staaten, Klöster werden aufgelöst, deren Besitz eingezogen. Die Landesherren versteigern Gemälde, Bibliotheken werden eingestampft, Gebäude niedrigerissen, silberne Altarleuchter eingeschmolzen.

Die Nonnen und Mönche aus den aufgelösten Klöstern stehen oft ohne Einkommen da. Viele müssen fortan in „Aussterbeklöstern“ leben.

Die größten Profiteure des Reichsdeputationshauptschlusses sind neben Preußen die süddeutschen Mittelmächte: Baden, Bayern sowie Württemberg erweitern ihre Gebiete erheblich und entwickeln sich aus zerstückelten Ländersammlungen zu Staaten mit nahezu geschlossenen Territorien.

Ihre Landgewinne verdanken die süddeutschen Fürsten allein Bonaparte. Und sie erhoffen sich weitere Erträge; deshalb werden sie zu treuen Verbündeten des Franzosenherrschers.

Genau wie der es geplant hat.

AM 18. MAI 1804 ernannt sich Napoleon Bonaparte zum Kaiser der Franzosen; die Selbstproklamation ist ein Symbol für die schrankenlose Macht des korsischen Offiziers, der durch einen Staatsstreich die Alleinregierung in Frankreich übernommen hat. Und für das Ende der Revolution, vollzogen von ihrem erfolgreichsten General.

In Wien löst die Rangerhöhung Panik aus. Wird Napoleon nun auch nach der römisch-deutschen Krone greifen? Wer sollte Europas mächtigsten Potentaten daran hindern?

Franz II., von dem ein französischer Agent schreibt, er lasse sich durch nichts aus seiner natürlichen Apathie bringen, handelt diesmal schnell und kommt dem drohenden Statusverlust zuvor: Keine drei Monate später ernannt er sich zum Kaiser von Österreich – als Franz I.

Dieser Titel ist erblich, bleibt also garantiert in seiner Familie, ganz gleich, welche Absichten Napoleon hat. Noch allerdings hält Franz auch an dem römisch-deutschen Amt fest.

In Wirklichkeit will Napoleon, wie er einige Jahre später einem deutschen Minister verraten wird, gar nicht Kaiser des Reichs werden: „Zu allen Zeiten

»Ich sehe da einen kleinen Punkt, an dem Sie ersticken werden«, sagt der Engländer auf dieser Karikatur zu Napoleon. Tatsächlich bleibt Großbritannien unbesiegt – und steht Österreich bei



habt ihr eure Kaiser schikaniert. Ich habe kein Interesse daran, euer Oberhaupt zu werden. Ich habe die Hand freier, wenn ich euch fremd bleibe.“

Zudem sind Mittelstaaten wie Bayern und Württemberg ohnehin abhängige Verbündete, die ihm sofort Truppen zur Verfügung stellen, als Österreich 1805 erneut Krieg gegen Frankreich führt.

Auch diese Auseinandersetzung endet für Wien in einer Niederlage. Nach dem Sieg dankt Napoleon seinen deutschen Gehilfen: Er nötigt Kaiser Franz II., den Herrscher von Baden zum Großherzog zu erheben und die Fürsten von Württemberg und Bayern zu Königen; Bayern erhält von Österreich zudem unter anderem Tirol und Vorarlberg.

Doch die Belohnung hat ihren Preis. Baden, Bayern und Württemberg sollen sich vom Reich lösen. Napoleon will sie mit 13 weiteren von ihm abhängigen Reichsländern in den Rheinbund zwingen, eine deutsche Föderation unter französischem Protektorat.

Dessen Mitglieder haben in Zukunft Zehntausende Soldaten zu stellen, über deren Verwendung allein Bonaparte bestimmt. Und sie sollen ihren Austritt aus dem Reich erklären.

Als die deutschen Monarchen erfahren, was ihren Vertretern in Paris oktroiert worden ist, sind sie entsetzt. Der bayerische König hätte seinem Gesandten am liebsten eine Kugel durch den

Kopf gejagt, schreibt ein Vertrauter später; der Großherzog von Baden lässt eine Urkunde verfassen, in der er seine Loslösung vom Reich für erzwungen erklärt. Dennoch unterzeichnen sie alle – denn Napoleon steht mit 200 000 Soldaten in Südwestdeutschland.

Der Franzose fordert zudem das Ende des Reiches. Der Kaiser habe seine römisch-deutsche Krone niederzulegen; wenn nicht, werde er seine Truppen marschieren lassen.

Und so unterzeichnet Franz II., „von Gottes Gnaden erwählter römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs“ am 6. August 1806 seine Abdankungsurkunde als Kaiser. 844 Jahre nach der Wahl Ottos des Großen zum ersten Kaiser endet so die Geschichte des Heiligen Römischen Reiches.

KAUM EINEN DEUTSCHEN aber berührt der 6. August 1806 – zu kraftlos ist schon seit Jahrzehnten das Kaisertum. Johann Wolfgang von Goethe etwa notiert in seinem Journal am folgenden Tag, der Streit seiner Kutscher habe ihn mehr aufgeregt als das Ende des Reiches.

Die Mitglieder des Reichstags in Regensburg berufen nicht einmal eine Sitzung ein, als die Nachricht vom Rücktritt des Kaisers bekannt wird. Die wenigen Diplomaten, die während der Sommerferien in der Stadt geblieben sind, reisen ab und lassen ihre Wohnungen und das Inventar versteigern; immer wieder erscheinen in den folgenden Wochen Anzeigen im örtlichen „Regierungs- und Intelligenzblatt“, die Auktionen von „sauberen Kleidern“, Bettwäsche, Sesseln, Kommoden und Weinvorräten ankündigen.

Vor allem die zahlreichen Equipagen allerdings sind unverkäuflich. Und wer sollte in dem nun bedeutungslosen Ort eine Residenz wie das Quartier der Gesandtschaft von Hessen-Darmstadt erwerben, das 22 Zimmer und einen Saal umfasst, einen Stall für sechs Pferde, zwei Küchen, drei Böden sowie zwei Keller?

Nur zwei ausländische Reichsfürsten protestieren: Gustav IV. Adolf von Schweden, zu dessen Territorium Vorpommern gehört. Und Englands König Georg III., der auch Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg ist und diesen Titel weiterführt.

Das Heilige Römische Reich aber, das am Ende keiner mehr verteidigen wollte, ersteht nicht wieder, auch nicht nach dem Sieg über Napoleon 1814. Aus seinem fast tausendjährigen Erbe wird nach Napoleons Niederlage auf dem Wiener Kongress

1815 der Deutsche Bund, ein lockerer Zusammenschluss souveräner Monarchen und Städte (siehe Seite 82).

Dennoch lebt die Rivalität zwischen Österreich und Preußen fort. 1866 wird sie erneut zum Krieg eskalieren. Und erst enden, als 1871 ein deutsches Kaiserreich entsteht, dem der Habsburgerstaat nicht mehr angehört. □

Ein Kaiserreich endet in Kanzlei-deutsch

Literatur: Walter Demel, „Reich, Reformen und sozialer Wandel 1763–1806“, Klett-Cotta: ein ausführlicher Überblick über den Niedergang des deutschen Reiches. Wolfgang Burgdorf, „Ein Weltbild verliert seine Welt“, Oldenbourg: lebendig geschriebene Studie über das Jahr 1806 und das Ende des Reiches.

P.M.

HISTORY **Special** Nr. 2

2000 Jahre Schlacht
im Teutoburger Wald
Hermann der Cherusker
und sein Sieg über
die Legionen Roms

Im Reich der Kelten und Germanen



Macht der Druiden
Die Wahrheit über die Hüter
der keltischen Weisheit



Der Gral der Nazis
Sensationelle Enthüllungen
zum Chiemsee-Schatz

HISTORY

DEUTSCHLAND 5,90 €

Special



**JETZT
IM
HANDEL!**

P.M. HISTORY - Guide
Museen, Ausstellungen und
Events in Deutschland,
Österreich und der
Schweiz

1806-1814 BESATZUNGSZEIT

H A M

unter den Fran

Johann Marcus
David malt 1811
die von der Michaeliskirche dominierte
»Kaiserlich Französische Stadt«. Mit
107 000 Einwohnern
ist Hamburg die
fünftgrößte Metro-
pole Frankreichs



B U R G

zosen

Im Jahr 1810 annektiert Napoleon Hamburg und weite Teile Norddeutschlands. Die Hansestadt wird zum Zentrum eines Departments und von französischen Beamten radikal modernisiert. Doch im Gewirr der Gassen und Kanäle wächst der Zorn der Bürger – bis ein Aufstand droht

VON CAY RADEMACHER



N

iemand kennt die Geheimnisse der Hamburger so gut wie Louis-Philippe Brun d'Aubignosc. Denn der Karrierebeamte aus Südfrankreich ist Polizeidirektor der Elbmetropole, Herr über acht Kommissare, Dutzende Beamte sowie über viele Spitzel, deren genaue Zahl wohl nur er selbst kennt.

Fast täglich öffnet der noch nicht 40-Jährige heimlich Briefe, lässt sich zutragen, was in den Kaffeehäusern unter Händlern und Bankiers geflüstert wird. Fertigt Berichte an über die Gerüchte in den schmutzigen Gassen der Elendsquartiere, schickt Beamte zu Razzien aus, schreibt Dossiers über Schmuggler.

Hamburg ist im Frühjahr 1812 mit gut 107 000 Einwohnern die fünftgrößte französische Stadt. Aber was heißt das schon in Napoleons *empire*, auch Amsterdam und Rom sind ja französisch geworden. Fast ganz Europa steht direkt oder indirekt unter Napoleons Kontrolle. Der Machtbereich des Eroberers beginnt an der Atlantikküste im Westen

und endet im Osten am Rande des Zarenreiches. Im Süden begrenzt ihn das Mittelmeer – und im Norden, im „Département Bouches de L'Elbe“, im Department der Elbmündungen, liegt die Metropole, die einst im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation eine de facto freie Stadt gewesen ist.

Das ist Vergangenheit – oder doch nicht? In der Nacht vom 27. auf den 28. April hat jemand am Großneumarkt, mitten in der Neustadt, anonym ein Plakat angeschlagen: „Bürger Hamburgs, der Zeitpunkt ist gekommen, uns von der französischen Knechtschaft zu befreien. Zu den Waffen. Heute oder niemals. Steht auf!“

Polizisten haben den Anschlag um fünf Uhr morgens entdeckt und abgerissen – so früh, dass ihn niemand sonst lesen konnte. Nun studiert der Polizeidirektor die Zeilen. Seine Zentrale liegt im Haus Große Bleichen 222: 13 Zimmer, Küche, Speicher, Stallungen für die Pferde, Jahresmiete 7040 Francs.

D'Aubignosc übersetzt den Aufruf ins Französische und legt ihn einem Rapport an den Polizeiminister in Paris bei. Und während die Schreibfeder übers Papier kratzt, mag er sich fragen, weshalb er 1100 Kilometer von seiner Heimat entfernt in einem Büro sitzt und Spitzel durch die Straßen der Stadt schickt.

Einer Stadt, in der Zehntausende ihre Arbeit verloren haben, in der Kinder von ihren Eltern vor Verzweiflung ausgesetzt werden; einer Hafenmetropole ohne Hafen, einem Ort der Schmuggler und Bettler; einer Metropole mächtiger Handelsherren, die heimlich Geschäfte mit Napoleons Feinden machen und die doch vor dem Augenblick zittern, da er, Polizeidirektor d'Aubignosc, die Kontrolle verliert.

Die armen Hamburger fürchten die Franzosen. Die reichen Hamburger aber fürchten die Armen. Und Louis-Philippe Brun d'Aubignosc fürchtet die Armen ebenso wie die Reichen und fragt sich, wann die Stadt wohl explodieren wird.

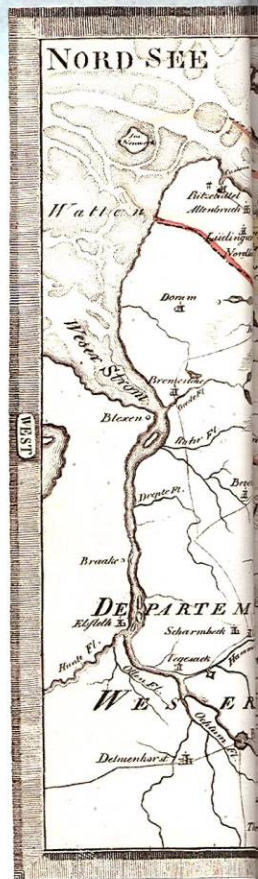
ZWÖLF JAHRE ZUVOR, um 1800, ist die Elbstadt ein internationaler Handels- und Finanzplatz, ihr Geld eine der stabilsten Währungen Europas.

Mehr als 3000 Schiffe legen jedes Jahr im Hafen an, löschen Kaffee aus der Karibik, Rotwein aus der Gironde und Tabak aus Virginia. „Grönlandfahrer“

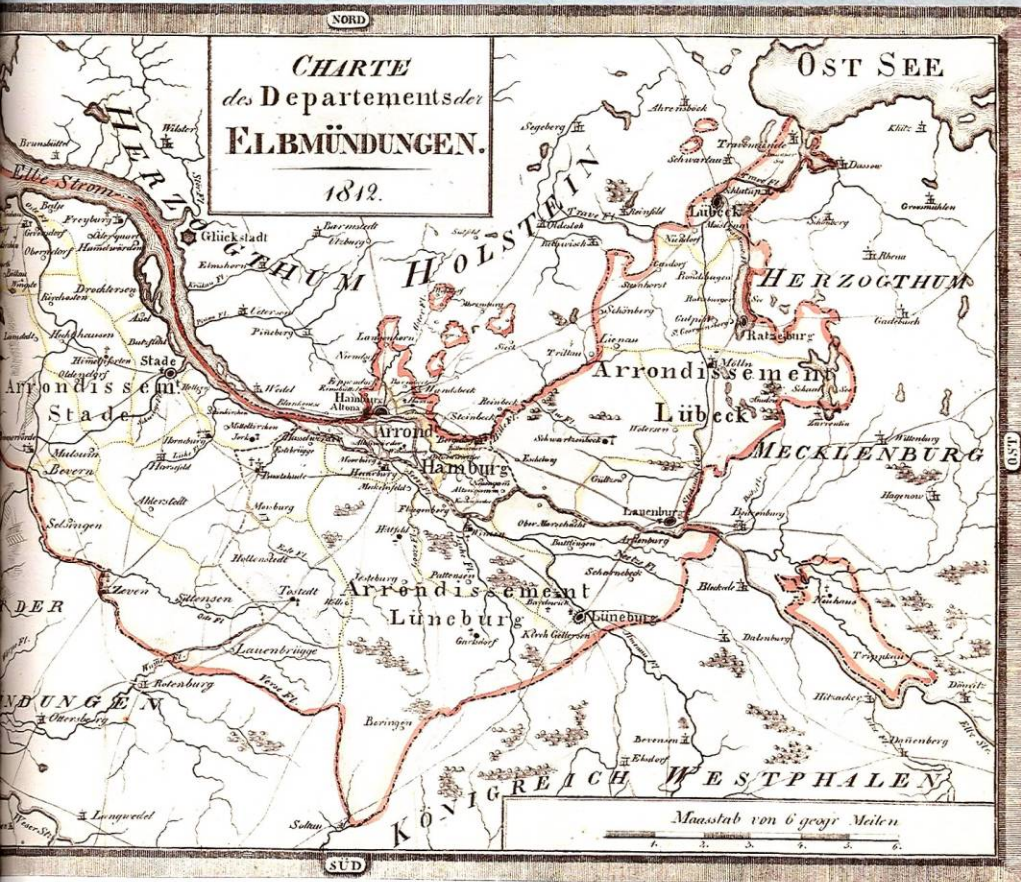


Louis-Nicolas Davout

Der Marschall, seit 1811 Generalgouverneur der norddeutschen Departments, ist der mächtigste Mann der Stadt



Diese Karte von 1812 zeigt Hamburg als Zentrum eines von der Nord- zur Ostsee reichenden Departments (rot umrandet). Auch Bremen gehört zu Napoleons Empire. Westfalen und Mecklenburg sind nominell unabhängig, jedoch eng mit Paris verbündet. Das Herzogtum Holstein im Norden untersteht dem dänischen König



holen Waltran aus arktischen Breiten. Dreimaster segeln nach China. Rohzucker aus Martinique wird hier ausgeladen und in mehr als 400 Siedereien verarbeitet, deren Pfannen mit importierter englischer Steinkohle befeuert werden.

Mindestens 15 000 Menschen arbeiten in Zuckersiedereien, Brauereien, Schnapsbrennereien, Kattundruckereien; ebenso viele als Handwerker und Kleinhändler; noch einmal so viele sind als Dienstboten beschäftigt – und 25 000 Mann im Hafen: als Lotsen, Frachtkahnführer, Packer, Segelmacher, Matrosen.

Und obwohl viele Händler gute Gewinne erzielen und mehr als 200 Familien über mindestens 100 000 Mark Vermögen gebieten, werden die Arbeiter schlecht entlohnt. Zahlen manche Herrschaften ihren Dienstmädchen so wenig, dass sich die – mit Zustimmung ihrer Arbeitgeber – prostituieren, um nicht zu verhungern. Acht von zehn Hamburgern sind arm oder von Armut bedroht.

Politische Macht haben sie nicht: Alle Entscheidungen fallen Rat und Bürgerschaft. In den Rat, das mächtigere der beiden Gremien, gelangen nur Kaufleute und Juristen über 30 Jahre. Ähnlich exklusiv ist die Mitgliedschaft zur „Erbgesessenen Bürgerschaft“, einer Art

Plenum der vermögenden Elite. Nicht einmal einer von 20 Hamburgern darf an den Versammlungen teilnehmen.

Trotz des kleinen Kreises der Mächtigen und ihrer kaufmännischen Erfahrung ist die Verwaltung wenig effizient und häufig korrupt. Beamtenstellen werden meistbietend versteigert, sodass selbst Analphabeten auf wichtige Posten gelangen können (kaum jeder fünfte Hamburger kann lesen und schreiben).

Die Finanzverwaltung ist so wirr, dass niemand auch nur sagen kann, wie hoch die Stadt verschuldet ist.



Die neuen Herren Hamburgs machen einen Prachtbau nahe der Binnenalster zu ihrer Zentrale. Der künstliche See mit schwimmender Badestelle grenzt im Norden an den Befestigungsring der Stadt (Blick von der Wallanlage auf den Jungfernstieg, um 1827)

Dafür regeln die Zünfte der Maler, Schmiede, Lohgerber, Heringswäscher und anderer Gewerbe penibel, wer welches Handwerk ausüben darf. Widerstand gegen dieses erstarrte System ist aussichtslos. Hamburgs Schulen, so verkündet es ein Mitglied der Bürgerschaft, „sind fast ganz unbrauchbar geworden“, eine Universität gibt es nicht. Und wegen der ineffektiven Justiz ziehen sich manche Gerichtsverfahren bereits seit 40 Jahren hin.

Wer den falschen Glauben hat, bleibt für immer Außenseiter: Nur Lutheraner dürfen Ämter bekleiden, nicht aber die rund 9000 Katholiken der Stadt, die etwa 1000 Reformierten und die mehr als 6000 Juden. Den Juden ist nicht einmal erlaubt, die öffentlichen Schulen zu besuchen; ihnen bleiben auch alle Zünfte verschlossen, und viele Kaffeehäuser verbieten ihnen den Zutritt.

Als Frankreichs Armeen Deutschland mit Krieg überziehen (siehe Seite 36), laviert der Hamburger Rat zwischen dem Reich und Frankreich. 1792 stoßen die französischen Heere erstmals bis zum Rhein vor und sichern sich nach und nach alle deutschen Gebiete westlich des Rheins, zudem die Region des heutigen Belgien sowie die Niederlande.

1799 putscht sich Frankreichs erfolgreichster Feldherr an die Macht: Napoleon Bonaparte, der fünf Jahre darauf Kaiser wird. Nach weiteren Kriegszügen wächst 1805 sein Einfluss in Süddeutschland. Württemberg, Bayern und Sachsen werden zu abhängigen Verbündeten.

Soldaten mag in der Hansestadt während dieser Kriege niemand stellen, und als sich das Heilige Römische Reich im Sommer 1806 auflöst, erklärt der Rat die Elbmetropole, die bis dahin als freie Reichsstadt dem Kaiser unterstand, zur „Freien Hansestadt Hamburg“. Damit ist die Stadt erstmals in ihrer Geschichte auch formell ein souveräner Staat.

Doch nur drei Monate später ist es mit dieser Freiheit vorbei: Napoleons Truppen marschieren ein.

Der Korse führt diesmal Krieg gegen Preußen und stößt deshalb weit in die deutschen Lande vor. Manche der eroberten rechtsrheinischen Gebiete formt er zu neuen Staaten um, so das Königreich Westphalen, das er anschließend seinem Bruder Jérôme anvertraut.

Diese neu geschaffenen Staatsgebilde und einige alte, mit Paris verbündete Fürstentümer wie Baden, Bayern, Sachsen, Hessen-Darmstadt und Mecklenburg schließen sich ab 1806 zum „Rheinbund“ zusammen, einer Union unter dem Protektorat des Franzosenkaisers.

Während des Feldzuges gegen Preußen lässt Napoleon auch die strategisch wichtigen Küsten von Nord- und Ostsee besetzen sowie die Hafenstädte, darunter Hamburg.

Widerstand leistet niemand, auch nicht die 1800 Mann starke Garnison der Hansestadt.

Zunächst sichert Napoleon Hamburg nur militärisch, belässt aber vieles beim Alten. Am 13. Dezember 1810 jedoch ordnet er sein vergrößertes Reich neu – und lässt die Stadt per Verwaltungsakt annektieren. Nun gehört Hamburg offiziell zu Frankreich.

GENERALGOUVERNEUR der neuen „Hanseatischen“ Departments wird Louis-Nicolas Davout, erst 40 Jahre alt und schon Marschall von Frankreich – ein Heerführer, den Napoleons Kriegszüge nach oben gebracht haben.

Mit seiner Entourage, die einem fürstlichen Hofstaat gleicht, quartiert sich der Gouverneur im Stadthaus eines verstorbenen Senators an den Großen Bleichen ein.

Seine Soldaten wohnen in Privathäusern – bei „nicht für arm gehaltenen Bürgern“, wie Davout befiehlt. Eine Schlafstatt, Feuerholz und Kerzen oder Ölfunkeln müssen die unfreiwilligen Gastgeber den Fremden überlassen.

Eine bunte Truppe: Napoleons Armeen sind längst keine rein französischen Heere mehr. Aus allen eroberten Gebieten zwingt der Kaiser Männer in den Dienst: Niederländer, Spanier, Deutsche aus den Rheinbundstaaten.

Je nach dem Stand der endlosen Kriege sind ab 1806 immer neue Einheiten in Hamburg stationiert, mal ein paar Tausend Soldaten, mal mehr als 20.000, meist nur ein paar Hundert.

Ein Augenzeuge bewundert die „Mannszucht“ der einmarschierenden Truppen. Und tatsächlich bewahren die Soldaten stets Disziplin. Auch wenn manche Offiziere, gegen Davouts Befehl, Pferde, Kutschen oder Kähne requirieren, um sich transportieren zu lassen.

Um Hamburgs Eingliederung in das französische Imperium umzusetzen, wird Polizeidirektor d'Aubignosc an die Elbe versetzt – und er trifft schon vor der offiziellen Annexion ein: im November 1810.

Da er aus Lauenburg anreist, mag er sich auf staubigen Straßen von Südosten nähern: vorbei an kleinen Gemeinden wie Bergedorf.

Möglicherweise kommt er aber auch mit einem Schiff über die Elbe nach Hamburg und legt im Hafen an.

Etwa 500 Meter breit ist der Fluss hier; das schlammige Wasser bewegt sich im Tidenhub der rund 100 Kilometer entfernten Nordsee, scheint bei Flut ins Land zu strömen, bei Ebbe gen Meer. Strudel um Sandbänke und Inseln, Deiche am Ufer. Keine Brücke quert die Elbe.

Vielleicht erblickt der Franzose hier erstmals Hamburgs Panorama: den Mastenwald der Segler, die Dächer der Lagerhäuser. Und Kähne, die in die Flotte einbiegen, jene schmalen Kanäle, die das Stadtgebiet durchziehen.

Dahinter die Spitzen gewaltiger Kirchen: St. Michaelis, St. Nikolai, St. Katharinen mit der vergoldeten Krone an der 112 Meter hohen Spitze.

Die Stadt ist kein über die mittelalterlichen Wehrmauern hinausgewuchertes Moloch wie Paris. Führe d'Aubignosc im Ballon darüber, würde er unter sich etwa 8000 Häuser sehen, alle dicht nebeneinander gebaut in einem Halbkreis, dessen gerade Kante die Elbe formt.

Die Alster, die zu zwei künstlichen Seen aufgestaut worden ist, bildet in diesem Halbkreis eine Art Mittelachse. Umschlossen wird das Gassengewirr von einem Festungsring, dem Wall.

In einem Akt politischer Selbstkastration haben Hamburgs Stadtväter erst wenige Jahre zuvor die Kanonen auf dem Wall demontiert, um den europäischen Kriegsparteien ihre Friedfertigkeit zu demonstrieren; den einstigen Festungsring haben sie mit Bäumen bepflanzt und Promenaden angelegt.

Doch ein Hindernis ist der Wall geblieben, durchbrochen nur von sechs Stadttoren, die nachts geschlossen werden.

Jenseits der Wallanlagen endet nicht nur Hamburg, sondern auch das französische Empire. Die Straße aus dem westlich gelegenen Millerntor etwa führt nach Altona, vorbei an den Tranbrennereien direkt am Fluss, in denen die Beute der Walfänger verarbeitet wird. Eine andere Straße reicht im Nordosten nach Wandsbek.

Altona und Wandsbek haben zwar deutsche Einwohner, gehören aber zum Königreich Dänemark, so wie das gesamte nördlich von Hamburg gelegene Land Holstein. Deshalb sind in Altona dänische Husaren stationiert. Und obwohl Kopenhagen mit Paris verbündet

ist, dürfen französische Truppen die Stadt nicht betreten.

Vielleicht ahnt d'Aubignosc schon vom ersten Tag an, wie schwer seine Aufgabe als Polizeidirektor sein wird: Er soll ja nicht nur eine Stadt kontrollieren – er muss eine Staatsgrenze sichern.

INNERHALB DER WÄLLE erlebt der Polizeidirektor eine Metropole besonders heftiger Gegensätze.

Er flaniert auf Straßen, die so gut gepflastert sind wie in kaum einer anderen Stadt Deutschlands und die nachts von 1500 Waltranlaternen beleuchtet werden. Auf Prachtboulevards wie dem Jungfernstieg an der Alster, dem 200 Linden Schatten spenden.

Er besucht das Rathaus an der Trostbrücke, mittelalterlicher Kern, spätbarock verziert, mit den Statuen von 21 deutschen Kaisern und Königen an der Vorderfront. Das Theater am Gänsemarkt, wo in den Jahren zuvor Lessings „Nathan der Weise“ oder Schillers „Räuber“ Hamburger Premieren feierten. St. Katharinen, wo einst Georg Philipp



Blau uniformierte französische Infanteristen (hier ein Füsilier der Kaiserlichen Garde) sind in der Stadt stationiert, in requirierten Wohnungen der Bürger

Telemann und Carl Philipp Emanuel Bach musizierten – und in deren Fußboden, wie in anderen Kirchen der Stadt, Tote beerdigt werden, weshalb beständig Verwesungsgestank durch die Gotteshäuser weht.

Seine Spitze wird der Polizeidirektor ganz sicher schon bald in eines der 15 Kaffeehäuser schicken, in denen sich Händler und Reeder morgens oder nach Börsenschluss am frühen Nachmittag treffen und über Geschäfte reden, über Politik. Hier liegen Briefpapier, Federn und Tinte für die Gäste aus. Die Herren genießen Schnupftabak, rauchen Pfeife und die seit 1788 von der Firma Schlottmann hergestellten „Cigarros“.

Welche Beruhigung für d'Aubignosc, hier wenigstens eine Andeutung französischer Lebensart zu entdecken! Denn die Revolution hat seit 1789 Emigranten an die Elbe getrieben. Die besten Restaurants – das „Parache“ am Gänsemarkt, das „Jacob“ weit im Westen – sind von französischen Köchen gegründet worden. Am Valentinskamp steht die Parfümerie „J. Marchal et Comp.“.

Deren vermögende Kunden residieren nur wenige Minuten Kutschfahrt entfernt. Die Kaufmannsdynastie Sieveking etwa lädt zu Festen in einen Garten in Harvestehude an der Alster. Die Senatorenfamilie Günther hat ihr Stadthaus an den Großen Bleichen errichtet, neben dem Jungfernstieg.

Viele Reiche haben sich auch Landhäuser entwerfen lassen: Villen inmitten von Parks an der Elbchaussee, die, an Altona vorbei, gen Westen führt.

Hier liegen herrschaftliche Anwesen wie die der Reeder Godeffroy, über die ein Hamburger Journalist schreibt, es seien „Paläste, denen unter den Residenzschlössern der kleinen deutschen Fürsten wenige zu vergleichen sind“.

Doch es gibt auch das andere Hamburg. Das der Armen in ihren labyrinthischen Quartieren, etwa im „Gängeviertel“ zwischen Hafen und Gänsemarkt.

10000 Menschen mögen hier wohnen, „wie in Sklavenschiffen beieinander gepackt“, so notiert ein Zeitgenosse: in schiefen Häusern aus Holz und Ziegeln, zwei, drei, vier Geschosse hoch. Düstere Wohnungen, deren Fenster im Winter unter Eispanzern erblinden. Eingangstüren, durch die ein normal großer Mensch nicht aufrecht schreiten kann. Aborte über den Fleeten. Ungeschützte Stiegen in die Obergeschosse, undichte Dächer, offene Feuerstellen, auf denen Torfkohle kokelt, die billiger ist als Brennholz.

Keine Straßen, die das Elendsquartier öffnen. Nur schmutzige Gässchen, Treppen, Hinterhöfe. Kein Sonnenlicht, keine frische Luft, flackerndes Licht abends aus Fünzeln in den Wohnungen, die mit Rapsöl gespeist sind.

Fast unsichtbar die armseligsten Unterkünfte: Keller mit Böden aus gestampfter Erde, deren einzige Öffnung die Tür nach draußen ist. Feuchte Verliese, Kerkern ähnlicher als Wohnungen.

Krätze und Kopfgrind zeichnen viele Menschen, die Gelenke sind von der Gicht aufgequollen. Läuse sind allgegenwärtig. Und bei jeder Sturmflut – oft drückt die Elbe mehrmals im Jahr über die Hafenmauern – ertrinken schlafende Kellerbewohner in ihren Löchern. Die Überlebenden schaufeln dann den Schlamm heraus und ziehen wieder ein, noch am Tag, da das Wasser zurückgeht.

Wo sollten sie auch sonst hin? 72 Schillinge in der Woche verdient ein Maurer Ende des 18. Jahrhunderts (16 Schillinge sind eine Mark), 144 ein Kattundrucker, nur zwölf ein Spinner in einer Textilmanufaktur. Schon für eine kleine Wohnung in einem der Elendsviertel aber muss man rund 22 Schillinge pro Woche zahlen, ein Pfund Rindfleisch kostet unerschwingliche sechs, ein Pfund Butter gar 13 Schillinge.

Brot, Kartoffeln und schlechtes Gemüse ist alles, was bei diesen Preisen zum Leben bleibt.

Und so schufteten Frauen und Kinder mit am Hafen und in den Manufakturen, zwölf Stunden täglich im Sommer, zehn im Winter. Wer in einer Zuckerbäckerei die Siedepfannen befeuert, beginnt den Arbeitstag bereits um 1.30 Uhr nachts.

Schon in besseren Vorkriegszeiten hatten sie keine Aussicht auf höheren Lohn. Denn Hamburg hat verarmte Landbewohner aus Holstein und Mecklenburg angezogen, die sich als Tagelöhner zu fast jedem Preis verdingen – oder die, trotz städtischen Verbots, als Bettler auf den Straßen hocken.

3800 Kinder werden von der Armenanstalt versorgt, 900 hat das Waisenhaus aufgenommen – Mädchen und Jungen, deren Eltern gestorben sind ebenso wie Verlorene, die in den Gassen rund um das Waisenhaus ausgesetzt wurden. Für ein Neugeborenes ist die Wahrscheinlichkeit, innerhalb der ersten Jahre zu sterben, größer als die Chance zu überleben – so schlecht geht es Kindern kaum irgendwo sonst in Deutschland.

„Ein Staat geht auf diese Weise schnellen Schrittes seiner Auflösung entgegen“, hat schon anderthalb Jahre vor dem Eintreffen von d'Aubignosc ein deutscher Ökonom gegenüber einem französischen Diplomaten beklagt.

DIESES GEMEINWESEN zu modernisieren: Auch dafür kommen Männer wie d'Aubignosc an die Elbe.

Denn Napoleons Beamte verändern in vielen der von Paris beherrschten Länder Politik, Recht, Wirtschaft und Gesellschaft, und das mancherorts so radikal, wie dies seit den Römern niemand in Europa mehr gewagt hat.

So trennen die Besatzer Staat und Kirche: Alle Religionen sind fortan

Ansicht von Süden: Im dünn besiedelten Umland verbergen sich Schmuiggler



gleichberechtigt, keine Konfession darf die Schulen kontrollieren, niemand wegen des Glaubens in seinen Rechten beschränkt werden.

An die Stelle sich manchmal widersprechender Gesetze setzen sie ein einheitliches, systematisches Zivil- und Strafbgesetzbuch, regeln penibel die Zuständigkeiten der Gerichtsinstanzen, bestimmen die Aufgaben von Polizisten, Anwälten, Notaren.

Dort, wo die Franzosen die Zünfte auflösen, darf nun jeder Mann sein Handwerk und den Ort, an dem er es ausübt, frei wählen und die Preise für seine Waren selbst festlegen. Die Leibeigenschaft verschwindet endgültig: Kein Bauer ist mehr per Gesetz an das Land eines Grundherrn gebunden.

Verwaltungen sollen effizient sein, müssen Haushaltspläne aufstellen, Aufträge öffentlich vergeben, die Hygiene und Gesundheitssicherung der Bürger garantieren. Dazu wird unter anderem das Land vermessen und werden Kataster erstellt. Das metrische System löst beim Geld wie auch bei Maßen und Gewichten die verwirrenden, oft von Stadt zu Stadt unterschiedlichen alten Einheiten ab.

Ein optimistisches Selbstbewusstsein durchweht all diese Reformen. Es ist der Elan der Revolutionäre von 1789, die in jenem Jahr ein ungerechtes, erstarrtes Regime gestürzt und an die Stelle von Fürstenwillkür und Adelsprivilegien die von den Philosophen der Aufklärung inspirierten Bürgerrechte und -pflichten gesetzt haben.

Die alte
HANSESTADT
wird zum
Exerzierfeld radikaler
Modernisierer

Es ist aber auch der Elan von Eroberern, die neu erworbene Länder durch einheitliche Gesetze und eine uniforme Verwaltung dauerhaft in ihr Imperium integrieren wollen.

INNERHALB WENIGER MONATE wird die Stadt modernisiert. Finanzspezialisten kämpfen sich durch die wirren Aufzeichnungen der alten Verwaltung, stellen einen neuen Haushalt auf, berechnen Einnahmen und Ausgaben, legen gerechtere Steuern fest.

Juristen haben das französische Zivil- und Strafbgesetzbuch ins Deutsche übertragen und wenden es nun an. Manche Gerichtsverfahren, die sich bereits seit Jahrzehnten dahinziehen, werden nun im Verlauf weniger Wochen zu Ende geführt. D'Aubignosc organisiert die Polizei neu und teilt die Stadt in zunächst zehn, später acht Kommissariate auf.

Französisch wird zur zweiten Amtssprache, die viele wohlhabende Hansestädter allerdings ohnehin in der Schule gelernt haben. Auch an neues Geld müssen sich die Menschen gewöhnen: Der Franc wird eingeführt – und bald schon muss die Polizei erste Werkstätten für Falschgeld ausheben.

Der Alltag ändert sich: Jedes Haus wird mit einer eigenen Nummer versehen. Französische Kokarden und der kaiserliche Adler Napoleons zieren nun Fassaden, andere Hoheitszeichen werden abgerissen.

Nach einem Jahr sind zwei Drittel aller Hamburger Kinder gegen Pocken geimpft. Die Toten verweisen nicht län-



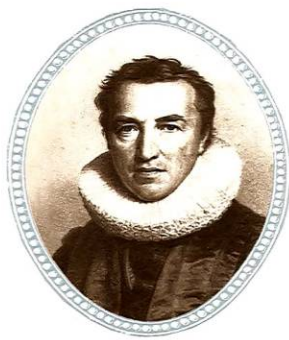
ger in den Kirchen, ein neuer Friedhof wird jenseits der Wallanlagen ausgewiesen.

Die spätbarocke Kleine Michaeliskirche wird zur ersten katholischen Pfarrkirche Hamburgs seit der Reformation. Niemand darf mehr wegen seiner Religion diskriminiert werden. Auch die Juden genießen nun volles Bürgerrecht; die ersten Männer aus ihrer Gemeinde werden für öffentliche Ämter zugelassen.

Auf Dauer wollen die Franzosen Hamburgs Elite keineswegs ausschließen: Kaufleute, Juristen, Polizisten, Postbeamte finden in der neuen Verwaltung Platz. Und zum *maire*, zum Bürgermeister, ernennen die Franzosen den früheren Ratsherrn Amandus Augustus Abendroth – einen ersten Mann von 43 Jahren. Abendroth ist achtfacher Vater, Jurist, nach Herkunft, Vermögen und Interessen den Kaufleuten der Stadt verbunden. Allerdings ist seine Macht beschränkt: Er soll in erster Linie Davouts Beschlüsse umsetzen.

„Alles läuft hervorragend“, meldet der Generalgouverneur am 13. Februar 1811 an Napoleon Bonaparte. „Die ehemaligen Regierungsmitglieder resignieren und unterwerfen sich.“

Tatsächlich opponiert kein Kaufmann oder Reeder gegen die Franzosen. Widerstandslos verfolgen sie die Abschaffung jahrhundertalter Instanzen – und manchmal, so ist zu vermuten, heimlich erleichtert, dass die verstaubten Behörden modernisiert werden.



Amandus Abendroth

Der Bürgermeister ist Befehlsempfänger der Franzosen – und schlägt gemeinsam mit ihnen einen Aufstand der Armen nieder

Es sei „ein einigermaßen peinliches Gefühl“, die alten Würdenträger als Diener des neuen Systems zu sehen, spottet der dänische Gesandte. Und ein französischer Beamter schreibt an den Innenminister: „Es gibt hier kein Vaterland. Einzig und allein der persönliche Vorteil bestimmt die Aktionen des täglichen Lebens und beeinflusst die Meinung und das Verhalten.“

Auch Polizeidirektor d'Aubignosc bemerkt zwar, dass es kaum politische Diskussionen gebe, in denen es nicht um die neuesten Kolonialwarenpreise gehe. Doch tragen ihm Spitzel auch andere Informationen zu: Da singe jemand Klagelieder über die neuen Herren; krudefantastische Karikaturen würden herumgezeigt, Anschläge der Regierung nachts von den Mauern gerissen.

Heimlich lässt d'Aubignosc Briefe öffnen. Erscheint ihm deren Inhalt gefährlich, verhindert er die Zustellung und schickt sie ans Polizeiministerium nach Paris. Manchmal bringen, auf welchen Wegen auch immer, Pariser Zeitungen später den Inhalt der Briefe als Meldung aus Hamburg. Die Hamburger Presse wiederum druckt die französische nach – und so erfahren manche Adressaten doch noch vom Inhalt längst verschollen geglaubter Briefe.

„Wir fürchten euch, aber wir mögen euch nicht“, fasst ein Gendarmerieoffizier die Stimmung im Volk zusammen. Denn für die Armen, und die stellen ja Hamburgs große Mehrheit, steht durch die Franzosenherrschaft viel mehr auf dem Spiel als die Sorge um möglicherweise verschlechterte Geschäfte.

Für sie geht es um die Existenz.

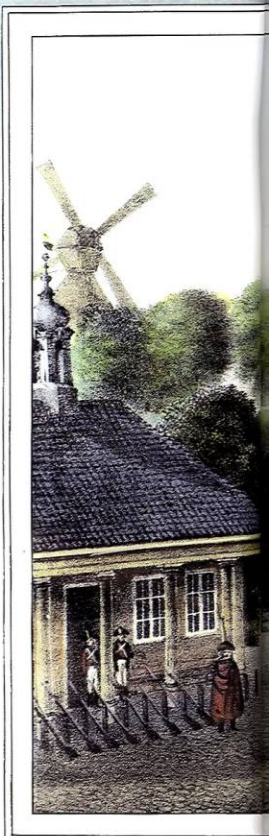
DER GRUND DAFÜR ist Napoleons Kontinentalsperre. Ende 1806 hat der Kaiser verfügt, dass keine Waren mehr nach Großbritannien gebracht oder von dort eingeführt werden dürfen.

Für Hamburgs Händler und Reeder ist das Dekret eine Katastrophe. Denn ein großer Teil ihres Geschäfts besteht aus dem Handel mit britischen Produkten oder Kolonialwaren.

Ab 1810 darf praktisch kein Schiff mehr Hamburgs Hafen verlassen. Mindestens 60 Segler liegen abgetakelt an den Piers.

Über das Einhalten der Kontinentalsperre wachen französische Zollbeamte. Deren Direktor – ein Mann von gnaden-

Das Millerntor im baumbestandenen Wall, hinter dem der Turm der Michaeliskirche aufragt, öffnet von Westen einen der wenigen Zugänge zur Elbmetropole. Die Straße ins dänisch beherrschte Altona ist die wichtigste Route von Schmugglern, die illegal britische Waren nach Hamburg bringen





loser Unbestechlichkeit, kalt, höflich, methodisch – residiert im „Baumhaus“, einem Restaurant mit Blick über den Hafen. Wendige Kanonenboote patrouillieren auf der Elbe, die Insel Neuwerk und einige Uferabschnitte sind mit Artillerie bestückt, sodass kein Kapitän einen Ausbruch aus dem Hafen wagt.

An jedem Stadttor ziehen die Beamten auf, durchsuchen Kutschen, Karren, die Gewänder der Menschen – vor allem am Millerntor, wo sich täglich Tausende auf den Weg ins nahe dänische Altona machen. Selbst Bauern, die ein paar Kannen Milch oder einige Kisten Gemüse aus dem Umland nach Hamburg

bringen, müssen Herkunftsnachweise ihrer Heimatgemeinden vorzeigen. Lange dauern die Kontrollen, stumm ist die Wut der Wartenden.

Täglich paradiere die französischen Zollbeamten über den Zeughausmarkt. Wohl 300 dieser „Grünröcke“ sind in Hamburg und Umgebung stationiert – und niemand ist so verhasst wie sie. Denn die *douaniers* vor allem stoppen Warenlieferungen, blockieren den Hafen, nehmen Hamburgs Wirtschaft in den Würgegriff.

Bis Ende 1810 haben bereits mehr als 100 Handelshäuser Bankrott angemeldet, vor allem kleine, wenig kapitalstarke Firmen. Doch auch große Firmen sind bedroht: Kattundruckereien und Spinnereien, weil keine Baumwolle

mehr ankommt. Zuckersiedereien, weil der süße Rohstoff ebenso fehlt wie die Kohle, um die Pfannen zu erhitzen.

Viele Hamburger Händler und Reeder haben seit Beginn der Kontinental-sperre aber Mittel und Wege gefunden, die negativen Auswirkungen auf ihr Geschäft zu minimieren.

Die Kaufleute unterhalten Lager im dänischen Holstein, in denen sie verbotene Waren horten. Zahlreiche Hamburger Schiffe sind ausgeflaggt, fahren nun von London oder baltischen Häfen aus, ohne je an der Elbe anzulegen. Und manche Zuckersiederei wurde kurzerhand geschlossen und andernorts neu

eröffnet – Dutzende allein in Altona, denn im dänischen Hafen sind Zucker und Kohlen noch zu bekommen.

Die Gewinne im Ausland lassen manche hanseatischen Kaufleute ihren Konten in London gutschreiben und dann über Umwege auf ihre Hamburger Bank transferieren.

Doch trotz all dieser Tricks leiden die meisten Firmen unter den zusätzlichen Wegen, den Heimlichkeiten, den umständlichen Transaktionen. Hamburgs Regierung hat daher bereits 1807 wichtige Firmen mit mehreren Millionen Mark aus öffentlichen Geldern gestützt – und zugleich die Zuschüsse für das Waisenhaus um 70 Prozent gekürzt.

Nun sind es vor allem die Armen, die der Krise nicht entkommen.

Besonders im Hafen hängen die Menschen fest: Fischer, die nicht mehr auf die Nordsee auslaufen dürfen; Matrosen auf stillgelegten Robbenfängern und Chinafahrern; Schauerleute, Seiler, Lotsen.

Allein bei den Segelmachern verlieren fast 600 Hamburger ihr Auskommen; bei den Holzhändlern, die keine Balken mehr auf Schiffen exportieren können, sind es mehrere Tausend.

Die angeschlagenen Baumwollspinnereien entlassen all jene Kinder, die sich bislang dort für 25, 30 Centimes pro Tag als Hilfskräfte verdingt haben – und deren karger Lohn nun in den Wohnungen der Gängeviertel fehlt.

Mehr als 20 000 Menschen sind arbeitslos. Etwa 17 000, schätzt d'Aubignosc, bedürften der Hilfe wohlthätiger Einrichtungen – doch genau deren Etat ist ja gekürzt worden: Die Armen bekommen keine Mietzuschüsse mehr und keine Kleidung. Zugleich steigen durch die Kontinentalsperre die Preise der Lebensmittel.

Vielen bleibt nur ein Ausweg: der Schmuggel.

Hamburg wird
GRENZFESTUNG
und ein Zentrum der
Schmuggler, Spitzel und
Geheimkurriere

DIE NÖRDLICHE Pforte des napoleonischen Weltreiches ist das Millertor: ein Durchlass, eingefasst in hellen Stein, kaum breiter als eine Kutsche.

Wer sich von Altona aus dem Wall nähert, zieht vorbei an hölzernen Verkaufsbuden, an der Pesthofkirche, am Krankenhaus. Hinter den Bäumen auf der Stadtfestung ragt eine Windmühle hervor, schimmert grünlich die mit Kupfer beschlagene Spitze von St. Michaelis.

In Altona lagern verbotene britische Waren. Denn obwohl sich der dänische König dem Druck Napoleons gebeugt und die Kontinentalsperre akzeptiert hat, will er vermeiden, im Kampf gegen Großbritannien die eigene Wirtschaft zu ruinieren. Also werden die kleinen Fischerhäfen in Holstein kaum kontrolliert. Hier landen Zucker, Kaffee und andere Waren an, die anschließend mit Karren auf dem Landweg nach Altona kommen.

Tausende Menschen streben von dort zu Fuß, Pferd oder auf Kutschen jeden Tag nach Hamburg, bis zu 800 allein

Fähren, Segler und
Kähne kreuzen die Elbe –
so viele, dass sie kaum
zu kontrollieren sind



abends vor Torschluss. Acht Douaniers halten Wache, sollen sicherstellen, dass keiner verbotene Waren nach Hamburg bringt.

Welche Verführung, das Elend durch „schuckeln“, wie das Volk es nennt, zu lindern: Frauen stopfen sich Kaffeebohnen in die Strümpfe, verbergen Säcken mit den Bohnen in den Falten ihrer weiten Gewänder, verstecken Kandiszucker in den Hüten.

Halbwüchsige Jungen kippen sich Pfeffer in löchrige Hosen und gießen Sirup in die Stiefel. Größere Mengen verbergen Schmuggler in Kutschen mit doppeltem Boden, unter schwerem Sand auf Karren, in Leichenwagen.

„Gesindel aller Art“ seien die Schmuggler, notiert ein dänischer Diplomat, „meist Weiber, Knaben und Mädchen aus dem Pöbel“. In Hamburg bringen Waren um 40 Prozent höhere Preise als in Altona.

Ein Pfund Kaffee, in Altona legal gekauft und irgendwo in Hamburg heimlich an einer Tür verschербelt, bietet für einen Erwachsenen genug Gewinn, um einen Tag lang essen zu können.

Manche Schmuggelwaren aber gehen den umgekehrten Weg, hinaus aus Hamburg: Briefe.

Da sich bald herumgesprochen hat, dass d'Aubignosc verdächtige Post abfängt – allein in drei Septemberwochen 1811 sind es 1700 Schreiben –, schleusen Händler wichtige Korrespondenz heimlich durch die Wallanlagen.

So lassen beispielsweise Spekulan-ten, die weiterhin an Londons Börse investieren, ihre Kauf- oder Verkauf-orders nach Altona bringen, wo sie mit der dänischen Post nach Großbritannien verschifft werden. Der Kaufmann Matthiessen, der in London ein Konto mit

umgerechnet über 200 000 Mark Vermögen führt, schließt von Altona aus selbst mit Partnern in Russland brieflich Geschäfte ab.

Andere Kaufleute schicken ihre London-Post sogar über die Ostsee: Auf dem Landweg gehen die Schreiben zunächst ins schwedisch beherrschte Stralsund; dort legt regelmäßig ein Passagiersegler den Großbritannien ab – und der schleppt unter Wasser eine Metallbox hinter sich her, in der die Hamburger Depeschen lagern. Ein aufwendiger, aber lohnender Umweg.

Denn während die kleinen Schmuggler am Millerntor mit Zucker oder Kaffee nur ein paar Schillinge verdienen, erzielen jene Kaufleute, die besonders risikofreudig – oder skrupellos – sind, mit dem illegalen Handel weitaus größere Gewinne als mit ihren legalen Geschäften.

Große Handelshäuser finanzieren auch jene Warenlager, aus denen die Schmuggler in Altona ihre Ladungen beziehen, und besorgen sich bei bestimmten Beamten für ein paar Francs gefälschte Einfuhrerlaubnisse oder Tipps, wo Kontrollen geplant sind.

DABEI IST DIE STRASSE nach Altona nicht der einzige Schleichweg: In Kähnen werden Sirup, Zucker, Tabak und Kaffee die Elbe hinaufgeschafft und im Gewirr der Flote heimlich entladen. Bier aus Altona gelangt über den Fluss nach Harburg.

In den ersten Jahren der Kontinentalsperre brachten Segler britische Waren auch über Helgoland in die Stadt – die dänisch verwaltete Insel ist seit 1807 von den Briten besetzt.

Englische und deutsche Kaufleute richteten auf dem Felsen in der Nordsee Lager ein, und zeitweise stapelten sich dort Waren für rund eine Million Pfund Sterling; 200 Segler ankerten vor dem winzigen Hafen. Manche Insel-fischer, die zuvor kaum 200 Mark im

Jahr mit ihrem Fang verdienten, rafften als Schmuggler Vermögen von mehr als 20 000 Mark zusammen.

Doch seit Napoleon 1810 die Kanonenboote auf der Elbe verstärken ließ und französische Kaperschiffe in der Nordsee Jagd auf illegale Händler machen, ist der Schleichhandel über Helgoland zusammengebrochen.

Auf der Insel bieten Kaufleute jedem, der einen Geschäftsbrief nach Hamburg bringt, ein kleines Vermögen. Für Waren steigen die Gewinnspannen auf phantastische 700 Prozent.

Und doch wagt sich nur noch selten ein Kapitän hinaus. Marshall Davout hat jedem Schiffsführer, der die Insel ansteuert, den Tod als „Spion“ angedroht, selbst wenn man in seinem Boot keine Schmuggelware findet.

Der Schleichhandel wird ohnehin immer gefährlicher. Die Besitzer illegaler Warenlager müssen vor allem Denunzianten fürchten: Jeder, der Schmuggelware an d'Aubignosc oder die Zöllner verrät, erhält fünf Prozent der Erlöse einer öffentlichen Versteigerung der beschlagnahmten Güter.

Schlecht bezahlte Diener verraten nun manchmal ihren Herrn, ein rachsüchtiger Nachbar den anderen. Ein lukratives Geschäft für Denunzianten wie für französische Beamte: Allein im Sommer 1811 konfiszieren sie Waren für etwa vier Millionen Francs.

Anfang 1811 etwa stürmen Gendarmen das Lager des Kaufmanns Keemann und ziehen, so ihr Report, „1,8 Tonnen Rhabarber und 800 Kilogramm Zimt geringer Qualität“ ein.

Manchmal lassen die Douaniers zur Abschreckung auch sichergestellte Waren, vor allem englische Stoffe, in Kisten und Ballen packen und anschließend





Von Zöllnern beschlagnahmte Waren werden meist versteigert – auch, um mit dem Erlös Denunzianten zu belohnen. Manchmal jedoch lässt Marschall Davout britische Waren, vor allem Stoffe, zur Abschreckung auf einem Feld vor der Stadt verbrennen

unter Bewachung von Soldaten und Gendarmen auf den Grasbrook schaffen, eine freie Fläche vor der Stadt. Dort gehen die Waren in Flammen auf – „unter dem Zulaufe einer unglaublichen Menge Volks“, wie ein Augenzeuge notiert. Soldaten und Gendarmen jubeln.

Die Bürger aber schauen stumm zu: Für sie ist die Zerstörung wertvoller Waren nichts als eine Provokation.

Zudem werden die Leibesvisitationen an den Toren „immer brutaler“, notiert ein Hamburger, auch Frauen lasse man nicht in Frieden. An manchen Tagen erwischt es gut 30 Schmuggler.

Viele Verurteilte müssen für mehrere Monate ins Gefängnis. Noch härter fallen die Strafen aus, die ein speziell eingerichtetes Zollgericht fällt: So wird Johann Behrens, ein Arbeiter, der für einen Hintermann 351 Kilogramm Zucker und 168 Kilogramm Kaffee nach

Hamburg bringen wollte, zu zehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt, eine Stunde lang mitten in Hamburg an den Pranger gestellt und mit einem Brandmal aus zwei Buchstaben gezeichnet: „V D“ – *volente Deo*, „So Gott will“.

Selbst Polizeidirektor d'Aubignosc wird bei solchen Urteilen nervös: Sie seien unziemlich hart, schreibt er dem Richter. Woraufhin ihn dieser, eifernd und selbstgerecht, bei Vorgesetzten in Paris wegen seiner „kindischen Befürchtungen“ anschwärzt, sich über Behinderung seiner Arbeit beklagt – und zwei Bauern, die Tabak geschmuggelt haben, zum Tode verurteilt.

ALL JENE, DENEN die Richter Haftstrafen auferlegen, müssen den Kerker überleben. Hamburgs Gefängnisse sind düster, stickig, schmutzig. Oft teilen sich Männer, Frauen und Kinder eine Zelle; es sind Gestalten ohne Hemden und Schuhe, gequält von Läusen und Wanzen, von der Krätze entsetzt.

D'Aubignosc, der nach einer Inspektion der Haftanstalten selbst mit Ungeziefer bedeckt ist, berichtet schockiert von den schrecklichen Bedingungen dort – ändern aber kann er sie nicht. Denn die Gerichte arbeiten so rasch, dass die sieben Hamburger Gefängnisse bald überfüllt sind. Die Anstalt am Pferdemarkt etwa, für 40 Häftlinge erbaut, ist schließlich mit 72 belegt.

Im Frühjahr 1812 lässt d'Aubignosc daher mehr als 100 der 387 Hamburger Häftlinge nach Antwerpen deportieren, wo es größere Gefängnisse gibt. Die Verurteilten sind jedoch schon so schwach, dass viele den Transport nicht überstehen, weitere sterben in der belgischen Stadt. Kaum 20 werden Hamburg schließlich wiedersehen.

Der Polizeidirektor ahnt, dass sich in Hamburg Wut aufstaut. Und in dieser angespannten Lage erreichen Gerüchte

aus Europas Osten die Stadt; sie handeln von einem schrecklichen Winter, von großen französischen Verlusten, von vorrückenden Kosaken.

Als der „Hamburgische Correspondent“, das streng zensierte Lokalblatt, am 25. Dezember 1812 ein Kriegsbullettin Napoleons abdruckt, das in verklausulierten Worten die Niederlage der „Grande Armée“ in Russland eingesteht, werden die Zeitungsexemplare so rasch verkauft, dass der Verleger sein Blatt an diesem Tag noch mehrmals nachdrucken muss.

Die Meldungen aus Russland machen die Wütenden in der Stadt noch etwas mutiger. Spitzel berichten d'Aubignosc davon, dass immer lauter auf Napoleon geschimpft werde. Menschengruppen stünden auf den Straßen, die sich erst zerstreuten, wenn sich ein Polizist näherte.

Und immer wieder kleben nun aufrührerische Anschläge an den Hauswänden – ähnlich jenem Plakat, das d'Aubignosc bereits in der Nacht auf den 28. April 1812 hat abreißen lassen.

Nun, im Januar 1813, entdecken seine Männer eine Napoleon-Karikatur, die jemand ausgerechnet an den Kaiserlichen Gerichtshof geheftet hat.

Eine „Bereitschaft zum Aufstand“ erkennt d'Aubignosc im Volk und warnt seinen Vorgesetzten, den Polizeiminister in Paris: „Es fehlt nur ein einziger Funken, um das Feuer zu entfachen.“

Der Polizeidirektor ist nicht der Einzige, den die Angst umtreibt. Am 24. Januar 1813 berichtet d'Aubignosc nach Paris, einige Kaufleute sowie Bürgermeister Abendroth wollten eine „Nationalgarde zum Schutz der innerstädtischen Sicherheit“ aufstellen, eine Truppe gegen „Unruhen von Seiten der Unterschichten und Seeleute“. Denn es läge „im Interesse der wohlhabenden Bürger, diese zu unterdrücken“.

D'Aubignosc weiß genau, dass einige jener „wohlhabenden Bürger“ zu den größten Schmugglern Hamburgs gehören. Seine Spitzel tragen ihm zu, dass der Preis für Kaffee von 42 auf 24 Schillinge das Pfund gefallen ist, weil die Händler das baldige Ende Napoleons und damit der Kontinentalsperre erwarten. Umgekehrt steigen die Preise für Heringe,

denn die sind bei jenen russischen Soldaten populär, die wohl schon bald Hamburg einnehmen werden, wie die SpekulantInnen offenbar vermuten.

Seinen französischen Kollegen in der Verwaltung empfiehlt der Polizeidirektor nun, ihre Familien trotz mörderischer Kälte auf die Reise ins sichere Frankreich zu schicken – und zwar möglichst unauffällig.

Denn in Hamburg sind nur noch 300 Soldaten stationiert: Napoleon hat alle seine Truppen zusammengezogen, um sich seinen Gegnern nach dem verlorenen Russlandfeldzug mit einem neu formierten Heer entgegenzustellen.

UND DANN BRICHT die Revolte tatsächlich aus. Am 24. Februar wird ein junger Wundarzt auf dem Weg zum Hospital morgens kurz nach acht Uhr am Millerntor von Douaniers angehalten. Der Chirurg will sich nicht durchsuchen lassen, die Grünröcke ziehen Bajonette auf – und da entzündet sich der Hass: Schmuggler, arbeitslose Seeleute, Tagelöhner, Hausfrauen und Kinder schleudern Steine, stürzen sich auf die Zöllner.

Schüsse, Schläge, nach wenigen Augenblicken liegen ein oder zwei Beamte und mehrere Angreifer tot auf dem Pflaster. Die Zöllner fliehen, ihr Postenhaus wird demoliert – und sieben Soldaten, die am Tor die Wache verstärken, sehen tatenlos zu: Die Kämpfer sind Sachsen, herangespült aus Napoleons bunter Armee, korrupt, den Schmugglern zugeneigt und mitleidlos den Zöllnern gegenüber. Ihnen geschieht nichts.

Etwa zur gleichen Zeit entlädt sich auch am Hafen die lange aufgestaute Spannung. Gerüchte kommen auf, der Zoll verlade gerade Gelder auf Kähne. Neue Tumulte, Hunderte bestürmen das Zollmagazin im Baumhaus. Schüsse der Wachen. Wieder Leichen, dazu ein Kommissar, der halbtot geprügelt wird.

Bürgermeister Abendroth erscheint. Er ruft, will Ordnung schaffen. Steinwürfe. Abendroth weicht zurück, erreicht den Rödingsmarkt, schlüpft in ein Haus und flieht durch den Hinterausgang.

Gut 150 Soldaten, unter Trommelschlag herangeführt, drängen die Menge schließlich vom Hafen fort. Einige Kavaleristen helfen ihnen, manche ohne Sattel, so eilig sind sie aufs Pferd gesprungen.

Inzwischen ist es etwa Mittag; die Franzosen haben den Hafen gesichert. Doch die Kontrolle über die verwinkelte Innenstadt ist verloren. Demonstranten zerschlagen Laternen und Fensterscheiben, reißen Kokarden und kaiserliche Adler in den Schmutz. Rufen „Nieder mit den Grünen, Schwarzen und Keller-ratten!“ – den Zöllnern, Richtern, Abgabeneintreibern.

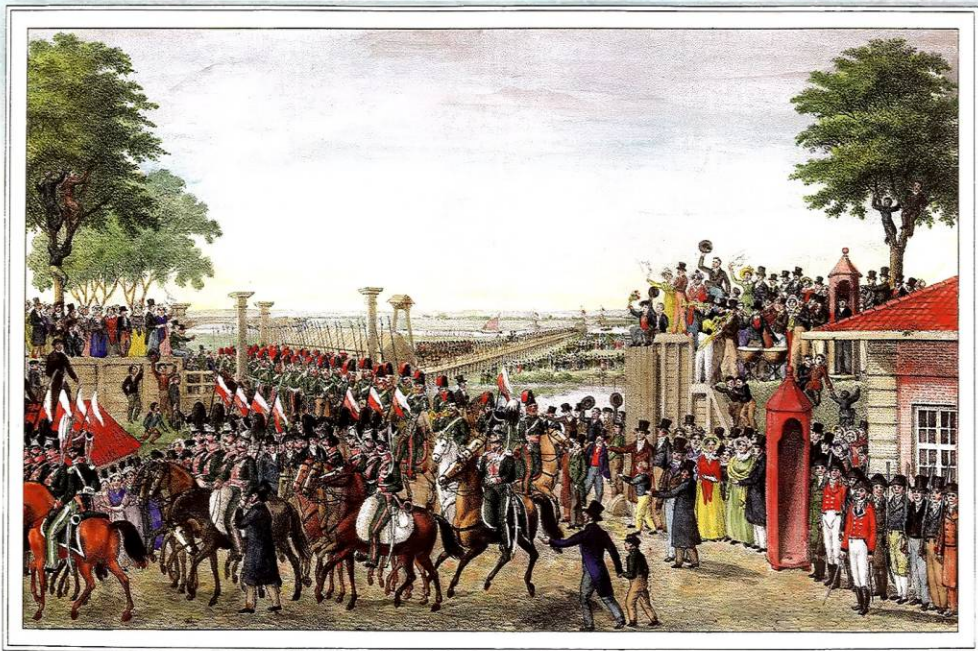
Sie stürmen ein Gerichtsgebäude, ein Unterpräfekt flieht mit knapper Not. Die Soldaten schießen über die Köpfe der Randalierer – die meisten Uniformierten sind ja Deutsche. Weshalb sollten sie ihre Landsleute töten, nur um Napoleons Adler zu verteidigen?

„Die Stadt Hamburg befindet sich mitten im Aufstand“, notiert d'Aubignosc in einer eiligen Despeche.

Als „planloses Aufstehen von alten Weibern und Kindern“ wird Bürgermeister Abendroth die Revolte später schmähen. Tatsächlich ist der Aufstand spontan ausgebrochen, tobt sich ziel-

Schmuggler verbergen illegale Waren in präparierten Gewändern oder in Karren mit doppeltem Boden





Als Napoleons Herrschaft ab 1813 bröckelt, formieren sich Hamburger Freiwillige zur »Hanseatischen Legion«, die mit Preußen und Russen gegen die Franzosen kämpft. Nach ihrem Sieg werden die Rückkehrer 1814 in der nun wieder freien Stadt gefeiert

und ordnungslos aus: ein Gewaltausbruch jener Hamburger, die nichts mehr zu verlieren haben.

Gerettet werden die Franzosen – wie auch Hamburgs reiche Kaufleute – an jenem Tag von den Dänen.

Am Nachmittag rücken 200 Husaren aus Altona an, die ein französischer Offizier um Hilfe gebeten hat. Verpflichtet wären sie dazu nicht, aber wahrscheinlich hat der Aufruhr in Hamburg den dänischen Kommandanten um seine eigene Stadt fürchten lassen.

Die dänischen Reiter werden von der Menge zunächst für Verbündete gehalten. Widerstandslos lässt man sie Kreuzungen und Straßen sichern. Die französischen Soldaten haben nun Zeit, vier Kanonen auf dem Gänsemarkt und anderen Plätzen aufzustellen, deren Feuer in der engen Stadt fürchterliche Folgen haben würde.

Daraufhin zerstreuen sich die Menschen nach und nach, verschwinden in den Häusern. Sieben Tote liegen auf den Gassen oder treiben in den Fleeten, Hunderte sind verletzt. Am Abend ist die Revolte erloschen, ohne dass die Kanonen feuerten, ohne dass die Husaren mit dem Säbel zuschlagen mussten.

Abendroth aber und einige Kaufleute haben dem französischen Kommandanten die Erlaubnis abgerungen, eine eigene Wehr zu organisieren, die nun überall in der Stadt patrouilliert. Ein anderer um seinen Besitz besorgter Bürger ruft, ebenfalls von den Franzosen toleriert, „eine kleine Anzahl gut berittener junger Leute aus den angesehensten Familien der Stadt“ zusammen.

„Ziemlich bewaffnet“ traben die Burschen noch in der Nacht durch die Gassen, auch die Bürgerwehr muss möglichen Aufrührern nicht ohne Waffen entgegentreten – der Kommandant hat 559 Säbel und etliche Flinten ausgegeben. Sie sollen, schreibt Abendroth,

„den zügellosen und blinden Pöbel zur Vernunft zurückbringen“.

De facto endet damit nicht nur die Revolte der Armen – sondern auch die Franzosenherrschaft in Hamburg. Die alte Elite, die Oligarchie der Kaufleute, Bankiers und Reeder, hat, indem sie ihr Eigentum mit einer Garde sichert, die Franzosen zugleich gerettet und beerbt.

Die Macht in der Stadt fällt ihnen nun wieder zu, weil die Armen unorganisiert und die Franzosen zu schwach sind.

Zwar können die französischen Soldaten sowie die Männer der Bürgerwehr neue Revolten verhindern (die dänischen Husaren ziehen schnell wieder ab). Zwar werden einige Tage nach dem Aufstand sechs mehr oder weniger willkürlich ausgewählte Männer aus ihren Häusern geschleift, um vier Uhr morgens vor ein Militärtribunal gestellt, zum Tode verurteilt und auf dem Heilig-

geistfeld grausam exekutiert – ein Augenzeuge berichtet von einer „fürchterlichen Metzerei“.

Doch die wichtigsten Stützen der napoleonischen Verwaltung sind zusammengebrochen: Kein Zöllner kontrolliert mehr die Tore, kein Steuereintreiber zieht noch Abgaben ein, kein Richter wagt sich wieder ins Tribunal. Und 300 Soldaten sind zu wenig, um die Stadt auf Dauer zu halten.

Hilfe von außen aber ist vorerst nicht in Sicht: Napoleons neue Armee befindet sich noch im Aufbau.

Und so geben die Franzosen Hamburg am 12. März 1813 auf, 16 Tage nach dem Aufstand. Die Beamten und die verhassten Grünröcke setzen unbehelligt über die Elbe.

Gegen Mittag marschieren die Soldaten ab, die Straße flankiert von Bewaffneten der Bürgergarde.

Polizeidirektor d'Aubignosc ist der Letzte, der geht: In einem Schreiben übergibt er Abendroth formell die Polizeigewalt seiner Stadt – und warnt ihn, Frankreichs Macht zu unterschätzen: Napoleon werde bald zurückschlagen.

TATSÄCHLICH hat die Franzosenzeit in Hamburg ein kurzes, gewalttätiges Postscriptum. Der Kaiser ist, wie d'Aubignosc vorausgesagt hat, keinesfalls endgültig geschlagen. Mit neu aufgestellten Truppen stemmt er sich den Russen und Preußen in Deutschland entgegen.

Am 30. Mai 1813 wird Hamburg erneut von 20 000 Soldaten besetzt. Doch diesmal versucht kein französischer Beamter die Elbmetropole zu modernisieren. Vielmehr wird die Stadt zu einer Festung ausgebaut.

Bürger müssen die Wallanlagen, die sie nur wenige Jahre zuvor begründet haben, in Zwangsarbeit neu befestigen. Und Tausende Arme werden aus der Stadt getrieben, weil die Franzosen sie bei einer von ihnen erwarteten Belagerung nicht versorgen wollen.

Obwohl Altona einen Großteil der Flüchtlinge aufnimmt, kommen 1138 von ihnen ums Leben.

Doch die Hamburger haben erneut Glück: Napoleon wird am 19. Oktober 1813 bei Leipzig geschlagen und muss schließlich abdanken; nach einem Jahr ziehen die Besatzer wieder ab. Die Franzosenzeit ist endgültig vorüber.

Louis-Philippe Brun d'Aubignosc ist nun wieder in Paris. Er quittiert den Staatsdienst, ruiniert sich in geschäftlichen Spekulationen, schreibt Bücher über Politik, arbeitet noch einmal in Frankreich und im besetzten Alger als Polizist und bereist schließlich für eine Studie das Osmanische Reich.

1839 verliert sich seine Spur.

Niemand weiß, wann und wo der Mann gestorben ist, der einmal der beste Kenner der Geheimnisse Hamburgs war, obwohl er dort keine vier Jahre verbracht hat. □

Literatur: Burghart Schmidt, „Hamburg im Zeitalter der Französischen Revolution und Napoleons (1789–1813)“, Verlag Verein für Hamburgische Geschichte: Die faktenreiche Dissertation ist das Standardwerk zum Thema.

Cay Rademacher, 43, der Geschäftsführende Redakteur von GEOEPOCHÉ, ist immer wieder fasziniert von Hamburgs reicher Kriminalgeschichte.

ANZEIGE

Konzentrierter. Belastbarer. Ausgeglichener.

Die täglichen Aufgaben im Beruf und privat stellen mit den Jahren wachsende Anforderungen an die Konzentration und Gehirnleistung. Bei nachlassender mentaler Leistungsfähigkeit kommt es darauf an, die Kraftwerke der Gehirnzellen zu aktivieren. **Tebonin®** aktiviert die Energieproduktion in den Gehirnzellen. Für mehr Gehirnleistung und mehr Konzentration bei nachlassender mentaler Leistungsfähigkeit.



Tebonin®

*** Bei nachlassender mentaler Leistungsfähigkeit
infolge zunehmender Funktionseinbußen der Nervenzellen im Gehirn.**

Tebonin® konzent 240 mg 240 mg/Filmtablette. Für Erwachsene ab 18 Jahren. **Wirkstoff:** Ginkgo-biloba-Blätter-Trockenextrakt. **Anwendungsgebiete:** Zur Behandlung von Beschwerden bei himnorganisch bedingten mentalen Leistungsstörungen im Rahmen eines therapeutischen Gesamtkonzeptes bei Abnahme erworbenener mentaler Leistungsfähigkeit (dementielles Syndrom) mit den Hauptbeschwerden: Rückgang der Gedächtnisleistung, Merkfähigkeit, Konzentration und emotionalen Ausgeglichenheit, Schwindelgefühle, Ohrsausen. **Bevor die Behandlung mit Ginkgo-Extrakt begonnen wird, sollte geklärt werden, ob die Krankheitsbeschwerden nicht auf einer spezifisch zu behandelnden Grunderkrankung beruhen. Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie die Packungsbeilage und fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker.** Dr. Willmar Schwabe GmbH & Co. KG, Karlsruhe

Stand: April 2009 1/04/09/1



Tebonin®
stärkt
Gedächtnisleistung
und Konzentration.*

Ginkgo-Spezialextrakt
EGb 761®

- Pflanzlicher Wirkstoff
- Gut verträglich



Mit der Natur.
Für die Menschen.

Dr. Willmar Schwabe GmbH & Co. KG

www.tebonin.de

SCHWAR



»Am Wachtfeuer«
von Carl Friedrich Lessing,
1846: Freischärler sind für
die Romantiker Sinnbild
des deutschen Widerstands
gegen Frankreich



ZE

Jäger

Kein Heer kann es in den Kriegen gegen Napoleon anfangs mit der »Grande Armée« aufnehmen. 1813 setzen die Preußen erstmals Freischärlertrupps ein, die französische Nachschubtransporte überfallen. Der bekannteste ist das Lützowsche Freikorps, das in schwarz-rot-goldenen Uniformen kämpft

VON FRED LANGER

Wie ein Lindwurm wälzt sich die Kolonne durch das Flusstal und einen Hügel hinauf.

Es ist der 26. August 1813, wohl 40 Planwagen rumpeln über die Poststraße zwischen Ratzeburg und Schwerin. Französische Grenadiere und Musketiere bewachen den Treck, der Waffen und Proviant für Napoleons Kriegsmaschinerie transportiert.

Der Tross hat bei Tagesanbruch die Stadt Gadebusch hinter sich gelassen, nun sind es noch 20 Kilometer bis nach Schwerin. Die Soldaten sind arglos; der Feind tritt ja meist in unübersehbaren Truppenmassierungen auf, von Kundschaftern lange im Voraus gemeldet. So zieht die Kolonne durch Wiesen und Felder auf einen Waldrand zu.

Direkt in den Hinterhalt.

Wie aus dem Nichts greifen plötzlich 200 Reiter an, die Pistolen und Gewehre geladen, die Säbel gezückt, zum Teil mit Lanzen bewaffnet. Dies ist kein geordneter Aufmarsch, sondern

ein blitzartiger Überfall. Die Fuhrleute, überwiegend Bauern aus Holstein, nutzen das Chaos des Angriffs, machen Pferde los, springen auf und stieben davon – dies ist nicht ihr Krieg. Die französischen Soldaten aber suchen zwischen den Wagen Deckung und leisten erbittert Widerstand.

Nach und nach gelingt es ihnen, den Schutz der Bäume zu erreichen. Aus dem Dickicht heraus eröffnen sie das Feuer auf die Reiter. Doch die Gegner attackieren fanatisch und verfolgen die Soldaten bis in den Wald hinein.

Mehr als 50 Franzosen liegen schließlich tot oder verwundet am Wegesrand, 38 Wagen haben die Angreifer erobert – und nur vier eigene Kämpfer verloren.

Das ist der Erfolg einer für Deutschland völlig neuartigen Taktik: mit kleinen, beweglichen Einheiten tief im Feindesland wie aus dem Nichts aufzutauken, kurz zuzuschlagen und sofort wieder zu verschwinden.

cherheitskordon und Aufmarschgebiet gegen Russland und Österreich dienen.

Mit ihrem Kampfgeist und ihren schnellen Vorstößen sind die französischen Streitkräfte den Armeen der alten europäischen Mächte weit überlegen, die in starren Formationen und wenig motiviert in die Schlachten ziehen.

Napoleons Truppen sind auch deshalb so flexibel, weil der Franzosenkaiser den schwerfälligen Versorgungsapparat minimiert: Die „Grande Armée“ ernährt sich von den Ländern, durch die sie zieht; nicht unbedingt plündernd, aber rigoros requirierend.

Doch 1812, als Napoleon bis nach Moskau marschiert, um das Reich des Zaren niederzuringen, scheitert diese Strategie erstmals. Das Riesenheer muss weite, dünn besiedelte Gebiete durchqueren. Zudem verbrennen die Russen ihre Vorräte, ehe sie den Invasoren in die Hände fallen können.

Ende 1812 flieht die geschlagene Grande Armée zurück nach Westen, von Kälte und Hunger gezeichnet. Kosaken setzen ihr grausam zu – in frei operierenden Kavallerieverbänden, die die reguläre russische Armee unterstützen. Sie stehen schon bald in Berlin.

In der Katastrophe Napoleons bietet sich Preußen die Gelegenheit, sich endlich von den Franzosen zu befreien, die seit 1806 im Lande stehen (zudem hat der preußische Staat die Hälfte seines Territoriums verloren, darunter sämtliche Gebiete westlich der Elbe).

In seinen Theorien wird er die Kampfweise der alten Armeen verwerfen, die sich aufstellen wie Figuren auf einem Schachbrett, und für einen leidenschaftlich geführten Volkskrieg plädieren.

Clausewitz orientiert sich zum einen am Erfolgsrezept des französischen Heeres, an dessen Beweglichkeit und Entschlossenheit. Zum anderen an der Taktik des ersten erfolgreichen Gegners ebendieser Truppen: an den Bauern, Handwerkern und Mönchen in Spanien, denen es gelungen ist, mit einem unerbittlich geführten Kleinkrieg der bis zu 250 000 Mann starken Armee Napoleons zu trotzen. *Guerrilla*, spanisch für „kleiner Krieg“, heißt diese Art des Kampfes seither.

Nach der Gefangenschaft arbeitet Clausewitz zunächst in der preußischen Militär-Reorganisationskommission, ehe er 1812 in russischen Dienst tritt, um gegen Napoleon zu kämpfen.

Leiter der Kommission ist Gerhard von Scharnhorst, Chef des Generalstabs. Scharnhorst und Männer wie Clausewitz wollen ein Heer aus Freiwilligen und Wehrpflichtigen formen – und nicht mehr zwangsrekrutierte Kriminelle oder gedungene Söldner antreten lassen. Scharnhorst erkennt, dass Militärreformen nicht ohne gesellschaftliche Veränderungen zu haben sind: Wer im Kampf sein Leben riskiert, muss wissen,

Allerdings haben die Angreifer einen herben Verlust zu beklagen: Theodor Körner, ihr berühmtester Kämpfer, wurde von einer Kugel tödlich getroffen.

Der Dichter, in dessen Dresdner Elternhaus Schiller und Goethe verkehrten, hat die Taten seiner Einheit, der „Lützower Jäger“, in pathetischen Versen gerühmt. In seinen viel gelesenen Werken werden die Kämpfer zum Inbegriff der Befreiungskriege, die deutsche Armeen und Freischärler seit März 1813 gegen den mächtigsten Mann Europas führen: Napoleon Bonaparte.

IN JENEN SOMMERTAGEN des Jahres 1813 herrscht der französische Kaiser von der italienischen Stiefelspitze bis an die Elbmündung, von Spanien bis Dalmatien. In Deutschland hat er seit seinen Siegen 1805 und 1806 rund drei Dutzend Territorien im „Rheinbund“ unter seiner Vorherrschaft vereinigt; auch Mecklenburg und Sachsen gehören zu dieser „Confédération du Rhin“.

Die meisten deutschen Länder, sofern nicht ohnehin annektiert, sind Marionettenstaaten, die Napoleon als Si-



Der preußische Offizier Carl von Clausewitz erlebt 1806 das Scheitern seiner Armee – und fordert ein neues Freiwilligenheer

Preußens Niederlage

Doch König Friedrich Wilhelm III. zögert: Zu schwach erscheinen ihm seine Truppen, deren Obergrenze Napoleon auf 42 000 Mann festgesetzt hat.

Einige seiner Militärs gehen dafür umso beherzter vor.

Zu ihnen gehört Carl von Clausewitz, dessen Abhandlung „Vom Kriege“ später zum Standardwerk an den Militärakademien der Welt avancieren wird. Clausewitz hat als Offizier das preußische Desaster an der Front miterlebt. Und er hat vermutlich schon seine Zeit in französischer Kriegsgefangenschaft genutzt, um die Niederlage zu analysieren – und radikale Schlüsse zu ziehen.

wofür – für die Kriege der Herrscher sind die Bürger nicht zu begeistern.

Und so wird die Erneuerung des Militärs Teil jenes umfassenden Reformwerks, das ab 1807 den gesamten Staat erfasst: Bauernbefreiung, Abschaffung ständischer Privilegien, kommunale Selbstverwaltung – in Preußen kommt die Revolution von oben.

ALS NAPOLEONS verbliebene Truppen nach dem Russland-Desaster weitgehend aus Preußen abgezogen sind, ruft



löst REFORMEN aus

Friedrich Wilhelm sein Volk endlich zu den Waffen und erklärt Frankreich im März 1813 den Krieg. Preußen zieht an der Seite Russlands in den Kampf – die Rheinbundstaaten aber bleiben, anders als vom König erhofft, an der Seite Napoleons; nur Mecklenburg fällt ab.

Scharnhorst ist es gelungen, heimlich viel mehr Männer auszubilden, als Napoleon Berlin zugestanden hat. Zusätzlich zur so vergrößerten regulären Armee lässt der König nun die Landwehr aufstellen, eine Art Miliz.

Außerdem fordert er zur Gründung „freiwilliger Jägerdetachements“ auf – weitgehend selbstständig organisierter mobiler Einheiten, deren wichtigste Waffe das Jagdgewehr ist.

Der Appell richtet sich vor allem an das Besitz- und Bildungsbürgertum, das bisher vom Militärdienst ausgenommen war. Die Jäger müssen für Ausrüstung und Bewaffnung meist selbst sorgen, dürfen aber ihre Offiziere frei wählen.

Preußen wird von einer Welle des Patriotismus erfasst. An Universitäten rufen Professoren ihre Studenten zum Waffengang auf, vor den Einschreibungsstellen stehen die Freiwilligen an.

Napoleon (Mitte) reitet während der Schlacht von Jena und Auerstedt 1806 die französischen Truppen ab. Nach dem Sieg über Preußen besetzt er weite Teile des Landes. Erst sieben Jahre später, nach dem Desaster der Grande Armée in Russland, wagen es König und Volk, sich gegen die Franzosen aufzulehnen



18. Oktober 1813, der Sieg im Freiheitskrieg ist nah: Drei Tage schon wütet die Völkerschlacht bei Leipzig, als Oberbefehlshaber Karl zu Schwarzenberg den verbündeten Herrschern von Preußen, Österreich und Russland (stehend von links) den baldigen Triumph über Napoleon meldet. Lützows Freikorps nimmt zur gleichen Zeit an der Eroberung Bremens teil

Der KAMPF gegen Napole

Außerhalb der Städte aber – und erst recht außerhalb Preußens – ist die Euphorie deutlich schwächer. In den Rheinbundstaaten und den annektierten Territorien formieren sich Freiwilligenverbände erst, als der Krieg diese Gebiete erreicht: das „Banner der Freiwilligen Sachsen“ etwa oder die „Bremen-Verdensche Legion“.

In Preußen entstehen zudem zahlreiche Freischaren: ausschließlich aus Freiwilligen gebildete, den regulären Streitkräften gleichgestellte Truppen, die zumeist normale Infanterie- oder Kavallerieeinheiten mit Gruppen von Jägern kombinieren.

Die wohl größte und berühmteste dieser Scharen – sie wird später fast 4000 Mann stark werden – ist das Freikorps des Majors Adolf von Lützow.

Als preußischer Offizier hat Lützow an der Schlacht bei Jena und Auerstedt gegen Napoleon teilgenommen und ist trotz der Niederlage als Kriegsheld zurückgekehrt. Zwischenzeitlich aus dem Dienst ausgetreten, hat er stets Kontakt zu den preußischen Militär-Reformern gehalten. Nun schickt ihm Scharnhorst persönlich seine „Instruk-

tion für die Streifdetachements“ – eine Anleitung zum Partisanenkrieg.

Mindestens ebenso wichtig wie militärischer Erfolg ist Scharnhorst die psychologische Kriegsführung: Lützows Truppe soll zum Aufstand anstacheln, vor allem in den Rheinbundstaaten.

Im Gasthaus „Goldener Szepter“ zu Breslau eröffnet im Februar 1813 das Werbungsbüro. Schnell findet sich eine illustre Runde zusammen: Friedrich Ludwig Jahn gehört zu den ersten Freiwilligen, der deutschpatriotische „Turnvater“, der seine Leibesertüchtigung als vormilitärische Ausbildung begreift.

Mit ihm kommt Friedrich Friesen, ein ebenfalls von der Idee einer deutschen Nation besellter Turnpädagoge. Beide stehen in Kontakt zu national gesinnten Studenten, unter denen sie Lützows Truppe bekannt machen.

Auch Theodor Körner, der seine Stelle als kaiserlich-königlicher Hoftheaterdichter in Wien aufgegeben hat, um Befreiungskrieger zu werden, tritt dem Freikorps bei. Später folgen der romantische Maler Georg Friedrich Kersting und der Dichter Joseph von Eichendorff (der die Truppe nach sechs Wochen allerdings schon wieder verlässt).

Offiziell heißt der Verband „Königlich Preussisches Freicorps“, aber bekannt werden die Freischärler als „Schwarze Jäger“. Da sie ihre Uniformen selbst finanzieren müssen, hat Lützow dafür

Landes“, notiert Theodor Körner. Und so schwingt im Kampf gegen Napoleon auch ein bisschen der Geist der Französischen Revolution mit. Aber die Radikalen bleiben in der Minderheit, den meisten Freiheitskriegern genügt als Programm der Franzosenhass.

Immer mehr Freiwillige treffen in Breslau ein, am 17. März sind im Ausbildungslager schon fast 1000 Mann versammelt.

Körner schwärmt davon, dass „die gebildetsten und ausgesuchtesten Köpfe aus ganz Deutschland neben mir in Reih und Glied stehen“. Unter seinen Kameraden finden sich mehr Akademiker und Literaten als in anderen Verbänden, ebenso Handwerker und Studenten.

Anders als übliche Infanterietruppen, die mit einfachen Flinten weitgehend ungezielt in Richtung Feind feuern, üben die Jäger den präzisen Schuss aus Büchsen mit gezogenem Lauf, die eine viel höhere Treffgenauigkeit erlauben. Sie sollen unabhängig operieren, das Gelände ausnützen und gezielt angreifen.

Theodor Körner meldet nach Haus: „Um zwei Uhr ist Scheibenschießen, wo zur Errettung deutscher Nation ein namhaftes Pulver verknallt wird.“

IM APRIL 1813 werden weite Areale entlang der Elbe zum Aufmarschgebiet. Furchterregend schnell ist es Napoleon gelungen, erneut eine große Armee in Stellung zu bringen. Er will die Russen mitsamt der mit ihnen verbündeten

zurückziehen, um nicht von Napoleons klar überlegener Armee aufgerieben zu werden.

Die Schwarzen Jäger setzen sich unterdessen an der mittleren Elbe nahe dem Königreich Westphalen fest, einem von Napoleon geschaffenen Rheinbundstaat, um dort den Gegner zu stören und vielleicht sogar eine Volkshebung auszulösen.

Abseits des Hauptkriegsgeschehens ziehen sie los zu Streifzügen im Feindesland, rauben Kriegskassen aus, fangen Kuriere ab, liefern sich Schießereien mit Gendarmen und stehlen Pferde – ein kostbares Gut, an dem es allen Kriegsparteien mangelt.

Als einer Einheit der Freischärler 22 Wagenladungen Mehl in die Hände fallen, lässt der Anführer die Beute an die Armen verteilen. Die Bevölkerung nimmt sie dankbar an, kann sich aber nicht zum Aufstand entschließen. Zur ersehnten Volkshebung kommt es nicht – die Leute auf dem Lande sorgen sich um Haus und Hof, die Idee einer „Nation“ bleibt ihnen fremd.

Major von Lützow stellt resigniert fest, „dass trotz allem Eifer und guten Willen jeder Versuch, ein Volk in Aufstand zu bringen, ohne bedeutende Schläge der großen Macht misslingen muss“. Doch die Schläge der „großen Macht“, die als Fanal hätten dienen können, bleiben aus.

Der andere Teil des Auftrags aber, Unruhe im Rücken des Feindes zu schüren, gelingt Lützow zunehmend besser. Allerdings nur mit seiner Kavallerie.

Der Major erkennt nun auch, dass die mittlerweile fast 2000 Mann starke Infanterie eher hinderlich ist, und beschließt, das Freikorps zu teilen. Die Fußtruppen bleiben zunächst an der Elbe, schließen sich aber Anfang Juni größeren Einheiten der russischen Armee an und marschieren mit ihnen gegen Leipzig.

Die Kavallerie unter Lützow bricht schon am 29. Mai mit 400 Pferden und unterstützt von 50 Kosaken nach Süden auf, streift durch königlich-westphälisches Gebiet Richtung Thüringen und weiter bis nach Franken.

Die Reiter rechnen mit großer Unterstützung durch die Bevölkerung im ehe-

on soll Deutschland einen

die einzige Farbe gewählt, in die sich jedes schon vorhandene Kleidungsstück umfärben lässt.

Die politischen Vordenker in der Truppe sehen das Freikorps als Keim einer gesamtdeutschen Nationalarmee. Im Kampf gegen Napoleon soll das zersplitterte Land vereint und durch eine Volkshebung auch gleich die Kleinstaaterie, die Herrschaft unzähliger Fürsten beseitigt werden.

„Es ist in unserer Schar kein Unterschied der Geburt, des Standes, des

Preußen möglichst bald in einer Entscheidungsschlacht stellen.

Die Gegner sammeln ihre Truppen, rüsten auf, formieren sich. Napoleon setzt neu ausgehobene Soldaten aus Frankreich in Bewegung und erreicht im Laufe des Monats die Saale. Preußen wartet ungeduldig auf das Eintreffen der russischen Hauptarmee, die schließlich am 24. April vor Dresden erscheint.

Am 2. Mai kommt es bei Großgörschen zur ersten großen Schlacht der Befreiungskriege, wie der Kampf gegen Napoleon später aus deutscher Sicht genannt wird. Doch die Alliierten müssen sich nach Einbruch der Dunkelheit

mals preußischen, nunmehr königlich-bayerischen Gebiet Ansbach-Bayreuth. Auf dem Weg dorthin überfallen sie gelegentlich Militärtransporte und kleinere Gruppen feindlicher Soldaten.

Bei Jena ent Waffen sie eine 200 Mann starke Einheit der Rheinbundtruppen, besetzen Plauen im Vogtland und starten von dort aus einen Angriff auf die in Ansbach-Bayreuth gelegene Stadt Hof.

Da trifft am 9. Juni die Kunde von einem Waffenstillstand ein.

Die Schwarzen Jäger sind konsterniert. Sie fürchten, dass der Krieg, der für sie doch gerade erst erfolgreich begonnen hat, schon wieder zu Ende sein könnte. Dass Zar und König mit dem Franzosenkaiser womöglich einen Kompromiss ausgehandelt haben.

Preußen und Russen haben inzwischen eine zweite große Schlacht gegen Napoleons Armeen geschlagen, bei Bautzen.

Und erneut erwiesen sich die Verbündeten als unterlegen und mussten den Rückzug antreten. Doch in beiden Auseinandersetzungen hat Napoleon

insgesamt rund 40 000 Soldaten verloren, ohne eine Entscheidung herbeizuführen. Weitere Siege dieser Art kann sich der Imperator nicht leisten. Auch seine Gegner müssen sich neu aufstellen. Und so ist beiden Kriegsparteien an einer Gefechtspause gelegen.

Die verstreuten Truppenteile der Verbündeten müssen sich umgehend auf preußisches Territorium zurückziehen, so verlangt es das am 4. Juni geschlossene Abkommen. Major von Lützow aber erhält die offizielle Bestätigung erst am 14. Juni – als die Frist zum Abzug bereits seit zwei Tagen abgelaufen ist.

Die Grenze nach Böhmen, zum neutralen Kaisertum Österreich, ist von Plauen aus nur einen Tagesmarsch entfernt. Der Major aber entscheidet sich, nach Norden in Richtung Elbe zu ziehen. Am 17. Juni erreicht er mit seinen Reitern das 15 Kilometer südlich von Leipzig gelegene Dorf Kitzten.

Napoleons Vertreter im sächsischen Leipzigschickt den 400 Schwarzen 4000 Mann entgegen. Als die Situation bedrohlich wird, reitet Lützow mit Theodor Körner, mittlerweile sein Adjutant, dem gegnerischen Befehlshaber.

Der Major glaubt immer noch, ein Missverständnis aufklären zu können.

Doch plötzlich fallen die feindlichen Truppen über seine Männer her. Lützow entkommt, Körner ebenfalls, wenn auch schwer verwundet. 300 Jäger aber sterben oder werden abgeführt – nicht als

massiv aufgerüstet; zudem ist Österreich dem Bündnis beigetreten, Schweden ebenso (wenn auch mit wenig Engagement); England sichert Unterstützung zu.

Napoleons Hauptarmee steht noch immer in Sachsen, die Koalitionstruppen konzentrieren sich in Böhmen und Schlesien, weiter nördlich verstellt den Franzosen eine weitere Armee unter Befehl des schwedischen Kronprinzen Karl Johann den Weg nach Berlin.

In Norddeutschland, entlang der Linie Hamburg-Lübeck und weiter östlich in Mecklenburg, sind rund 35 000 Franzosen und Dänen, die seit 1807 mit Napoleon verbündet sind, gegen etwa 27 000 Alliierte in Stellung gegangen.

Hier wird auch Lützows Freikorps wieder eingesetzt, das der Major neu formiert hat. Allerdings ist die Schwarze Schar nunmehr fest in einen größeren Verband integriert.

Manchmal ergeben sich aber auch jetzt noch Gelegenheiten, dem ursprünglichen Auftrag nachzukommen: mit Streifzügen hinter den Linien die Franzosen in Atem halten, feindliche Kräfte binden und Nachschublinien unterbrechen – so wie an jenem Morgen des 26. August, als die Korpskämpfer auf der Straße nach Schwerin, das gerade von den Franzosen besetzt worden ist, einen Wagentross angreifen.



Für viele Deutsche sind die Freiwilligen des Majors von Lützow Helden. Napoleon aber behandelte sie als Verbrecher

In Lützows Korps

Kriegsgefangene, sondern als Schwerverbrecher.

Denn für Napoleon sind Lützows Männer nichts anderes als *brigands noir*, schwarze Räuber.

Ein Verdikt, aus dem freilich nicht allein Verachtung spricht – vielmehr hat der Feldherr bereits in Spanien die Taktik der Irregulären fürchten gelernt. Und jetzt auch die der patriotischen Freischärler in Deutschland.

Bei diesem Überfall operieren die Schwarzen Jäger gemeinsam mit russischen Kosaken. Auch Tiroler Schützen, die 1809 in ihrer Heimat unter dem Volkshelden Andreas Hofer einen Befreiungskrieg gegen Bayern und Franzosen geführt haben, sind ihnen nun zur Seite gestellt. Gelegentlich verbinden sie sich auch mit anderen Einheiten freiwilliger Jäger.

Wenn es aber zum offenen Kampf kommt, sollen Lützows Männer jetzt wie andere Truppenteile auch einer

MITTE AUGUST 1813 ist der zehnwöchige Waffenstillstand beendet. Preußen hat die Zeit genutzt und

regulären Strategie folgen. So bei der Schlacht an der Göhrde, einem Waldgebiet auf dem linken Elbufer 70 Kilometer südöstlich von Hamburg. Nur drei Wochen nach der erfolgreichen Partisanen-Operation in Mecklenburg erkämpfen die Schwarzen Jäger hier in einem konventionellen Gefecht ihren bis dahin größten Erfolg.

Die Franzosen verlieren 1500 Mann, dazu zahlreiche Geschütze. König Friedrich Wilhelm III. zeichnet Soldaten des Freikorps mit 17 Eisernen Kreuzen aus.

Für einen der freiwilligen Jäger wird er sogar ein Denkmal errichten – und dieser Jäger ist eine Frau.

Eleonore Prochaska aus Potsdam hat sich in Männerkleidern bei der Truppe eingeschlichen. Sie kämpft unerkannt an vorderster Front, erst nach ihrer Verwundung an der Göhrde wird ihre wahre Identität offenbar.

Die Freischärlerin stirbt an den Folgen ihrer Verletzung und wird, als „Potsdamer Jeanne d'Arc“ verehrt, zu einer Heldin der Befreiungskriege. Ihrem Bruder hatte sie zur eigenen Rechtfertigung geschrieben: „Sieh nur Spanien und Tirol, wie da die Weiber und Mädchen handelten!“

So hat der Kampf gegen Napoleon durchaus Elemente eines Volkskriegs, und vor allem solche Episoden sind es, die Lützows Truppe zu einem Mythos machen.

Körnerschen Lieder“ spotten, für die sich die braven Deutschen auf „allerhöchsten Befehl“ begeisterten.

Aber es ist wohl auch der gewachsene Bürgerstolz, der sich in dem Ruhm der Schwarzen Jäger spiegelt. Das alte Fürstenheer war für die schmachvolle Niederlage Preußens verantwortlich – hier nun ziehen freie Bürger den Waffenrock an, reiten hinaus in die Wälder, nehmen die Sache selbst in die Hand.

ENTSCHIEDEN WERDEN die Befreiungskriege gleichwohl von den großen Armeen. Vor Leipzig marschieren am 16. Oktober über 400 000 Soldaten zu einer Entscheidungsschlacht auf. Nach vier Tagen sind mehr als 100 000 Kämpfer tot oder verwundet.

Und Napoleon ist militärisch geschlagen.

Unterdessen haben die Schwarzen gemeinsam mit Kosaken und anderen Einheiten vorübergehend Bremen eingenommen. Während die Haupttruppen der Koalition gen Rhein vorstoßen, bleiben sie im zu Dänemark gehörenden Holstein, nehmen an der Belagerung Hamburgs teil, erobern Glückstadt und machen reiche Beute in dänischen Festungen.

Im Januar 1814 dann dürfen endlich auch Lützows Schwarze Männer westwärts ziehen, kämpfen bald vor Jülich und erreichen schließlich die Picardie und damit französisches Kernland. Hier dringen Teile der Lützowschen Kavalle-

Doch dann marschieren die Koalitionssarmeen in Paris ein; am 6. April 1814 dankt Napoleon ab. Er erhält die Mittelmeerinsel Elba als Fürstentum.

Das Lützowsche Freikorps wird in zwei reguläre Regimenter umgewandelt. Der Dienst der freiwilligen Jäger aber ist beendet, sie kehren ins Zivilleben zurück.

Als Napoleon ein knappes Jahr später aus dem Exil zurückkehrt und bald schon wieder an der Spitze einer Armee marschiert, kommt es am 18. Juni 1815 bei Waterloo im heutigen Belgien zur letzten Schlacht: Gegen die Franzosen treten britische, niederländische und preußische Truppen an.

Darunter ist auch die Kavallerie des früheren Freikorps – wenn auch ohne ihren Kommandeur Lützow, der zwei Tage zuvor schwer verletzt in Gefangenschaft geraten ist.

Napoleon erleidet eine totale Niederlage: Am 7. Juli 1815 ziehen ehemalige Lützower als Teil der siegreichen Truppenverbände in Paris ein.

Ihr hochdekoriertester Gründer wird später zum Generalmajor befördert. Er dient der preußischen Armee noch fast 20 Jahre, ehe er 1834 in Berlin stirbt.

Die Ideale der Lützower existieren weiter. Im Zivilleben werden die Veteranen nicht müde, den „Geist der Befreiungskriege“ zu beschwören – und erreichen so, dass der Ruhm der Schwarzen Schar stetig wächst.

Nicht wenige der Studenten und Akademiker, die nach den Befreiungskriegen an den Universitäten für Einheit und Freiheit eintreten, haben einst bei den Schwarzen Jägern oder in anderen Freikorps gekämpft.

Sie sorgen dafür, dass die Farben der Lützower – schwarze Uniform, rote Aufschläge, goldene Knöpfe – zum Symbol der deutschen Nation werden.

Zumal manche die Farben so deuten: schwarz wie die Nacht der Fremdherrschaft, rot wie das Blut, golden wie die Morgenröte der gewonnenen Freiheit.

Bis diese Trikolore aber als Flagge einer Republik am Fahnenmast weht, wird noch mehr als ein Jahrhundert vergehen. □

Fred Langer, 48, ist Redakteur bei GEO International. Dies ist seine erste Reportage für GEOEPOCHÉ.

dient auch eine FRAU

Dass der Ruf dieser Einheit den aller anderen weit übertrifft, liegt aber vor allem an Theodor Körner, dem prominenten, früh verstorbenen Poeten in ihren Reihen, der das Freischärlerdasein in hochtrabenden Gedichten rühmte – mag auch Heinrich Heine später über die „schlechten Verse der

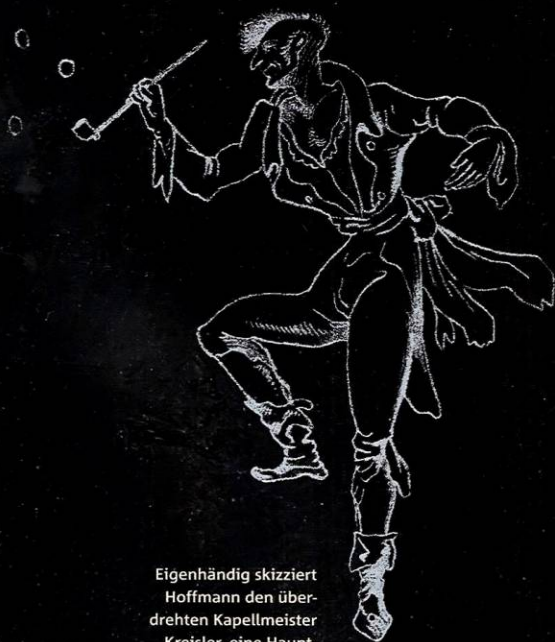
rie tief ins Land des zurückweichenden Feindes ein.

Nun lernt das Freikorps aus umgekehrter Perspektive, was ein Volkskrieg ist: In den Dörfern werden die Eindringlinge aus Häusern und Ställen beschoßen, sie stolpern in Hinterhalte, werden versprengt – und brennen zur Strafe ganze Ortschaften nieder. Friedrich Friesen, der deutschpatriotische Turner, wird von einem Schäfer erschossen.

Napoleon hat seine Verbündeten in Deutschland verloren, der Rheinbund existiert nicht mehr – aber Frieden will der französische Kaiser noch immer nicht schließen.

Literatur: Eckart Kleßmann (Hg.), „Die Befreiungskriege in Augenzeugenberichten“, Deutscher Taschenbuch Verlag: Alltag und große Schlachten zwischen 1813 und 1815 in den Berichten von Herrschern, einfachen Bürgern und Soldaten.

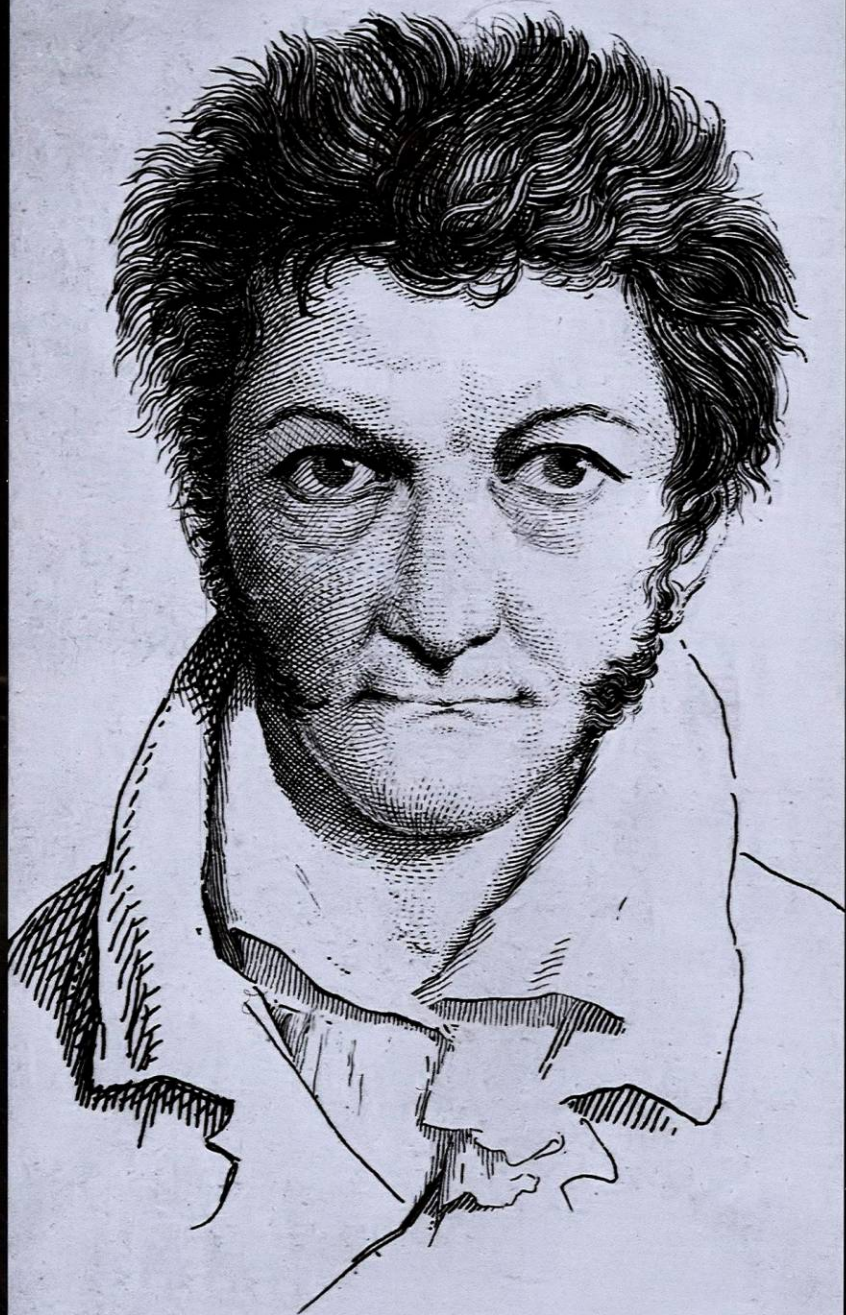
Der Gespenster- seher



Eigenhändig skizziert
Hoffmann den über-
drehten Kapellmeister
Kreisler, eine Haupt-
figur seines Romans
»Lebensansichten des
Katers Murr«

Ein preußischer Beamter mit
Hang zu Dämonie und Exzess wird im
frühen 19. Jahrhundert zu einem der
bedeutendsten Schriftsteller der Romantik.
Ernst Theodor Amadeus Hoffmann
spricht vormittags akribisch Recht – und
ersinnt danach im Rausch schaurig-düstere
Geschichten über Untote, Naturgeister
und sprechende Tiere. Mit anderen Autoren
revolutioniert er die Literatur
einer Zeit, der das Künstlerische das
Maß aller Dinge geworden ist

VON MATHIAS MESENHÖLLER



E. T. A. Hoffmann, geboren 1776 in Königsberg, studiert Jura. Doch eigentlich will er – ganz im Sinne romantischer Selbstverwirklichung – dichten, komponieren und malen (Stich nach einem Selbstporträt, um 1820)

Eine kleine, gebeugte Gestalt schreitet über den nächtlichen Berliner Gendarmenmarkt. Düster ragt in ihrem Rücken die ausgebrannte Ruine des Schauspielhauses auf. Der Mond verleiht dem Mann einen seltsam unruhigen Schatten – mit jedem Schritt, so scheint es, wird der Schemen lebhafter.

Dann geschieht es: Kurz bevor der späte Gast die Weinstube von Lutter & Wegner erreicht, gleitet sein Schatten an ihm vorbei, springt auf und schafft mit Dämonengewalt seinen Besitzer aus der Welt – den preußischen Juristen Ernst Hoffmann, pünktlich, nüchtern und rechtschaffen.

Über die Schwelle des Wirtshauses tritt, den schmalen Mund sardonisch verzogen, den breitkrempigen Hut tief im Gesicht: der Säuer und Phantast, Komponist, Dichter, Schwadronneur und Schnellzeichner Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.

„Gespenster-Hoffmann“. So nennen sie den Gerichtsrat im Berlin des Jahres 1817, seiner Erzählungen wegen, durch die Doppelgänger und Naturgeister huschen, Alchemisten, Untote und sprechende Hunde; mit klopfendem Herzen blättern Tausende Leser bei Kerzenschein die Seiten um.

Ganz geheuer ist den Berlinern: aber auch der Autor selbst nicht; der königliche Beamte mit der ausgeprägten Nachtseite.

Ein gelbhäutiges, Grimassen schneidendes Männlein mit einem mächtigen, markanten Schädel auf einem lächerlich kleinen, nach vorn gekrümmten Körper.

Bei Tag spricht Hoffmann Recht am königlichen Kammergericht, gewissenhaft wie kein Zweiter – um des Nachts unter Schau-

spielen und Glücksspielen, bei Wein, Arrak-Punsch und Champagner phantastische Geschichten, ätzende Bon-mots und aberwitzige Parodien zu spüren.

Ein Doppelleben, müssen sie annehmen, die ordentlichen Bürger.

Und fehlen weit: Dies würde den Verwandlungskünstler Hoffmann um mehrere Leben verkürzen.

Seines ist eher ein Drei-, Vier- und Fünffachleben, ein aus Masken, Spielerei, Exzessen, Erfolgen, mehr aber noch aus Niederlagen zusammengesetztes, unstetes Wanderleben.

Ein kurzes Leben, natürlich. So viel Ehrgeiz, Talent und Intensität lässt sich nicht über die übliche Daseinspanne durchhalten.

Schon gar nicht in einer Zeit, die das gesellschaftlich Übliche ohnehin außer Kurs gesetzt, hat, deren Parole „Romantik“ lautet: die Erhebung der Kunst zum Maß aller Dinge, die Verwandlung des Lebens in einen Roman.

In einen Roman, wie ihn Hoffmann lebt, meist nah am Abgrund, großenteils in der Nacht – und in dem er allmählich die Metamorphose durchmacht vom Bürgersohn Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann zum Mozartnach-

folger Ernst Theodor Amadeus und endlich zu E.T.A. Hoffmann, dem obersten Gespensterseher seiner Zeit.

WENIG DEUTET VORAUSS auf dieses Leben, als der Zweijährige 1778 mit seiner Mutter in ein geräumiges Haus in der Junkergasse im ostpreussischen Königsberg zieht, zur Großmutter, zu zwei Tanten und einem Onkel.

Das Heim der mütterlichen Familie ist ein sauberes, ja überordentliches Bürgerhaus in vornehmer Lage.

Doch das Übermaß an Schicklichkeit, der furchtsame Blick auf die Meinung „der Leute“ verrät, dass die bürgerliche Ehrbarkeit wankt.

Der Onkel, Jurist wie Generationen vor ihm: gescheitert, vorzeitig pensioniert. Die Mutter: geschieden, von dem Juristen Christoph Ludwig Hoffmann, der die Musik mehr liebt als das Amt, und den Alkohol noch mehr.

Eine beschämte Familie, die zurückgezogen lebt. Durch das Haus dringen regelmäßig unheimliche Klagelaute: Im Obergeschoss wohnt eine gemütskranke Witwe mit ihrem Sohn – den sie für den wiedergeborenen Heiland hält, sich selbst für die Jungfrau der Schmerzen.

Das zweite prägende Geräusch in Hoffmanns Kindheit ist Musik. Bisweilen gibt es Hauskonzerte; der Onkel dilettiert auf einem Cembalo, spielt leidlich Klavier. Auch Ernst erhält Klavier- und Geigenstunden.

Doch selbst daran knüpft sich ein Misston: das Schimpfen des Onkels.

Denn der, so schildert Hoffmann es später in einer Erzählung, versteht den verträumten, bald traumwandlerisch sicher auf dem Klavier phantasierenden Jungen nicht. Beharrt auf korrektem Abspielen der Übungen. Fordert Konvention, nicht Kunst.

Umfangen von Reputationsangst, Irrsinn und lä-



Schon als Jugendlicher karikiert Hoffmann die Welt um sich mit dem Zeichenstift. Später bringen dem Juristen die grotesken Skizzen, hier ein dicker Mann auf einem Drachen, eine Strafversetzung in die Provinz ein

Alpträumhafte, von
unheimlichen Wesen be-
völkerte Szenen, wie sie
der Maler Johann Heinrich
Füssli (1741–1825) Ende
des 18. Jahrhunderts festhält,
beschwört auch Hoffmann
in seinen Texten herauf. Die
Romantiker befassten sich
oft mit Abgründigem – und
rebellieren so gegen den
vernunftbetonten Geist
der Aufklärung





Die Schattenseiten der menschlichen Seele: In ein Halbdunkel taucht der Maler Füssli diese beiden Mordgesellen. Hoffmann veröffentlicht 1815/16 in Berlin seinen Roman »Die Elixire des Teufels«, in dem ein schizophrener Mönch mehrere Menschen meuchelt

cherlicher Autorität, entwickelt der Heranwachsende eine distanzierte, genaue Beobachtungsgabe. Heimlich hält er, was er hört und sieht, in ironischen Notizen fest, in boshaft präzisen Karikaturen: ein Talent, das ihm einmal die Karriere ruinieren wird.

Wenn er unbeobachtet ist, durchforstet Hoffmann die Bücherregale seines Onkels. Konsumiert Schund, verliert sich in den offenherzigen „Bekanntnissen“ des französischen Philosophen Jean-Jacques Rousseau und in aktuellen Theaterstücken.

Lesen wird seine zweite Obsession. Über Jahrhunderte haben allenfalls Gelehrte und Mitglieder des Hofadels regelmäßig gelesen. Der größere Teil derjenigen, die überhaupt die Kunst beherrschten, aus Buchstaben Wörter und Sätze zu bilden, beschränkte sich auf die wiederholte Lektüre weniger, meist frommer Texte.

Doch seit die Philosophen und Pädagogen der Aufklärung fordern, dass jeder Mensch Unterricht erhalte und gebildet werde, wächst die Zahl der Lesefähigen. Und Fürsten wie Friedrich II. von Preußen, die meinen, ein frommes Volk, das die Bibel lesen kann, sei leichter zu regieren, drängen darauf, dass Neuerungen wie die Schulpflicht auch wirklich durchgesetzt werden.

Die Nachfrage nach frischen Stoffen steigt. Immer neue Dramen und Romane kommen auf den Markt, Zeitungen, Almanache und „Taschenbücher“: preisgünstige, in handlichem Format gedruckte Sammlungen kurzweiliger Schriften aller Art. Regelrechte Textfabriken entstehen, in denen Autoren arbeitsteilig und in Serie literarische Massenware herstellen.

Nicht alles Gedruckte entspricht freilich dem Anliegen der Aufklärer. Neben Räuber- und Abenteuergeschichten sind besonders Geheimbund-Romane beliebt, in denen mysteriöse Organisationen verwickelte Komplote spinnen, Ehrenmänner sich als Doppelagenten herausstellen und Schränke Geheimtüren haben.

Skeptiker warnen vor einer unkontrollierten Anfeuerung der Phan-

tasie. Vergebens: Allein zwischen 1790 und 1800 erscheinen 2500 Romane – so viele wie in den 90 Jahren zuvor.

Als Hoffmann 1792 an der Universität Königsberg zu studieren beginnt, ist die „Leserevolution“, wie der Kulturphilosoph Friedrich Schlegel das neue bürgerliche Phänomen später nennen wird, in vollem Gang.

Zwar wählt er, gemäß der Familientradition, die Juristerei, doch Hoffmann teilt das Schicksal zahlreicher Leser: Er will selbst schreiben. Der Unterschied zu anderen: Er will auch malen. Und vor allem komponieren.

1795 hat er einige kleinere Musikstücke fertig, einen Roman, macht sein erstes Examen. Die Malerei hat er nach einem gescheiterten Versuch, zwei Bilder zu verkaufen, zurückgestellt.

Schockierender für die Familie: Der 19-Jährige hat eine Affäre mit einer ehemaligen Nachbarin – neun Jahre älter, verheiratet, sechs Kinder. Die Familie schickt Hoffmann ins schlesische Glogau, zu einem Verwandten, Regierungsrat am dortigen Gericht.

Der junge Mann leidet. Bummelt, statt sich aufs zweite Staatsexamen vorzubereiten. Vom Verlag erhält er das Manuskript seines ersten Romans zurück: abgelehnt. In dieser Zeit wird ihm selbst die Musik sauer.

Endlich rafft er sich auf, verlobt sich wie zur Besiegelung einer neuen Ernsthaftigkeit mit der Glogauer Cousine Minna Doerffer und legt die Prüfung ab. Als sein zukünftiger Schwiegervater als Gerichtsrat nach Berlin berufen wird, bemüht sich Hoffmann dort erfolgreich um eine Referendarstelle.

1798 zieht er um in Preußens Kapitale, wo sich in privaten Salons eine bürgerlich-adelige Intelligenz versammelt. Zu der gehört seit Kurzem auch eine Schar junger Literaten, die das vernunftgläubige Moralisieren der Aufklärung ablehnen, den hohen Ton, die erstarrten Formen der Klassik. Die nicht weniger fordern als eine Revolution des Dichtens und Denkens.

„Etwas Neues“: Dies ist die Devise, seit der Revolution 1789 in Frankreich. Auch deutsche Intellektuelle bejubeln die Ereignisse als Durchbruch der Freiheit und der Vernunft. Doch 1792

schlägt das demokratische Experiment um in Terror und Bürgerkrieg, und die politisch entfesselte Vernunft erweist sich als mörderisch. Die wahre Freiheit, verkündet der Dramatiker Friedrich Schiller nun in Jena, sei ohnehin nicht in der Politik zu suchen, sondern in der Kunst, im ästhetischen Spiel.

Bald sammeln sich die agiliten Köpfe der jungen Generation in dem thüringischen Universitätsstädtchen und treiben Schillers Gedanken weiter: Die Aufklärung, postulieren sie, sei gescheitert. Sie werde dem Individuellen und Eigentümlichen nicht gerecht, der abgründigen Seite des Lebens.

Eine Kunst, die vom Geheimnis des Alltäglichen handelt: Das wäre die wahre Revolution. „Romantische Poesie“ nennen die Neuerer ihr Projekt: „Indem ich dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten gebe, so romantisiere ich es“, schreibt Friedrich von Hardenberg, ein Bergassessor, der unter dem Namen „Novalis“ mystische Gedichte verfasste.

Die Kunst soll sich dem Leben zuwenden – und das Leben Kunst werden: ein Roman. Schluss mit der Kunstsprache des klassischen Dramas, fort mit dem Korsett der gesellschaftlichen Zwänge, fordern die Anhänger der neuen Bewegung.

Aus dem Kreis um ihren Vordenker Schlegel heißt es, die Freunde fielen vor Lachen vom Stuhl, wenn sie sich Schillers pathetische Verse vorlesen. Es kommt zum Bruch mit Schiller, die Runde löst sich auf, und einige Literaten siedeln über nach Berlin. Die Stadt wird um 1800 neben Jena zum zweiten Zentrum der Romantiker.

Ludwig Tieck, der als Schüler in einer Literaturfabrik an trivialen Ritter- und Räubergeschichten mitgeschrieben hat, veröffentlicht in Berlin den Künstlerroman „Franz Sternbalds Wanderungen“. Friedrich Schleiermacher, Krankenhausprediger an der Charité, verkündet eine Spiritualität des Gefühls und der Ästhetik.

Kunst und Religion gehen ineinander über; an die Stelle von Konventio-

nen und einer verküchelten Moral- lehre tritt ein Kult des Lebens und seiner Schönheit.

Die Romantiker setzen den eroti- schen Genuss offen über die eheliche Treue. Selbstverwirklichung geht ih- nen vor Ordnung, Spiel ist alles: Ironisch ist der Umgang miteinander, ironisch sind ihre Briefe. Ironie prägt ihre Schriften – in der Theorie. Praktisch vermögen nur wenige, das eigene Schaffen spielerisch zu gestalten.

E. T. A. Hoffmann wird es gelingen.

Noch aber ist der Ju- rist weit davon ent- fernt. Während seiner Mußstunden kom- poniert der Rechts- referendar ein „Sing- spiel“. Solche Werke – schlichter als die am Hof geschätzten italienischen Opern mit ihren prunkvollen Belcan- to-Arien – sind besonders beim bür- gerlichen Publikum beliebt.

Und revolutionär: Es wird deutsch gesungen. Vorbei die Zeiten, da Fried- rich II. diktieren konnte, lieber lasse er sich „von einem Pferde eine Arie vor- wiehern, als eine Deutsche in meiner Oper zur Primadonna zu haben“.

Hoffmann sendet sein Werk an das Berliner Nationaltheater – erhält jedoch nicht einmal eine Antwort.

Im Frühjahr 1800 legt er das letzte Examen ab und wird ans Gericht nach Posen befohlen. Während die ro- mantischen Junggenies in Deutschland von sich reden machen, reist Hoffmann in ein Garnisonsstädtchen auf ehemals polnischem Terri- torium, das erst seit 1793 zu Preußen gehört. Doch immerhin ist er ohne ver- wandtschaftliche Aufsicht: das erste Mal in seinem Leben.

28. FEBRUAR 1802. Die preußischen Adeligen und Offiziere in Posen feiern

Fastnacht. Zunächst kaum bemerkt, tauchen in der strahlenden Gesell- schaft kostümierter Damen und Herren Maskierte auf, die aus zwei Mappen Bilder zücken und verkaufen. Wo sie einen Abnehmer finden, flackert Gelächter auf – anfangs. Denn rasch merken die Käufer, die sich eben noch über die Karikatur eines ande- ren Anwesenden amüsiert haben, dass dieser eine nicht minder bissige Ver- alberung ihrer eigenen Schwächen in den Händen hält.

Der Präsident der Domänenkam- mer sieht sich als französischer Gene- ral dargestellt – den die Revolutionäre guillotiniert haben. Andere Bilder zeig- en Sprösslinge adeliger Familien beim Wettlauf zum Schulturm oder einen spielsüchtigen Leutnant als Pik- Buben.

Als der Kommandant des Stand- ortes sich selbst entdeckt – im Bild eines Teelöffel schwingenden Regi- mentstrommlers – befiehlt er, die Ver- käufer auf der Stelle festzusetzen. Doch die sind bereits verschwunden.

Es gibt wenige Menschen in Posen, die über das Talent, den grotesken Hu- mor und die Respektlosigkeit verfü- gen, die Spitzen der Gesellschaft derart treffend in ein Witzfigurenkabinett zu verwandeln. Auch wenn es keine Be- weise gibt: Als Hauptverdächtiger für diesen Frevel gilt Ernst Hoffmann.



Ein Herr fordert in dieser Skizze Hoff- manns eine Dame zum Tanz auf. Die Dichter der Romantik propagieren ein lustvolles Leben, ziehen erotische Eskapaden ehelicher Treue vor. Hoffmann selbst hat zahlreiche Affären

Eine Aura des Suspekten umgibt ihn ohnehin. Ein Beamter, der, wenn auch ohne Erfolg, komponiert, dichtet, zeichne! Der sich mit Leuten herum- treibt, die lose Trink- und Liebes- sitten allzu bedenkenlos pflegen, und der neuerdings sogar eine polnische Geliebte haben soll.

Michalina Rorer-Trzeńska, brü- nett, gilt als Schönheit. Hoffmann nennt sie Mischa. Und schreibt seiner Verlobten in Berlin, sie möge die Ver- bindung als gelöst betrachten.

Bei schweren ungarischen Weinen, in einer „überaus lustigen Verbrüde- rung“ von Assessoren und Räten und in Mischas Bett hat Hoffmann ein neu- es Ich entwickelt; ein rücksichtsloses, lustvolles Selbstbewusstsein, wie es die romantischen Kunstrebellen im fernen Berlin propagieren.

Doch unterschätzt er, was es in Preußen heißt, einen General zu belei- digen: Hoffmann wird strafversetzt. Um Mischa mitnehmen zu können, heiratet er sie. Dann tritt er sein „Exil“, wie er es nennt, in Plock an der Weich- sel an, einem Nest mit 389 Häusern.

Verbissen komponiert Hoffmann gegen die Ödnis an, schreibt ein Lust- spiel, verschickt Noten und Texte – und erhält nichts als Ablehnungen. Ein kleiner Zeitungsaufriss ist alles, was er in knapp zwei Jahren unter- bringt. Dann endlich erlöst ihn das Justizministerium und schickt Hoffmann nach Warschau.

„ORIENTALISCH“ nennen manche Deutsche die polni- sche Stadt. Durch die Stra- ßen zieht der Geruch von Fisch, Brathuhn und Koch- wurst. Kutscher spielen vor Toreinfahrten Karten; die Bevölkerung, vom Adeligen bis zum Pfortner, spielt und wettet mit Leidenschaft. Kurtisanen und Vorstadt- huren bieten ihre Dienste im Theater an – und sogar in den vielen Kirchen, die Tag und Nacht offen stehen.

Mit seinen Spuk-
geschichten begeistert
Hoffmann Leser, die
wie er das Übersinnliche
lieben. In Bamberg be-
sucht der Autor mehrmals
Séancen mit Mondsüch-
tigen und Besessenen –
Menschen wie jenem Dienst-
mädchen auf Füsslis
Gemälde, das dem Wahn-
sinn verfallen ist



Hoffmann hat die steife Unterwürfigkeit und quälende Etikette Preußens hinter sich gelassen, hat nun ein gutes Auskommen, eine kleine Tochter, eine schöne Wohnung. An lauen Sommerabenden öffnet er das Fenster seines Salons, die befreundete Nachbarsfamilie setzt sich an das ihre, und er spielt für alle Mozart oder Bach, oft bis zum Morgengrauen.

Seine eigenen Kompositionen finden bei den örtlichen Musikliebhabern Anerkennung. Erstmals signiert er eine Partitur statt mit seinem Taufnamen Ernst Theodor Wilhelm mit „Ernst Theodor Amadeus Hoffmann“, in Anspielung auf den verehrten Wiener Komponisten.

Die Musik, wird er sich in Warschau gewiss, ist seine Berufung. Dienstplichten erledigt er wie nebenbei. Da ihm makellose Schriftsätze leicht von der Hand gehen, gilt er gleichwohl als tüchtiger, ja fleißiger Beamter.

Später wird mancher Zeitgenosse jene Macht, die die Metamorphose des glücklichen Vaters zum nächtlich umherschweifenden E. T. A. Hoffmann in Gang setzt, selbst als ein Monstrum, einen Spuk, eine Abnormität empfinden: Napoleon Bonaparte, seit 1804 Kaiser der Franzosen.

Im Oktober 1806 wirft Napoleon Preußen nieder, Ende November besetzen die Franzosen Warschau. Polen soll als Staat wiedererstehen, die preußischen Behörden werden aufgelöst.

Hoffmann schickt Frau und Tochter zu den Schwiegereltern nach Posen. Er selbst wendet sich nach Berlin, wo er Bekannte hat und den Sprung ins professionelle Künstlertum wagen will.

Doch der Zeitpunkt ist ungünstig. Die Bevölkerung in Preußens besetzter Hauptstadt hungert, im Tiergarten



Wegen seines Faibles für skurrile Kreaturen – hier die Fee »Mab« aus der englischen Mythologie, gemalt von Füssli – nennen die Berliner den dichtenden Beamten »Gespenster-Hoffmann«. Selbst dessen Kindermärchen handeln von Schauerlichkeiten

nächtigen Obdachlose. Hoffmann ist tagelang nichts als trockenes Brot.

Und er trinkt wieder, auch aus Verzweiflung: In Posen ist die zweijährige Tochter gestorben.

Endlich, im Frühjahr 1808, erreicht ihn die Zusage einer Stelle als Musikdirektor im fränkischen Bischofsstädtchen Bamberg. Im dortigen Krankenhaus praktiziert der Arzt und Romantiker Friedrich Adalbert Marcus, der eine neue Sichtweise vom Menschen vertritt: Geist und Materie seien nicht zu trennen, sondern vielmehr als „Aggregatzustände“ derselben Natur aufzufassen. Da zudem zwischen lebenden Wesen ein „magnetischer Rapport“ hergestellt werden könne, eine übersinnliche Verbindung, lasse sich die Einheit von Körper und Seele auch medizinisch nutzen.

Mit „magnetischen Strichen“, einem ausgeklügelten System von Berührungen und Streichbewegungen, will Marcus den Kranken helfen. Nicht nur Ärzte, sondern auch Laien praktizieren diese wundersame Heilkunst – oft in Verbindung mit anderen okkulten Praktiken, Hellseherei, Hypnose, magischen Ritualen.

Hoffmann, den alles fasziniert, was übersinnlich und geheimnisvoll ist, dunkel und doppelbödig, nimmt an Séancen mit Mondsüchtigen teil, diskutiert ausgiebig mit dem Arzt Marcus, lässt sich von ihm Literatur empfehlen.

Doch sein Antrittsdirigat misslingt, und bereits nach zwei Monaten hat er seine Direktorenstelle verloren. Er schlägt sich nun mit Auftragskompositionen durch, unterrichtet Töchter aus höherem Hause, schreibt Musikkritiken und musikalische Betrachtungen.

Die immerhin werden gedruckt. Als Erste die Erzählung „Ritter Gluck“. Der Erzähler trifft in Berlin auf einen Fremden, der ihn – so wie in den populären Geheimbundgeschichten – in ein schäbiges Haus führt und durch dunkle Flure in ein Hinterzimmer. Darin: eine goldene Wanduhr, ein von Spinnweben überzogenes Tintenfass, zu Folianten gebundene, aber leere Notenblätter. Der Fremde spielt von den Seiten Werke Christoph Willibald Glucks ab, phantasievoll, wie der Erzähler es nie gehört hat – um sich dann als der verstorbene Komponist selbst vorzustellen.

Das Stück ist eine Abrechnung mit dem Berliner Musikbetrieb, der aus den Opern Glucks und Mozarts kommerzielle Potpourris zusammenstellt – und Hoffmann hartnäckig ignoriert. Vor allem aber ist es ein mild gruseliges, phantastisches Meisterwerk, das Hoffmann längst nicht so wichtig nimmt wie seine Kompositionen.

Einen großen Teil seines ohnehin geringen Verdienstes trägt Hoffmann ins Wirtshaus. Er verliebt sich in eine Gesangsschülerin, erhält eine Abfuhr, tröstet sich mit einer Schauspielerin, löst schließlich einen ärgeren Skandal aus als einst in Königsberg. Ende 1812 muss er seinen Mantel verkaufen, „um fressen zu können“.

Immerhin bringt ihm „Ritter Gluck“ einen Verlagsvertrag über mehrere Erzählbände ein. Zudem plant er eine Opernadaption des populären romantischen Märchens „Undine“ von Friedrich de la Motte Fouqué – und kann den Erfolgsschriftsteller dazu bewegen, selbst das Libretto zu liefern.

1813 erhält Hoffmann gar das Angebot, Musikdirektor einer Opernkompanie in Leipzig und Dresden zu werden. Doch nach kurzer Zeit kommt es zum Streit mit dem Leiter des Ensembles. Hoffmann wird zum zweiten Mal als Musikdirektor entlassen.

Fortan verdient er Geld mit jenem Talent, das ihn in Posen aus der Laufbahn geworfen hat: Hoffmann zeichnet antinapoleonische Karikaturen.

Nach dem Sieg über den Franzosenkaiser Anfang 1814 kann er sich als Jurist wieder für den Staatsdienst bewerben und erhält eine Stelle am Kammergericht in Berlin. Die Hunger- und Wanderjahre gehen dem Ende zu.

Am 26. September 1814 steigen die Hoffmanns im „Goldenen Anker“ am Dönhofsplatz ab. Berlin ist von der langen Besatzung gezeichnet, das Bier so schlecht wie früher, der Wein teuer, der Tabak erbärmlich. Allein der Name Hoffmann hat nun einen anderen Klang.

Im Mai sind seine ersten beiden Erzählbände erschienen – und begeistert aufgenommen worden. Beim weiblichen Publikum, wichtig für den Verkauf, findet besonders „Der Magnetiseur“ Anklang: eine Geschichte, in der Hoffmann von der „Nachseite“ jener modischen Heilkunst erzählt, von der dämonischen Macht der Eingeweihten über die Uneingeweihten, von Liebe, gespenstischer Hingabe und Tod.

Kaum in Berlin eingetroffen, sitzt Hoffmann mit

Tieck, Fouqué und anderen beim Abendessen. Zum ersten Mal trifft er auf Künstler, die seine Ironie teilen, seine Ambitionen verstehen – und ihn als einen der Ihren anerkennen.

Inzwischen hat er den ersten Teil der „Elixire des Teufels“ vollendet: Als der Kapuzinermönch Medardus von einem geheimnisvollen Elixier trinkt, gewinnt die finstere Seite seines Wesens Macht über ihn. Er jagt einem Mädchen nach, ermordet dessen Stiefmutter und Bruder, flieht – und begegnet fortan immer wieder seinem anderen Selbst in Gestalt eines wahnsinnigen Doppelgängers.

Ein bizarrer, psychologisch raffinierter Schauerroman, der das moderne Thema der Persönlichkeitsspaltung in eine Doppelgänger Geschichte fasst.

Ein wüstes Buch. Ein Buch für das große, auf Nervenkitzel erpichte Publikum.

Hoffmann selbst aber erachtet die Arbeit an der Märchenoper „Undine“ für ungleich wichtiger – jenem Werk, an dem er seit Jahren feilt. Das ihn endlich als Komponist etablieren soll.

Am 3. August 1816 wird die Oper im Schauspielhaus am Gendarmenmarkt uraufgeführt. Als der Vorhang fällt, ruft das Publikum den Komponisten heraus, und überglücklich nimmt Hoffmann die Ovationen entgegen.

Kritiker loben das Werk, doch die Berliner strömen weniger wegen Hoffmanns Musik ins Schauspielhaus, son-

dern um die Kulissen des Architekten Karl Friedrich Schinkel zu bestaunen.

Während der Schriftsteller Hoffmann also zu Ruhm gelangt, sich von den Honoraren für seine Geschichten und von seinen Einkünften als Gerichtsrat eine geräumige Wohnung gegenüber dem Schauspielhaus am Gendarmenmarkt leisten kann, muss der Komponist Hoffmann erleben, wie seine schönste Schöpfung über diese eine Bühne nicht hinausgelangt.

Dann der 29. Juli 1817.

Es ist Mittagszeit, Hoffmann sitzt am Schreibtisch, als Mischa eintritt, bläss: „Mein Gott – das Theater brennt!“ Am Abend ist Hoffmanns mageres Antlitz im Fenster zu sehen. Er verfolgt, wie die Flammen Schinkels gepriesene Kulissen verzehren, die Stätte seines vermeintlichen Durchbruchs. Und sein Leben als Komponist: Nie wieder wird er eine Aufführung seines Lieblingswerkes erleben.

ES IST, ALS HABE sich eine Schleuse geöffnet, als bringe Hoffmann alles zu Papier, was er gesehen, erlebt, erlitten, über die Welt und die Menschen gelernt hat.

Eben weil er die Literatur nur halb ernst nimmt, geht er bedenkenlos zu Werke. Lässt seine Phantasie schießen, treibt Spuk und Abergwitz, erlaubt sich neben Geniestreichen reichlich

Gebrauchsprosa, von der er sagt, man könne sie ebenso gut mit dem Hintern schreiben. Doch wie kaum ein Zweiter trifft er damit den Geschmack der Leser.

Seine Themen sind Gewalt und Selbstzerstörung, Künstlervervweiflung und Psychopathie. Immer wieder inszeniert „Gespenster-Hoffmann“ den Einbruch des Dämonischen in den Alltag. Angehimelte Frauen entpuppen sich als tote Automaten, ein Pariser Goldschmied mordet seine Kunden, um seine Arbeit aus deren Händen zu retten.



Mit schnellem Strich dokumentiert Hoffmann 1817 in einem Brief den Brand des Schauspielhauses am Gendarmenmarkt. In dem Theater hat er seinen größten musikalischen Erfolg erlebt: die Aufführung der Oper „Undine“

Dazwischen heiter Skurriles, vergnügliche Maskeraden, Kindermärchen wie „Nussknacker und Mausekönig“.

Und dann gelingt ihm der große literarische Wurf: die „Lebensansichten des Katers Murr, nebst fragmentarischer Biografie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern“. Eine ätzende Gesellschaftssatire – und ein Hasardeur-Akt.

Hoffmann in der Rolle des Herausgebers bittet darin wortreich um Verzeihung für die „aus Versehen“ mit abgedruckten Aufzeichnungen des Kapellmeisters Kreisler, die dem Kater als Schmierpapier gedient hätten – um dann in den vorgeblichen Notizen des zornigen Künstlers sich selbst zu karikieren. Ein bitterböses, urkomisches, verschachteltes, überdrehtes Werk. Und der vielleicht gelungenste Roman dieser aufs Fragmentarische versessenen Zeit.

„Es ist wahr“, schreibt der Komponist und Dirigent Carl Maria von Weber 1816 über Hoffmann, „dass aus diesem Gesicht ein wahrhaft kleines Teufelchen herausieht.“

Die Berliner Teezirkel versuchen sich mit dem Kammergerichtsrat zu schmücken, der so seltsame Geschichten schreibt und auch ein wenig komponieren kann. Doch Hoffmann, von den Treffen „schändlich ennuyiert“, schneidet seinem Publikum Grimassen, gibt Sarkasmen und blanken Irrwitz von sich, trinkt zu viel und wird bald nicht mehr eingeladen.

Es ist ihm recht: In den Kränzchen herrscht jene hohle Kunstbeflissenheit, die er in Königsberg hassen gelernt hat – und vor der er in Kneipen und Weinstuben flieht.

Fast jeden Abend nun schreitet der Gerichtsrat den Berliner Gendarmenmarkt entlang und durchlebt jene



Gemeinsam mit seinem Freund, dem exzentrischen Schauspieler Ludwig Devrient (oben rechts), zecht Hoffmann regelmäßig in Berliner Weinstuben – und bleibt dennoch ein angesehener Richter

Metamorphose, an deren Ende ein gespenstischer, Witze sprühender Kobold durch die Tür von Lutter & Wegner tritt – um dort seinen Kumpanen Ludwig Devrient zu treffen.

Der Schauspieler ist eine Berühmtheit. Bringt sein Publikum beliebig zum Schluchzen oder versetzt es in tobendes Gelächter, spielt mit nie gesehener Intensität und Rücksichtslosigkeit – und lebt auch so. Sechs Flaschen Wein soll er jeden Tag trinken, raunen die Bürger.

In Devrient hat Hoffmann den Freund fürs Leben gefunden, ein ungehemmtes Temperament, das die Auffassung teilt, Leben sei verschwendet, wenn es nicht Poesie und Ekstase ist.

Gemeinsam machen die Männer die Weinstube zu ihrer Bühne. Der Schauspieler deklamiert aus seinen Rollen oder solchen, die er nicht bekommen hat – Hoffmann trägt unveröffentlichte Geschichten vor, erfindet neue, karikiert Anwesen, steigert sich mit dem Freund in einen rasanten Austausch von Witz, Polemik, Wortspielen, oft bis zum Morgengrauen.

Der Spuk zieht Gäste in solchen Scharen in die Wirtschaft, dass der Inhaber seinen beiden besten Kunden die Zechschulden erlässt.

Hoffmanns Gewissenhaftigkeit als Richter beeinträchtigt die Trinkelage nicht. 1819 beginnen die deutschen Regierungen, liberale Studenten und Intellektuelle zu verfolgen – als „Demagogen“, die für einen freiheitlichen deutschen Nationalstaat kämpfen. Hoffmann, der in die für Preußen zuständige Untersuchungskommis-

sion berufen wird, verfährt mit Scharfsinn, dass niemand für seine Gesinnung eingesperrt werden dürfe; dass nicht die Regierung dem Gericht zu befehlen habe, sondern das Gericht die Exekutive kontrollieren müsse. In einigen Fällen bewahrt er die Angeklagten vor dem Kerker.

Doch wieder kann er seine Spottlust nicht bezähmen. 1821, karikiert er die „Demagogen“-Verfolger in einer satirischen Erzählung. Die Betroffenen reagieren wie einst der gekränkte General in Posen – und beantragen eine Strafversetzung des Richters.

Doch ihre Rache kommt zu spät.

Seit Anfang 1822 frisst sich ein mysteriöses Nervenleiden durch Hoffmanns Körper, tötet ihn von den Beinen herauf Stück um Stück ab. Zu seinem 46. Geburtstag Ende Januar empfängt er die Freunde bereits im Lehnstuhl, trinkt Wasser statt Wein.

Bald erreicht die Lähmung die Hände; seine Verteidigungsschrift muss Hoffmann diktieren. Die Ärzte machen den Krankheitsherd im Rückenmark aus – und brennen dem Patienten beiderseits der Wirbelsäule glühende Eisen ins Fleisch, um die absterbenden Nerven „wiederzubeleben“.

Hoffmann will vom Tod nichts wissen, diktiert weiter, Erzählungen, Briefe. Bald kann er nur noch den Kopf bewegen. Am 25. Juni, Mische steht an seinem Bett, bittet er, mit dem Gesicht zur Wand gedreht zu werden. Es ist gegen halb elf Uhr vormittags, als er stirbt.

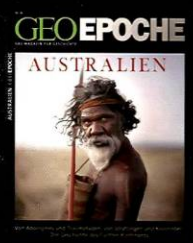
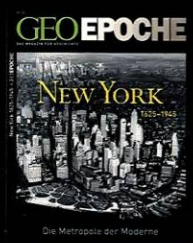
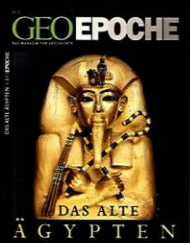
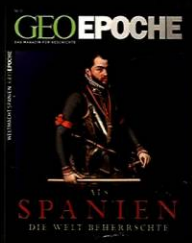
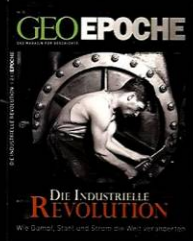
„...ausgezeichnet / im Amte / als Dichter / als Tonkünstler / als Maler“: So schreiben es Hoffmanns Freunde auf den Grabstein.

Und vergessen zu erwähnen: als gespenstische, Geist sprühende Nachtgestalt, als Frauenschwärmer und Trinker, als innerlich zerrissener, ewiger Wanderer.

Als romantische Existenz par excellence. □

Mathias Mesenhöller, 39, ist Historiker und lebt in Leipzig.

Literatur: Rüdiger Safranski, „E. T. A. Hoffmann. Das Leben eines skeptischen Phantasten“, Fischer; überzeugende Biografie. Klaus Günzel, „E. T. A. Hoffmann. Leben und Werk in Briefen, Selbstzeugnissen und Zeitdokumenten“, Clossen.



Geschichte erleben mit GEO EPOCHE.

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 01805/ 86 18-003* oder Fax 01805/ 86 18-002*. Sie können im Internet unter www.geoshop.de nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.

Österreichs Außenminister Klemens Fürst von Metternich orchestriert die politischen Ereignisse des Kongresses – und die gesellschaftlichen, zu denen Bälle auf Schloss Schönbrunn (rechts) gehören. Am Ende der Tagung ist er der einflussreichste Mann Europas



Festspiele der **M A C H T**



Im Herbst 1814 kommen in Wien Europas Herrscher zusammen, um nach langem, aber siegreichem Kampf gegen Napoleon den Kontinent neu zu ordnen. Doch die von Österreichs Außenminister Fürst von Metternich pompös geplante Friedenskonferenz droht in Rivalitäten, Geheimdiplomatie und Vergnügungstrubel unterzugehen

VON ULRIKE MOSER

Die Equipagen drängen sich im Wiener Rennweg. Mehrere Hundert Gäste – Monarchen und Diplomaten, Generäle und elegante Frauen – streben der Villa des österreichischen Außenministers zu. Die Herren tragen Uniformen oder Frack, viele der in Weiß und Blau gekleideten Damen sind als Friedensengel erschienen, mit Ölbaumzweigen im Haar.

Als die Monarchen Österreichs, Russlands und Preußens eintreffen, steigt ein Heißluftballon in den Himmel, begleitet von Feuerwerk und Trompetengeschmetter.

Eine Pantomime wird aufgeführt: der Triumph der Eintracht über die Zwietracht. Es folgt das Festmahl, dann eröffnen die österreichische Kaiserin und Zar Alexander I. den Ball. Der Tanzsaal erstrahlt im Schein der Lüster, bengalische Feuer erleuchten den Garten.

„Mein Fest muss den Glanz von 20 Jahren Frieden ausstrahlen“, hat sich der Gastgeber vorgenommen.

Klemens Wenzel Lothar Fürst von Metternich hat geladen. Europas Herrscher feiern an diesem 18. Oktober 1814 das Ende von Truppenaushebungen und Plünderungen. 22 Jahre lang haben auf dem Kontinent fast ununterbrochen Krieg und Aufruhr geherrscht, haben

die Fürsten um ihre Throne gebangt, haben die Mächte in wechselnden Koalitionen erst gegen das revolutionäre, dann gegen das napoleonische Frankreich gekämpft – und manchmal auch auf dessen Seite. Doch nun ist Napoleon besiegt und mit der kleinen Mittelmeerinsel Elba abgefunden; im Mai 1814 haben die verbündeten Mächte in Paris Frieden mit Frankreich geschlossen.

Metternich ist nicht nur Hausherr dieses Festes, sondern der Gastgeber des glanzvollsten und bedeutendsten Kongresses der Epoche: Seit September verhandeln Sieger und Besiegte in Wien, um den Kontinent neu zu ordnen.

Es gilt, Napoleons Erbschaft aufzuteilen, Europas Staaten neue Grenzen zu geben, alte Herrschaften zu bestätigen oder neue einzusetzen. Und Österreichs Außenminister will der Welt ein imposantes Schauspiel bieten.

Metternich ist auf dem Höhepunkt seiner Macht. Kaiser Franz I. hat ihn

Viele Angehörige des europäischen Hochadels reisen nach Wien. Am 25. September 1814 empfängt Österreichs Kaiser (unten Mitte) Zar Alexander I. (u. r.) und Friedrich Wilhelm III. von Preußen noch vor der Stadt



in den erblichen Fürstenstand erhoben und ihm das Goldene Vlies verliehen, den höchsten Orden der Monarchie. Der Minister genießt das völlige Vertrauen des Kaisers, der ihm freie Hand lässt.

Denn hat Österreich dem genialen Strategen nicht die Rückkehr in den Kreis der Großmächte zu verdanken?

1801, MIT 28 JAHREN, wird der Sohn eines adeligen Diplomaten mit der Leitung der Gesandtschaft am Dresdner Hof betraut. Zwei Jahre später wechselt er auf den Botschafterposten in Berlin. Und dient schließlich, 1806, als österreichischer Gesandter in Europas wichtigster Stadt: in Paris, am Hof Napoleons.

Da gibt es das Heilige Römische Reich deutscher Nation bereits nicht mehr. Am 6. August 1806 hat Kaiser Franz II. die Krone des Reichs auf Druck Napoleons niedergelegt und nur den Titel Franz I., Kaiser von Österreich, behalten.

Um den Kaisertitel, der kaum mit tatsächlicher Autorität verbunden ist, tut es Metternich nicht leid, doch die Wiederherstellung von Österreichs Prestige wird von nun an sein Anliegen. Er beginnt, auf den „großen Gerichtstag“ über Napoleon hinzuarbeiten. Noch aber ist der Kontinent fest in dessen Hand.

1809 beruft Franz I. den 36-jährigen Metternich zum Außenminister. Österreich ist besiegt und nahezu bankrott, und Metternich weiß, dass sich sein Land mit dem Empereur gut stellen muss, um sein Weiterbestehen zu sichern, seine Kräfte zu sammeln.

Als sich Napoleons europäische Gegner, darunter Russland, Preußen und England, 1813 zusammenschließen, hält er die Monarchie durch eine Politik des Taktierens, Lavierens und der Neutralität so lange aus dem Krieg heraus, bis Österreich über ein Heer verfügt, das stark genug ist, der Allianz den Sieg über Napoleon zu sichern.

Bis er sicher ist, dass Österreich nicht zum Anhängsel der Allianz gerät, sondern dass er, Metternich, den Charakter des Krieges mitbestimmen kann.

Erst im August 1813 wechselt er die Front



Franz I.

Der österreichische Kaiser überlässt Metternich die Verhandlungen. Der Herrscher bietet den hochgestellten Kongressteilnehmern größten Luxus – ein Schauspiel seiner Macht in Europa

zur preußisch-russischen Allianz und entscheidet damit nicht nur den Kriegsausgang. Metternich macht aus dem Befreiungskrieg der Völker – wie viele den Kampf gegen Napoleon sehen – einen Krieg der Staaten: einen Kabinettskrieg unter Österreichs Führung zur Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts. Und sich selbst gleichsam zum Ministerpräsidenten der Koalition.

Als solcher ruft er 1814 die Mächte zu einem großen Friedenskongress zusammen: Der Krieg ist vorbei, nun beginnt die Arbeit der Diplomaten.

Wien wird in den folgenden Monaten die glanzvollste Zeit seiner Geschichte erleben, wird der Mittelpunkt der Welt.

Und der Mittelpunkt Wiens ist Metternichs Staatskanzlei am Ballhausplatz. Nicht in der Hofburg, hier sollen die Verhandlungen stattfinden, die Fäden der Kongressdiplomatie zusammenlaufen.

Das Palais wird renoviert und mit einem Ballsaal versehen, wofür der Kaiser seinem Minister 56 000 Gulden bewilligt. Das Mobiliar für seine Kanzlei sucht Metternich in Paris aus.

In den letzten Sommertagen 1814 verlassen die Wiener Adelsfamilien ihre Sommersitze, um die Paläste in der Innenstadt für die Ankunft der Kongressgäste herrichten zu lassen. „Die ersten Familien drängten sich um Hofdamen-, Kammerherrn- und Pagenstellungen“,

berichtet ein Zeitgenosse, „wohlhabende Leute boten sich für die Livree an, um nur den Wunderdingen nahe zu sein.“

Kaiser Franz schafft für seine Gäste 300 zwei- und vierspännige Wagen und 1200 Pferde an. Die Mieten steigen in schwindelerregende Höhen. Und die Prostituierten stellen sich auf eine nie erlebte Nachfrage ein.

Baron Hager, Chef der „Polizei- und Zensur-Hofstelle“, erhält von Franz I. den Auftrag, sich „über die in Wien weilenden Souveräne genaue Nachrichten zu verschaffen“, und wirbt deshalb zusätzliche Geheimagenten an. Zudem stellt er fremdsprachenkundige Spezialisten und Dechiffreure für Geheimunterlagen ein, Sekretäre, Kanzleidienler,





Alexander I.

Der protokollarisch höchstrangige Gast auf dem Kongress wird zum großen Widersacher Metternichs. Die beiden streiten sich vor allem um polnische Territorien – und um eine Mätresse



Karl Graf von Nesselrode

Der russische Chefunterhändler muss jeden Schritt mit dem launischen Zaren abstimmen. Russland will möglichst viel polnisches Gebiet, um seinen Einfluss in Europa zu mehren

Stubenmädchen und Lakaien für die Gäste von außerhalb, um Schriftstücke, Briefe, selbst Schnipsel aus den Papierkörben zu sichern: Wien ist bereit, Majestäten und Minister zu observieren.

ÖSTERREICHS KAPITALE zählt mit samt ihrer Vorstädte rund 240 000 Einwohner und ist damit eine der größten Städte Europas. Nun strömen weitere 30 000 Menschen nach Wien, und zu allen Tageszeiten stauen sich in den Gassen die Prunkkarossen.

Mitte September treffen die Chefunterhändler ein, um mit Metternich die Verfahrensfragen für den Kongress festzulegen. Am 25. September ziehen unter großem Pomp Zar Alexander I. und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen gemeinsam in Wien ein. 1000 Kanonenschüsse begleiten ihren Einzug, 100 Kanonenschüsse sind für weniger bedeutende Monarchen vorgesehen.

Insgesamt erscheinen zwei Kaiser und vier Könige. Dazu viele Angehörige des europäischen Hochadels und kleinere Fürstlichkeiten.

Die Souveräne logieren in der Hofburg auf Einladung des österreichischen Kaisers, der bis dahin eher für seine Sparsamkeit bekannt war. Nun bewirtet Franz I. seine Gäste an 40 Tischen: 50 000 Gulden pro Tag, so heißt es, wird der Hof allein für diese Tafel ausgeben.

Neben den Monarchen und ihren Begleitern, ihren Ministern, Generälen und Beamten, den Ehefrauen und Mätressen mit samt ihrem Dienstpersonal, den Schreibern und Leibärzten sind Vertreter und Abordnungen fast aller europäischen Staaten erschienen.

Dazu Abgesandte des deutschen Buchhandels, die sich für die Pressefreiheit einsetzen sowie Vertreter jüdischer Gemeinden, die um ihre unter Napoleon gewonnenen Freiheiten fürchten.

Und mit ihnen Fremde aus ganz Europa: ausländische Spione, Musiker, Tänzerinnen, Grandseigneurs und Halbwelt Damen, Abenteurer, Glücksspieler, Taschendiebe, Schaulustige und vornehme Müßiggänger.

Sie alle wollen dabei sein, wenn Napoleons Erbe aufgeteilt wird. Sie hoffen

auf Provinzen und Throne, auf die Rückgabe ihrer Besitztümer, auf eine Entschädigung, ein einträgliches Geschäft – oder auch nur auf spektakuläre Unterhaltung, den Kitzel der Sensation.

Viele Fragen sind offen geblieben, als die Alliierten im Mai den Frieden von Paris geschlossen haben.

Was zum Beispiel soll aus dem Herzogtum Warschau werden, jenem Kunstgebilde, das Napoleon aus preussischen und österreichischen Teilen des einstigen polnischen Staates geschaffen hat und das der Zar nun mit seinen Truppen besetzt hält?

Wie soll Italien, das Napoleon fast vollständig erobert hatte, unter all jenen Dynastien verteilt werden, die Anspruch auf italienischen Besitz erheben?

Und was wird aus den deutschen Staaten? Wie sollen die einzelnen Gebiete unter den Fürsten verteilt, wo sollen die Grenzen gezogen werden? Zahlreiche von Frankreich zurückerlangte Gebiete wie Würzburg, Aschaffenburg, das Land zwischen Rhein, Maas und Mosel sind noch herrenlos.

Und wie soll dieses neu geordnete Deutschland aussehen, was für eine Verfassung soll es besitzen?

Eine sehr vage gehaltene Vorentscheidung ist im Pariser Friedensvertrag bereits gefallen. „Deutschland besteht aus unabhängigen Staaten und wird von einem föderativen Band zusammengehalten“, hat Metternich in das Papier schreiben lassen. Mehr als einen losen Bund selbstständiger deutscher Staaten kann er sich nicht vorstellen.

Vor allem aber will der Minister „ein wirkliches und dauerhaftes System des Gleichgewichts in Europa“ errichten.

Es ist die alte, bewährte Politik des 18. Jahrhunderts, die Staatenordnung so auszubalancieren, dass keine Großmacht so stark wird, dass sie über eine andere herfallen und nach Vorherrschaft streben kann, und keine so schwach, dass sie dazu herausfordert.

In Wien soll die Balance der Kräfte erneuert, restauriert werden, soll die Grundlage für einen dauerhaften Frieden geschaffen werden – und ein Schutz vor revolutionären Kräften.

Metternich war als Student der diplomatischen Hochschule in Straßburg

Augenzeuge, als im Juli 1789 die Französische Revolution ausbrach und eine Volksmenge das Straßburger Rathaus stürmte. Dies ist sein politisches Schlüsselerelebnis, das Trauma, das ihn seither begleitet. Der eigentliche Zweck der Französischen Revolution, so schrieb er 1793 in einem Pamphlet, sei die „Verbreitung einer allgemeinen Anarchie“.

Mit den anderen Regenten will er deshalb neben den politischen auch die sozialen Grenzen aufrichten, die die Revolutionäre niedrigerissen hatten.

DOCH ANFANG OKTOBER, als der Kongress offiziell beginnen soll, ist nicht einmal das Verfahren klar. Welches Gremium soll über die Zukunft Europas bestimmen? Wann und in welcher Form soll der Kongress zusammentreten?

Was viele Abgesandte noch nicht wissen: Die Siegermächte Österreich, Russland, Preußen und Großbritannien haben den Friedensvertrag von Paris um ein geheimes Abkommen ergänzt, das die grundlegenden Entscheidungen allein ihnen vorbehält.

In Wien bestätigen ihre leitenden Minister dieses Abkommen: Metternich, der preußische Staatskanzler Karl August Fürst von Hardenberg, der Brite Lord Castlereagh sowie der russische Bevollmächtigte Karl Robert Graf von Nesselrode.

Hardenberg verteidigt die Vorherrschaft der Großmächte: „Wir können unmöglich die Angelegenheiten ganz Europas von den Fürsten von Leyen und Liechtenstein regeln lassen“ – zweier Zwergstaaten, deren Heere zuletzt 29 und 57 Mann zählten.

Wie aber sollen sie den Verlierer einbinden?

Charles-Maurice de Talleyrand-Périgord, der Frankreichs Interessen als Außenminister Ludwigs XVIII. vertritt, will gleichberechtigt am Verhandlungstisch sitzen: Inzwischen sei Frieden ge-

Obwohl die offiziellen Verhandlungen noch gar nicht begonnen haben, gibt es bereits Tag für Tag Feste.

Beim ersten Ball in der Hofburg amüsieren sich 12.000 Gäste

geschlossen worden, argumentiert er, also könne es keinen Grund geben, den Bourbonenherrscher auszuschließen.

Talleyrand, der frühere Bischof von Autun, immer gepudert und stark parfümiert, wegen eines Klumpfußes hinkend, hat der Revolution und Napoleon gedient und den Kaiser schließlich verraten: ein Opportunist, der dennoch stets darauf bedacht ist, Frankreich dauerhafte Größe zu verschaffen.

Metternich und Castlereagh sind durchaus bereit, dem besiegten Frankreich eine angemessene Rolle zuzuweisen. Dem Österreicher gilt das Land als unverzichtbares Gegenwicht zu Russland, das in Europa immer stärker wird.

Doch die Erinnerung der einstigen Verbündeten an die Kriegszeit ist noch zu frisch, als dass sie Frankreich als gleichberechtigten Partner aufnehmen können. Auch eine stärkere Berücksichtigung der kleineren Staaten, als deren Anwalt Talleyrand sich aufspielt, kann der Franzose nicht durchsetzen.

Stattdessen entscheiden die „Großen Vier“, den Beginn des Kongresses um





einen Monat auf den 1. November zu verschieben. Zudem beschließen sie, die deutsche Verfassungsfrage von den europäischen Fragen abzutrennen und in einem eigenen „Deutschen Komitee“ zu beraten.

Dessen Mitglieder sollen eine Verfassung für einen Staatenbund erarbeiten, die für Österreich und Preußen ebenso annehmbar ist wie für die rund drei Dutzend anderen deutschen Souveräne. Doch dem Komitee gehören nur die Vertreter der fünf größten deutschen Staaten an: der Habsburgermonarchie sowie der Königreiche Preußen, Bayern, Hannover und Württemberg.

Fürst von Metternich hat sich damit abgefunden, dass ein Teil der alten Ordnung unwiederbringlich verloren gegangen ist.

Er will das zersplitterte alte Heilige Römische Reich mit seinen Reichsständen, geistlichen Fürstentümern, Reichsstädten und Reichsdörfern nicht restaurieren. Jeder Versuch, die unter Napoleons Druck erfolgte Neuordnung Deutschlands rückgängig zu machen,

Trotz Hunderter Teilnehmer bleibt der Kongress weitgehend eine Sache weniger Spitzendelegierter, die sich in Kabinetten treffen.

Hier der Franzose Talleyrand, der Bayer Montegelas, der Preuße Hardenberg, Metternich sowie dessen Sekretär Friedrich von Gentz (von links)

würde, so vermutet er, zu einem Chaos aus alten und neuen Ansprüchen der deutschen Fürsten führen.

Und so strebt er ein Deutschland an, das aus unabhängigen, durch einen losen Bund vereinigten Staaten ohne förmliches Oberhaupt besteht: einen Bund unter Führung Österreichs und Preußens, berechtigt vor allem zur Verteidigung seines Gebietes.

Als Grundlage ihrer Arbeit dient der Kommission ein Verfassungsentwurf des preußischen Staatskanzlers Hardenberg, den Metternich kurz vor Kongressbeginn auf „Zwölf Artikel“ zusammengestrichen hat: Preußen und Österreich hätten demnach die Vor-

herrschaft in einem in sieben Kreise gegliederten Deutschland.

NOCH ABER IST DER KONGRESS nicht einmal offiziell eröffnet. Statt im Plenum zu konferieren, werfen sich die Delegierten in einen Reigen von Festlichkeiten, für die Wien die passende, barocke Kulisse bietet: Endlich sollen wieder die Freuden des Friedens auf der Tagesordnung stehen.

Die Tage sind ausgefüllt mit Hofbällen und Redouten, Banketten, Konzerten, Theatervorstellungen, mit Paraden, Heeresmanövern, Jagden und Spazierfahrten. Metternich, der über alle organisatorischen Fragen wacht, erscheint als Gastgeber auf möglichst vielen Feiern und lädt selbst in sein Palais.

Der 41-Jährige ist ein schöner, fast jugendlicher Mann, das lächelnde Antlitz stets leicht geschminkt, die blond gelockten Haare gepudert.

Stets trägt Metternich Seide. Und er verliert, immer trinkfest, bei keiner Tischrunde die Contenance. Er weiß die Zeit so vergnüglich zu gestalten, dass

es vielen scheint, als befänden sie sich auf einem endlosen Tanzfest und nicht auf einem Friedenskongress, der über die Zukunft Europas entscheiden soll.

„Der Kongress tanzt, aber er kommt nicht voran“, bemerkt Charles-Joseph de Ligne, österreichischer Fürst und Feldmarschall – und beschert dem Ereignis mit diesem Bonmot den Ruf einer einzigen Abfolge von Vergnügungen.

Am 29. September, bei einem Fest im Prater, brennt ein berühmter Feuerwerker zur Freude des Publikums „sinnbildliche Gemälde“ ab. „Ein Blick in die Zukunft“ heißt das erste, das zweite „Der Gürtel der Eintracht“.

Drei Tage später findet der erste Ball in der Hofburg statt, mit angeblich 12 000 Menschen. Von den 10 000 mit der kaiserlichen Krone versehenen Tee- und Eislöffeln, so erzählt man sich später, fehlt ein Viertel am Ende der Nacht.

Am 6. Oktober kommt es im Augarten zu einem großen „Völkerfest“, bei dem die Monarchen mit „alten, narbenbedeckten Soldaten“ plaudern. Am 9. Oktober folgt ein Kostümball in der Hofburg. Viele der Gäste sind allerdings ein wenig mitgenommen, sie haben an dem Tag schon eine Parade mit Militärgottesdienst und eine Jagd absolviert.

Aber auch Erhabenes wird geboten. Bombastisches, Weihemusik, Kantaten. Ludwig van Beethoven und der 17-jährige Franz Schubert dirigieren eigene Werke, an Händels Oratorium „Samson“ am 16. Oktober in der Hofreitschule sind mehr als 700 Musiker beteiligt.

Erzherzog Johann, der Bruder von Kaiser Franz I., notiert in seinem Tagebuch: „Nichts als Visiten und Gegenvisiten; Essen, Feuerwerk, Beleuchtung. Überhaupt habe ich seit 8-10 Tagen nichts getan. Das ist ein Leben!“

Dass besonders Metternich die Festlichkeiten genießt, trifft auf Missbilligung in Kongresskreisen. „Ministre papillon“ nennt man ihn, den „Schmetterlingsminister“.

Und der kluge Wilhelm von Humboldt, der August von Hardenberg beratend zur Seite steht, tadelt: „Metternich ist durchaus in der Lage,

ein paar Botschafter warten zu lassen, während er seine Tochter tanzen sieht und liebenswürdig mit den Damen plaudert. Er nimmt nur Nebensächlichkeiten ernst, und das ernste Geschäft behandelt er wie Nebensächlichkeiten.“

Aber auch die anderen Herrschaften wissen sich zu amüsieren. Der Zar tanzt fast jede Nacht und viele Stunden lang. Castlereagh, der lange britische Botschafter, ein eher spröder Mensch, ist mehr als einmal sturzbetrunken, während Lady Castlereagh, „bis zum Magen dekolliert“, für Heiterkeit sorgt.

Der aufreizend hochmütige Talleyrand, ganz Grandseigneur des 18. Jahrhunderts, pflegt nach Mitternacht an den Spieltisch zu verschwinden. Und selbst der scheue, melancholische Friedrich Wilhelm III. tanzt, wenn auch lieber unter Ausschluss der Öffentlichkeit.

UND NUN, AM 18. OKTOBER, erlebt der Festreigen seinen ersten Höhepunkt.

Es ist der Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig, und der Kongress feiert den Sieg über den Franzosenkaiser als gewaltiges Friedensfest. Vormittags um elf Uhr zelebriert der Erzbischof von Wien im Prater ein Hochamt, die Generale und 20 000 Soldaten im doppelten Karree aufgestellt. Danach Militär-

parade, großes Bankett im Freien unter Vorsitz der Herrscher: 14 000 Grenadiere, die bei Leipzig gekämpft hatten, werden verköstigt.

Am späten Nachmittag zieht die höhere Gesellschaft schließlich in den Rennweg, wo Metternich empfängt. Im neu erbauten Festsaal seines Palais können sich 1000 Gäste bequem bewegen. Für die Livreen der Lakaien sind in London Borten und Knöpfe besorgt worden.

Das Fest stelle selbst Napoleons legendäre Empfänge in den Tuileries in den Schatten, bemerkt ein schweizerischer Bankier. Doch es endet für Metternich mit einem Missklang.

Ohne Rücksicht auf „die vielen Weiber der hiesigen Gesellschaft“, so berichtet es der zur russischen Delegation gehörende Freiherr Karl vom Stein, äußert der Zar „seine Abneigung gegen Metternich“ und nennt ihn den „besten Zereemonienmeister der Welt“, dafür aber einen umso schlechteren Minister.

Alexander I. ist protokollarisch die am höchsten gestellte Persönlichkeit aller Kongressgäste. Kein Monarch verfügt über ein größeres Heer als der russische Herrscher, der die Finessen der Politiker verachtet und seinen Schneid durch stets neue Uniformen hervorhebt.

Der Zar gilt als intrigant, launisch und despotisch, dann wieder scheint er weich, liebenswürdig und zerissen. Alexander hat ein großes Herz für junge Mädchen und lässt sie sich in die Hofburg schmuggeln, nur um sich kurz darauf in einsame Bußübungen und entrückte religiöse Meditationen zu versenken.

Alexander wird der eigentliche Widersacher des österreichischen Ministers, und Metternich der schärfste Opponent des Zaren. Ihr Streit dreht sich um einen jungen Staat auf dem Boden einer alten Nation, den die Befreiungskriege herrenlos gemacht haben: das Herzogtum Warschau.

Nachdem Polen zwischen 1772 und 1795 dreimal von Preußen, Russland und Österreich geteilt worden war, hatte Napoleon ab 1807 Gebiete der preußischen und





Friedrich Wilhelm III.

Preußens König schlägt sich in der polnischen Frage auf die Seite des Zaren: aus Dankbarkeit über die russische Hilfe gegen Napoleon. Und weil Alexander dem Preußen Sachsen verspricht



Karl August Fürst von Hardenberg

Dem preußischen Verhandlungsführer gelingt es, seinem Land erhebliche Gebietsgewinne zu sichern. Allerdings bringt Hardenberg die Siegermächte kurzzeitig an den Rand eines erneuten Krieges

nung. Vier Monate lang werden sie nicht miteinander sprechen.

DER KONFLIKT um Polen und Sachsen belastet den Kongress – und so erscheint es niemandem sinnvoll, eine Vollversammlung einzuberufen. Am 1. November werden die Gesandten lediglich dazu aufgefordert, ihre Vollmachten von einer Kommission prüfen zu lassen.

Zudem werden weitere Ausschüsse gegründet, von denen einige allein aus Vertretern der Großmächte bestehen, andere um die kleineren Staaten und Experten erweitert sind.

Ein Komitee befasst sich mit der Neutralität der Schweiz, eines mit dem Verbot des Sklavenhandels, ein weiteres mit der freien Schifffahrt auf den europäischen Flüssen. Eine statistische Kommission soll die exakte Einwohnerzahl aller Ländereien ermitteln, die auf dem Kongress zu verteilen sind – und leistet auf dem Gebiet der modernen Demographie Pionierarbeit.

Doch dabei bleibt es. Bis zum Ende werden die 221 königlichen und fürstlichen Delegationen kein einziges Mal zu einer Vollversammlung zusammentreten. Talleyrand spricht spöttisch vom „Kongress, der nie stattfand“. Das Bild, zu dem der Pariser Maler Jean-Baptiste Isabey die wichtigsten Diplomaten im Verhandlungssaal der Staatskanzlei arrangieren wird, ist reine Fiktion: Die Minister sitzen dem Maler einzeln in dessen Atelier Modell.

Stattdessen wird hinter den Kulissen, in Kabinetten, informellen Besprechungen und vertraulichen Unterredungen verhandelt: In Wien erlebt die absolutistische Geheimdiplomatie noch einmal eine Spätblüte.

Es konferiert ein exklusiver Zirkel hochgebildeter Aristokraten, deren gemeinsame Wertevorstellungen von der Französischen Revolution kaum erschüttert worden sind – und die die Sprache des einstigen Feindes nicht nur bei Tisch pflegen, sondern für alle offiziellen Texte und Dokumente verwenden: Metternich etwa drückt sich im Französischen klarer und eleganter aus als in der eigenen Muttersprache.

Allerdings ist der Spielraum der Delegierten höchst unterschiedlich. Kaiser

österreichischen Erwerbungen zu jenem Herzogtum zusammengesetzt, das seit der Niederlage des Franzosenkaisers 200 000 russische Soldaten besetzt halten.

„Ich werde Preußen geben, was ihm zusteht, Österreich aber nicht ein einziges Dorf“, erklärt Alexander, der mit der Herrschaft über Polen seine Machtbasis in Osteuropa erweitern will.

Der preußische König soll mit dem Königreich Sachsen entschädigt werden – einem wohlhabenden Land mit zwei Millionen Einwohnern, dessen Besitz Preußen wieder zur Führungsmacht in Deutschland aufsteigen lassen würde.

Metternich aber will dies verhindern: Ein zu starkes Russland würde Europa beherrschen. Und ein erweitertes Preußen bedroht die von Wien angestrebte Vormachtstellung in Deutschland.

Der Minister zeigt sich bereit, notfalls der Annexion Sachsens zuzustimmen – verlangt als Gegenleistung jedoch, dass Preußen gemeinsam mit Österreich und Großbritannien Russlands Plänen für ein großpolnisches Reich entgegentritt.

Die Aussicht auf Sachsen erleichtert dem preußischen Gesandten die Entscheidung. Am 23. Oktober einigen sich die Außenminister Großbritanniens, Österreichs und Preußens auf ein Vorgehen gegen Russland – jenes Land also, mit dem sie noch vor wenigen Monaten gegen Napoleon gekämpft haben.

Der Zar sieht in der Vereinbarung eine Verschwörung, spricht zornig vom „Komplotz vom 23. Oktober“, dem er sich keinesfalls beugen werde.

Als Metternich am Tag darauf versucht, den Zaren zur Mäßigung zu bewegen, kommt es in einem Salon der Hofburg zum offenen Zusammenstoß.

Alexander wirft Metternich vor, er sei der Einzige, der sich ihm widersetze, und stellt die Amtstauglichkeit des österreichischen Ministers infrage.

Talleyrand berichtet, der Zar habe eine Sprache benutzt, „die so heftig war, dass sie selbst dann außergewöhnlich gewesen wäre, wenn er sie bei einem seiner Domestiken gebraucht hätte“.

Metternich und Alexander vermeiden von nun an jede persönliche Begeg-

Franz I. behält sich zwar Entscheidungen vor, vermeidet es aber meist, in Verhandlungen einzugreifen, und verweist alle an Metternich.

Nesselrode dagegen ist völlig vom Zaren abhängig, muss sich fortwährend dessen Launen beugen. Und der Preuße Hardenberg wird schon bald zu einer Politik gezwungen, die ihm widerstrebt.

Denn der Konflikt um Polen und Sachsen verschärft sich weiter, als es dem Zaren Ende Oktober gelingt, Friedrich Wilhelm von Preußen bedingungslos auf seine Seite zu ziehen. Der ist Alexander in tiefer Ergebnisverbunden, seit sein Land mit russischer Hilfe von Napoleons Vorherrschaft befreit worden ist.

Eine gemeinsame Politik der beiden deutschen Großmächte Österreich und Preußen scheint nicht mehr möglich: Monatelang finden im Deutschen Komitee keine Verhandlungen statt.

Für zusätzliche Spannungen sorgt, dass Alexander I. und Metternich auch in Liebesangelegenheiten Rivalen sind. Der Österreicher ist seiner Frau Eleo-

nore ein aufmerksamer Ehemann und enger Vertrauter. Aber er ist ihr eben nur auf seine Weise treu.

Er gilt als ein *homme à femmes*, ein vollendeter Kavalier, der noch im Raffinement der adeligen Libertinage des 18. Jahrhunderts schwelgt. Selbst mit Napoleons Schwester Caroline hatte er eine kurze Affäre. Und nun kreuzen sich seine diskreten Wege zur Geliebten mit denen des Zaren.

FAST JEDEN MORGEN um elf Uhr fährt Metternich vor dem Palais Palm vor, um mit seiner Lieblingsmätresse zu frühstücken, der Herzogin Wilhelmine von Sagan. Die wohnt Wand an Wand mit ihrer erbitterten Konkurrentin, der Fürstin Jekaterina Bagration. Mit der Bagration hatte Metternich mehr als zehn

Jahre zuvor ein Verhältnis, dem eine Tochter entstammt – das einzige unehe-liche Kind, zu dem er sich bekennt.

Nun aber empfängt Jekaterina Bagration den Zaren in ihren Armen.

Auch die Herzogin von Sagan beginnt, sich dem russischen Herrscher zuzuwenden und dem Minister ihre Gunst zu entziehen. Metternich aber kommt von ihr nicht los. Immer wieder muss sein Sekretär Friedrich von Gentz „Seelengartenpflege“ betreiben.

„Heute Nachmittag zum Fürsten gerufen“, beklagt sich Gentz in seinem Tagebuch. „Drei Stunden über *affaires du cœur*, nur über *affaires du cœur*“. Und am nächsten Tag: „Immer noch mehr von dieser *maudite femme* geredet als über Europa.“

Die Auseinandersetzungen zwischen den Staatsmännern trübten die Stimmung der Wiener Öffentlichkeit. Ein österreichischer Geheimagent berichtet: „Überall heißt es: Es handelt sich nicht um die Wiederherstellung von Ordnung und Recht, sondern um Gewalt, dass ein jeder so viel nimmt und man sich auf

Wien – hier der Michaelsplatz an der Hofburg – ist mit etwa 240 000 Einwohnern eine der größten Städte des Kontinents. Während des Kongresses kommen rund 30 000 Menschen dazu





Mit einer großen Militärparade im Prater feiern die Konferenzteilnehmer am 18. Oktober 1814 den Jahrestag der Völkerschlacht, des Sieges über Napoleon bei Leipzig

einen allgemeinen Krieg vorbereitet, der bald ausbrechen wird.“

Zudem treibt die lange Dauer des Kongresses Preise und Steuern in die Höhe. „Bleiben diese Fremden noch drei Monate, so ist der Kurs auf 500. Sie kaufen unser Gold, fressen uns auf und spotten unser. Man sollte sie zum Teufel jagen“, klagt ein Wiener.

Auch unter den Gesandten kommt, trotz Reiterspielen und Schlittenfahrten, Missmut auf. Ein österreichischer Spion berichtet: „Ausländer und Inländer haben die Feste und den Kongress satt bis zum Ekel.“

HINTER DEN KULISSEN aber führt Metternich eine erbitterte diplomatische Schlacht. Seine Vergnügungslust verbirgt, wie unbeeindruckt er an seinen politischen Zielen festhält, auf welch listenreichen Wegen er für sie arbeitet. Er führt die Kunst der Diplomatie auch nach den offiziellen Sitzungen weiter. Die Salons und Ballsäle mit ihrem Klatsch und Geflüster sind da oft ergiebiger als die Gespräche am Verhandlungstisch.

Metternich schürt Stimmung gegen Friedrich Wilhelm – und für die Rettung Sachsens als eigenständiges Königreich. Ein österreichischer Verfassungsentwurf wird in Umlauf gebracht, in dem Preußen als Mitglied des Deutschen Bundes nicht mehr vorgesehen ist. Ein Gedanke, den Metternich nie ernsthaft erwägt: Er ist nur Teil seiner Kampagne.

Und in der Tat sinkt Preußens Ansehen, wie Geheimpolizisten notieren: Berlin habe die „Sache Europas“ und des „Gleichgewichts“ verraten, heißt es.

Auf der anderen Seite wächst Metternichs Ansehen, da er sich nun als Schutzherr der kleineren deutschen Staaten aufspielt. Ein Kongressbeobachter berichtet: „Russland und Preußen die Zähne zeigen, das bezeichnet keinen gemeinen, das bezeichnet einen großen Minister.“

Der Preusse Hardenberg, von seinem König zu einer Politik gezwungen, mit der er nicht einverstanden ist, schreibt in einem Akt der Verzweiflung an Metternich: „Finden Sie die Mittel, lieber Fürst, um diesem Zustand, in dem wir uns unglücklicherweise befinden, ein Ende zu machen. Retten Sie Preußen aus der Lage, in der es sich befindet!“

Metternich aber tut das Gegenteil: Am 10. Dezember nimmt er sein Zugeständnis an Preußen, Sachsen annektieren zu dürfen, zurück. Um sich zu rächen, zeigt Hardenberg dem Zaren Metternichs an ihn gerichtete vertrauliche Korrespondenz: ein schwerer Bruch der diplomatischen Etikette.

Nun macht auch Metternich dem Zaren Briefe Hardenbergs zugänglich, die das Doppelspiel des preußischen Kanzlers offenbaren – Hardenberg ist überspielt. Nichts freilich erzürnt den Zaren mehr, als dass ihn Metternich in einem vertraulichen Brief der Lüge beschuldigt. Alexander will den Österreicher zum Duell auffordern – was ihm Kaiser Franz nur mit Mühe ausreden kann.

Am 31. Dezember erklärt Hardenberg, Preußen betrachte es als Kriegserklärung, wenn seine Ansprüche auf Sachsen nicht erfüllt würden. Nun sieht sich der britische Gesandte gezwungen, den Preußen zu ermahnen, „dass, wenn eine solche Gemütsverfassung sich tatsächlich geltend macht, wir nicht in einem Zustand der Unabhängigkeit beraten können, und es daher besser wäre, den Kongress abzubrechen“.

Nach nur wenigen Friedensmonaten scheint Europa vor dem Ausbruch eines neuen kontinentalen Krieges zu stehen. Geschossen wird nicht. Noch nicht.

WENIGSTENS in seinen Herzensangelegenheiten aber will Metternich einen Schlussstrich ziehen. In der Silvesternacht 1814/1815 verlässt Metternich den Ball in der Hofburg und schreibt Wilhelm von Sagan einen Abschiedsbrief.

Auf dem Kongress dagegen scheint sich die Lage weiter zuspitzen. Am 3. Januar schließen Österreich, Frankreich und Großbritannien ein geheimes Verteidigungsbündnis gegen Preußen und Russland, dem sich die Niederlande, Hannover und Bayern anschließen.

Nun zeigt sich, dass Preußen sich mit seiner Drohung übernommen hat. Kaum einer der Verhandlungspartner glaubt ernsthaft an eine Kriegserklärung des erschöpften Landes.

Noch schwerer wiegt, dass Preußen plötzlich ohne verlässlichen Bundesgenossen dasteht.

Zar Alexander, berüchtigt für seine Stimmungsumschwünge, hat nämlich schon im Dezember seine Bereitschaft signalisiert, auf kleine Teile des beanspruchten polnischen Territoriums zu verzichten, und so in aller Stille eine Lösung dieses Problems vorgegeben. Entsprechend gering ist nun sein Interesse daran, Preußens Ansprüche auf Sachsen zu unterstützen und damit einen neuen Krieg zu riskieren.

Hardenberg hat keine Wahl: Er leitet den Rückzug am Verhandlungstisch ein, wenige Tage später ist die Krise überwunden. Bis Mitte Februar erarbeiten die fünf Mächte detaillierte Kompromisslösungen

für die polnische wie die sächsische Frage. Polen wird zum vierten Mal in nicht einmal 50 Jahren geteilt. Der größte Teil des nun aufgelösten Herzogtums Warschau geht an Russland, kleinere Gebiete fallen an Preußen und Österreich.

Berlin erhält zwei Fünftel Sachsens und weite Gebiete Westfalens und des Rheinlandes: Preußen besteht künftig aus zwei unverbundenen Staatsgebieten in Ost- und Westdeutschland.

Zudem verständigen sich die „Großen Fünf“ darauf, den barbarischen „Negerhandel“ zu verurteilen, und die freie Flussschifffahrt zu fördern. Der Schweiz werden „immerwährende Neutralität“ und Unabhängigkeit garantiert.

Nur in der deutschen Frage kommt der Kongress nicht weiter. Seit das Deutsche Komitee am 16. November zuletzt getagt hat, sind zwar neue Verfassungsvorschläge in Umlauf gekommen: So plädieren die Vertreter der Mittelstaaten für ein „reines Deutschland“ – ohne Preußen und Österreich.

Noch einmal lebt die Sehnsucht nach der Erneuerung des alten deutschen Kaisertums auf. „Einen Kaiser sollt ihr uns wiedergeben, wie wir seit undenklichen Zeiten ihn gehabt“, fordert Freiherr von Stein am 17. Februar im „Rheinischen Merkur“.

Doch für das erstarkte Preußen wäre es unerträglich, würden die österreichischen Habsburger in ihre alten Rechte wieder eingesetzt. Und Metternichs pragmatischer Sinn sträubt sich gegen die Kaiseridee, weil eine deutsche Krone wie schon im alten Reich eher mit lästigen Verpflichtungen als mit wirklicher Macht verbunden wäre.

Noch weniger aber als die Idee einer Wiederbelebung des alten Reiches behagt ihm der Gedanke an einen zentral regierten deutschen Nationalstaat, unter wessen Führung auch immer.

Sein Weltbild sieht nur die fünf Großmächte vor: Frankreich, Russland, Großbritannien, Preußen und Österreich. Und er weiß, dass die Bildung eines Nationalstaates das Vielvölkerreich Österreich zerreißt, das europäische Gleichgewicht zerstören würde.

NOCH BEVOR die diversen Vorschläge zur Zukunft Deutschlands in formelle Verhandlungen münden, trifft am Morgen des 7. März eine Eildespesche des österreichischen Konsuls in Genua an Metternich ein: Napoleon hat Elba verlassen und ist wahrscheinlich auf dem Weg nach Frankreich!

Den Brief in der Tasche, eilt Metternich zu Franz I. Der erklärt gefasst und ruhig: „Gehen Sie ohne Verzug zu dem Kaiser von Russland und dem König von Preußen und sagen Sie ihnen, dass ich bereit bin, meiner Armee alsbald den Rückmarsch nach Frankreich zu befehlen.“

Es ist das erste Mal seit Monaten, dass Metternich mit dem Zaren unter vier Augen spricht. Alexander besteht darauf, allen Streit zu vergessen.

Als die Minister der Großmächte in Metternichs Kanzlei eintreffen, sind die österreichischen, preußischen und russischen Adjutanten bereits unterwegs, ihre Armeen in Alarmbereitschaft zu versetzen: Die alten Alliierten sind sich wieder einig.

Mit dem „Ungeheuer“ Napoleon, der am 20. März mit einer Armee in Paris einzieht, wollen sie kurzen Prozess machen.



Am 25. März wird die Vierer-Allianz, die sich ein Jahr zuvor gegen Frankreich vereinigt hatte, durch Großbritannien, Russland, Österreich und Preußen erneuert: Für Talleyrand ist es ein großer Erfolg, dass sie nicht Frankreich, sondern nur Napoleon den Krieg erklärt.

Kaiser Franz untersagt nun alle weiteren Festlichkeiten bei Hof. Die Zeit der Bälle ist endgültig vorbei.

Metternich aber besteht darauf, den Kongress weiter, die Beratungen zu Ende zu führen. Und plötzlich haben es alle Beteiligten sehr eilig. Während die Militärs ihre Armeen in Bewegung setzen, einigen sich die Großmächte auf verschiedene Gebietsveränderungen.

Die Niederlande werden mit Belgien vereint, Österreich sichert sich den Anspruch auf Mailand und Venedig sowie das Übergewicht in ganz Oberitalien.

Metternichs Hauptaugenmerk aber gilt den deutschen Angelegenheiten. Und jetzt profitieren vor allem die kleineren deutschen Staaten: Ihre Hilfe ist nötig, um die Armeen möglichst rasch neu zu formieren. Als Gegenleistung garantieren ihnen die Großmächte ihren gegenwärtigen Besitz und Souveränität; außerdem dürfen die Gesandten an den abschließenden Beratungen über die deutsche Verfassung teilnehmen.

Die verzögern sich allerdings wegen der Kriegsvorbereitungen. Am 23. Mai legt Metternich dem Deutschen Komitee einen mit Preußen abgesprochenen Verfassungsentwurf vor, der kaum mehr als eine ständige Bundesversammlung gleichberechtigter Mitglieder unter österreichischem Vorsitz vorsieht.

Und selbst diese Minimallösung höhlen die deutschen Fürsten durch Änderungswünsche weiter aus. Bayern besteht darauf, das bereits vorgesehene Bundesgericht aus der Verfassung zu streichen; das verkleinerte, nun aber wieder selbstständige Sachsen verlangt, dass Änderungen an den Grundgesetzen des Bundes stets einstimmig beschlossen werden müssen – und ersichert damit jede Weiterentwicklung des Bundes.

Es ist eine merkwürdig weltentrückte Atmosphäre, in der nun gearbeitet wird. Alle Welt blickt nach Frankreich. Wen interessiert da noch eine deutsche Verfassung?



Charles-Maurice de Talleyrand

Auch der Verlierer Frankreich nimmt am Kongress teil. Dessen Außenminister Talleyrand verhandelt so geschickt, dass sein Land als gleichberechtigte Großmacht rehabilitiert wird

Am 26. Mai verlassen Alexander und Friedrich Wilhelm nach acht Monaten und einem Tag Wien, während noch an der 121 Artikel umfassenden Schlussakte des Kongresses gearbeitet wird.

Tags darauf folgt Kaiser Franz, der sich nach Heidelberg in das Hauptquartier der alliierten Truppen begibt. Nesselrode, Hardenberg, Talleyrand und Metternich bleiben dagegen in Wien und spielen gelegentlich eine Partie Whist, während Kopien der Schlussakte für alle Delegierten angefertigt werden.

Es ist ein Werk der Eile: Die Ordnungszahlen sind teilweise radiert und mit Tinte nachgetragen, manchmal auch nur mit Bleistift. Die Schrift des österreichischen Exemplars ist voller Rasuren und Durchstreichungen, das Papier von unterschiedlicher Farbe und Form.

Am 8. Juni schließen sich die „souveränen Fürsten und Freien Städte Deutschlands“ zum „Deutschen Bund“ zusammen. Dem gehören 34 Fürstentümer und vier Freie Städte an. Die von vielen erhoffte nationale Einheit und Freiheit aber bleibt ein Traum.

Der Deutsche Bund hat nur ein einziges zentrales Verfassungsorgan, die Bundesversammlung in Frankfurt unter dem Vorsitz Österreichs. Sie ist kein Parlament, sondern eine diplomatische Organisation, ein Gesandtenkongress ohne klare Kompetenzen und Zuständigkeiten. Ihre Bevollmächtigten müssen bei allen wichtigen Fragen Anweisungen ihrer Regierungen einholen.

Der Bund hat kein gemeinsames Oberhaupt, keine gesetzgebende Versammlung, kein oberstes Gericht, keine einheitliche Verwaltung, kein geschlossenes Zollgebiet. Er ist allein bestimmt zur Verteidigung.

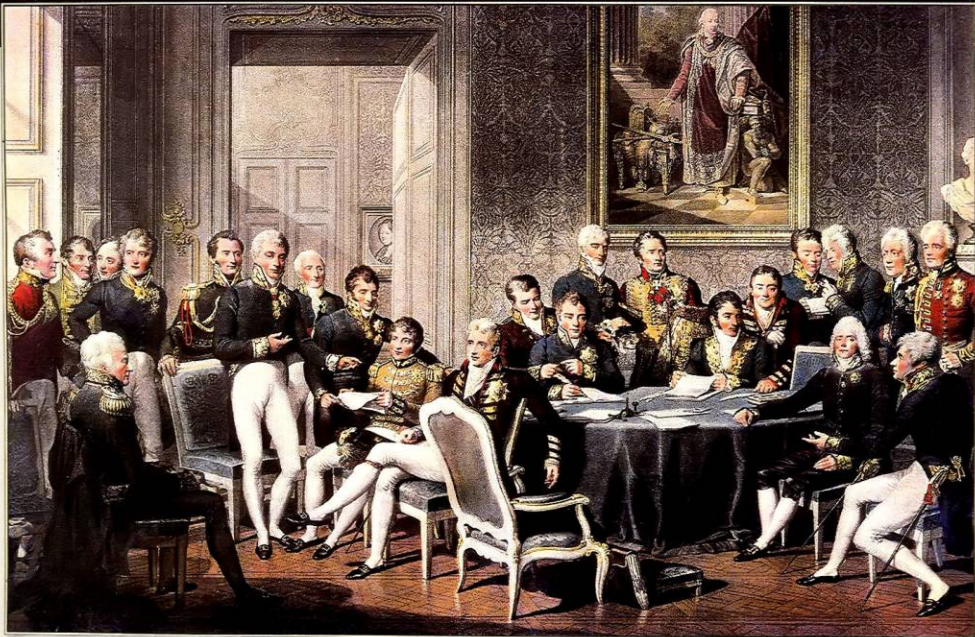
Auf die Forderung vieler Liberaler nach gewählten Volksvertretungen, unabhängigen Gerichten sowie Presse- und Meinungsfreiheit in den einzelnen Staaten geht die Schlussakte nur vage ein – und tatsächlich führen in den Folgejahren nur wenige deutsche Herrscher in ihren Ländern gewählte Abgeordneten Häuser ein. Einige gewähren lediglich die gewünschten Bürgerrechte, andere schaffen Kammern, in denen Vertreter des Adels, der Geistlichkeit, von Stadtgemeinden und Universitäten sitzen.

Am 9. Juni treten die Verhandellenden zum feierlichen Abschluss im Festsaal der Staatskanzlei zusammen: Es ist die erste und zugleich letzte offizielle Sitzung des Kongresses. Dann unterzeichnen die Bevollmächtigten alle getroffenen Abmachungen.

Am 10. Juni reisen Talleyrand und Hardenberg ab, am 12. Juni besteigt Metternich eine Kutsche, die ihn zu den alliierten Streitmächten in Heidelberg bringt. Sechs Tage später wird Napoleon bei Waterloo geschlagen.

30 Millionen Goldgulden, so Schätzungen, hat sich Österreich das Gesellschaftstheater kosten lassen. Die Wiener Wirtschaft bricht nach dem Kongressende völlig zusammen.

DIE FÜNF GROSSMÄCHTE haben in Wien nicht das alte Europa wiederhergestellt, sondern Veränderungen nachträglich legitimiert – um eine neue Staatenordnung zu schaffen, die dauerhaften Frieden ermöglicht. Mit Erfolg: In Europa wird ein Jahrhundert lang kein allgemeiner Krieg mehr ausbrechen.



Die politische Gestalt des Kontinents trägt nun vor allem Metternichs Handschrift. Der Außenminister ist der einflussreichste Mann Europas – und Österreich aufgestiegen in den Rang einer Schutzmacht gegen alles, was Gentz „die Unruhe der Massen und die Wirrnisse unserer Zeit“ nennt. Nicht zuletzt dank Metternichs Verhandlungsgeschick halten die fünf Mächte, die Europa im 18. Jahrhundert beherrscht hatten, den Erdteil wieder in ihrer Hand.

Darin sieht Metternich sein herausragendes, im Großen abgeschlossenes Werk. „Alles, was sich nach 1815 ereignete, gehörte der gewöhnlichen Geschichte an“, schreibt er später.

Der Erhalt dieses Werks wird zu seiner Lebensaufgabe. Drei Jahrzehnte lang wird Metternich die alte Ordnung gegen Veränderungen verteidigen. Viel mehr als mit dem Wiener Kongress wird man dereinst seinen Namen mit

So vollständig und einmütig, wie dieses Gemälde die wichtigsten Delegierten in der Wiener Staatskanzlei zeigt, haben die nie konfiziert. Dennoch überwinden die Parteien schließlich ihre Differenzen – nicht zuletzt weil Napoleon, nach Frankreich zurückgekehrt, noch einmal Truppen um sich schart

der „Ära Metternich“ verbinden: einer Epoche der Unterdrückung, Zensur, Polizeiwilkkür und Spitzelei, die 1819 nach dem Mord eines national gesinnten Burschenschafters an dem Dichter August von Kotzebue (siehe Seite 98) beginnt und bis 1848 währt.

Metternich, der dem Deutschen Bund immer möglichst wenig Macht geben wollte, setzt sich nach dem Attentat dafür ein, dass dieser Kompetenzen erhält, um „Staatsfeinde“ abzuwehren.

Jeder Souverän darf künftig die Bundesversammlung in Frankfurt um militärischen Beistand anrufen, wenn Aufruhr droht: Der Deutsche Bund wird zum Instrument der Unterdrückung aller liberalen und nationalen Bestrebungen.

Und doch weiß Metternich, dass seine Welt früher oder später untergehen wird. Seit den 1830er Jahren sind es mehr und mehr Rückzugsgefechte, die er führt; prinzipientreu, sich versteifend bis zur Starrheit, zur Versteinierung.

Als Mann des 18. Jahrhunderts ist er unfähig, in den liberalen Bewegungen schöpferische Kräfte zu entdecken. „Ich verbringe mein Leben damit, ein bauffälliges Gebäude vor dem Einsturz zu bewahren“, bekennt er. Eine Sisypusarbeit.

Er selbst stürzt am 13. März 1848, als in Österreich die Revolution ausbricht: Der 74-Jährige flieht nach England, kehrt aber bereits 1851 nach Wien zurück. Bis zu seinem Tod berät er den österreichischen Kaiser Franz Joseph. Einem seiner letzten Besucher wird er sagen: „Ich war ein Fels der Ordnung.“

Klemens Fürst von Metternich stirbt am 11. Juni 1859 mit 86 Jahren und in der Überzeugung, in der falschen Zeit gelebt zu haben, in einer abscheulichen Periode der Geschichte. □

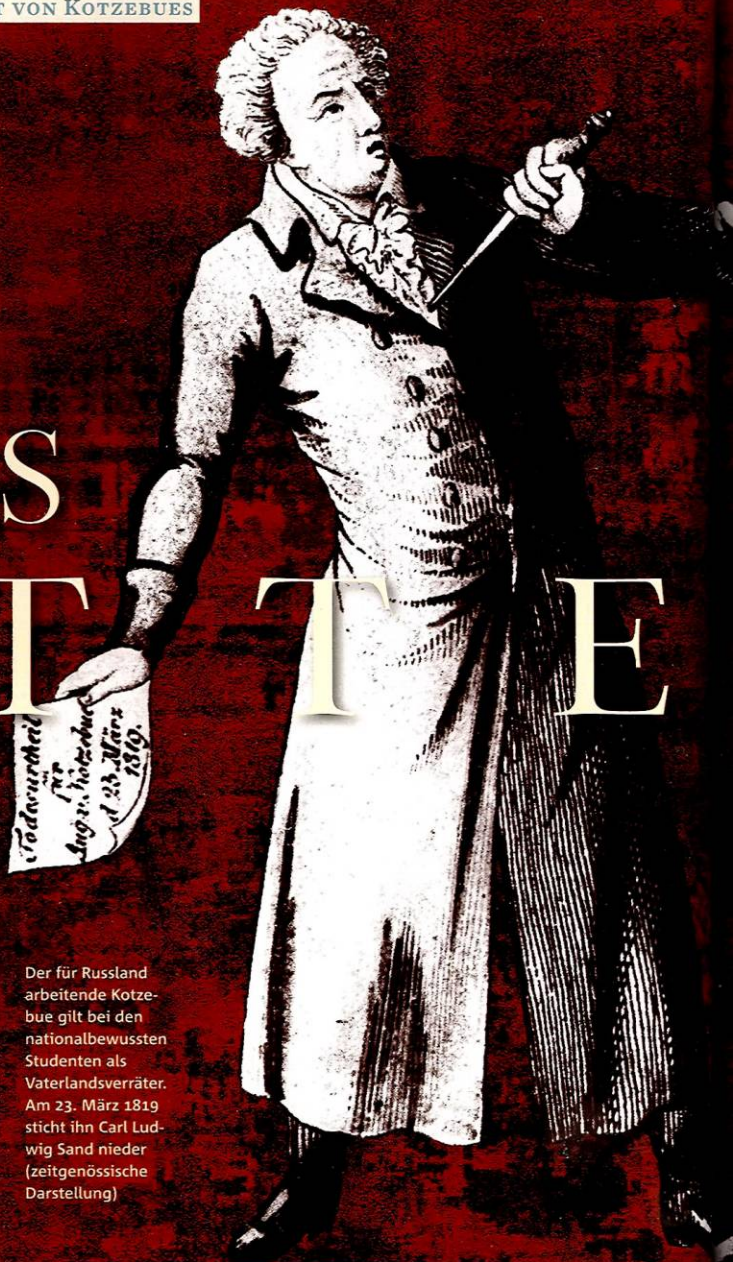
Literatur: Henry A. Kissinger, „Das Gleichgewicht der Großmächte“, Manesse: noch immer eine der besten Studien über die Protagonisten des Kongresses. Hilde Spiel (Hg.), „Der Wiener Kongress in Augenzeugenberichten“, dtv: lebhaft kommentierte Quellensammlung.

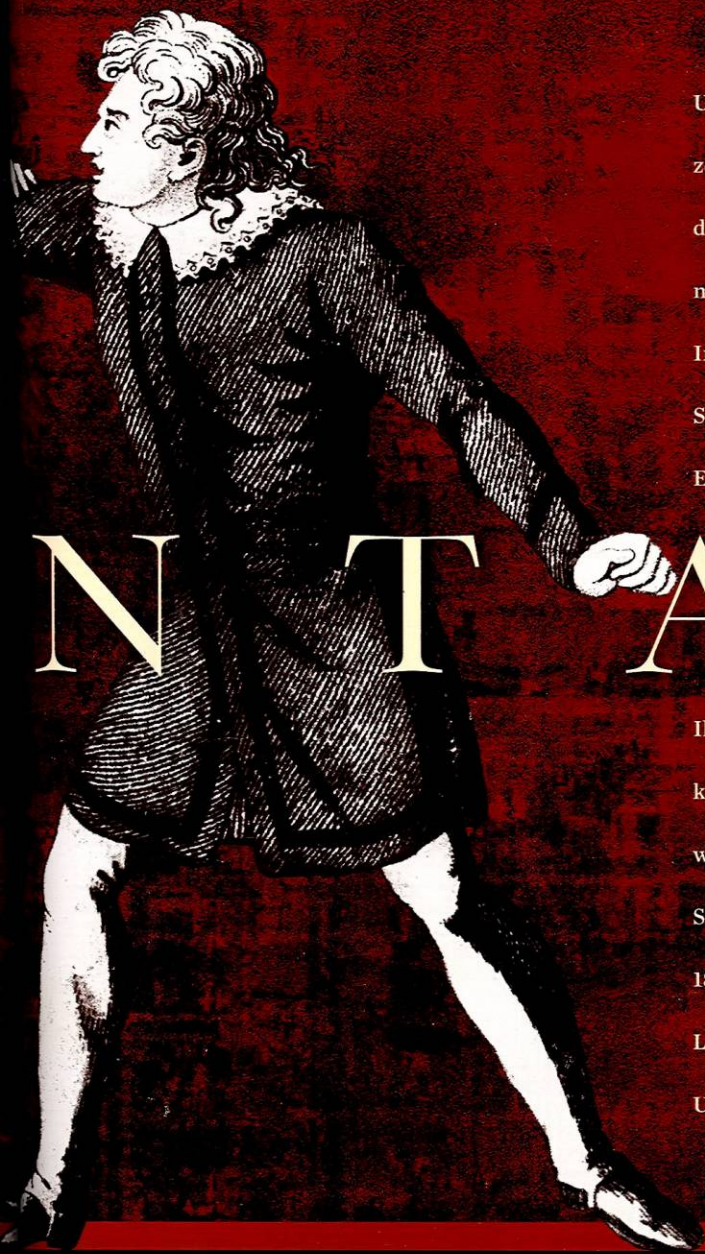
Ulrike Moser, 39, Historikerin, lebt in Berlin.

DAS ATTENTAT

Todverurtheil
für
Aug. v. Kotzebue
d. 23. März
1819.

Der für Russland arbeitende Kotzebue gilt bei den nationalbewussten Studenten als Vaterlandsverräter. Am 23. März 1819 sticht ihn Carl Ludwig Sand nieder (zeitgenössische Darstellung)





Unter dem Eindruck der französischen Besatzung ist vor allem an den Universitäten ein neues nationales Selbstbewusstsein erwachsen.

In Burschenschaften organisierte Studenten streiten für die deutsche Einheit und freie Parlamente.

N T A T

Ihre Gegner sind Adel, Feudalherren, konservative Denker – Männer wie der verhasste Schriftsteller und Staatsrat August von Kotzebue. 1819 beschließt der Student Carl Ludwig Sand, ihn zu ermorden. Um ein Fanal zu setzen

E

igentlich hatte Carl Ludwig Sand vor, den Mord schon am Vormittag zu begehen. Doch der Mann, den er töten wollte, war nicht daheim. Und so sitzt er an diesem 23. März 1819, einem Frühlingsstag, um die Mittagszeit in einem Mannheimer Gasthaus und isst mit gutem Appetit. Eine Zeitlang plaudert er mit zwei Geistlichen, die sich später vor allem an eines erinnern: seine große innere Ruhe.

Sand, ein 23-jähriger Student, hat sich seit Monaten auf diesen Tag vorbereitet. Hat eine Anatomievorlesung besucht und sich über die Lage des Herzens informiert. Hat immer wieder das Bekenntnisschreiben überarbeitet, das er nach der Tat mit der Mordwaffe an eine Tür heften will. Und sich das schulterlange Haar kürzen lassen, das verraten könnte, dass er ein Burschenschaftler ist, ein national gesinnter Student.

Am späten Nachmittag steht er wieder vor dem Haus, an dem er schon am Morgen geklingelt hat. Der Diener, der ihm öffnet, erinnert sich sofort – Sand hatte ihm erklärt, er müsse dem Hausherrn einen wichtigen Brief übergeben – und führt ihn ins Wohnzimmer.

Einen Moment später tritt August von Kotzebue durch eine andere Tür in den Raum, der berühmte Schriftsteller, Verfasser von mehr als 200 Theaterstücken, erfolgreicher als Goethe und Schiller. Und in den Augen national gesinnter Männer ein Verräter: Kotzebue schreibt als literarisch-wissenschaftlicher Korrespondent für den Zaren Berichte über die Lage in Deutschland.

Die beiden Männer wechseln ein paar Worte, dann zieht Sand einen Dolch aus dem Rockärmel und sticht auf den Dichter ein. Die Klinge durchtrennt eine Rippe, zerfetzt die Lungenarterien, schnei-

det in den Herzbeutel. Kotzebue fällt zu Boden und stirbt wenige Minuten später.

Es ist das spektakulärste Attentat in der deutschen Geschichte seit der Ermordung des Feldherrn Albrecht von Wallenstein 185 Jahre zuvor. Das Attentat eines Mannes jedoch, der nicht aus Machtgier tötet, sondern für eine politische Idee.

Carl Ludwig Sand, Theologe und frommer Protestant, wird zum Mörder für eine Sache, die ihm so heilig ist wie der dreifaltige Gott. Er tötet für das Vaterland; für eine deutsche Nation, die bislang nur in Träumen existiert.

Für eine Idee, die geboren wurde in den Köpfen von Dichtern, Philosophen, Studenten, Professoren und Lehrern.

DEUTSCHLAND, in den Jahren nach 1806: Napoleon hält weite Teile des Landes besetzt, das Heilige Römische Reich deutscher Nation existiert nicht mehr. Immer mehr patriotische Intellektuelle sehen den Grund dafür in der seit Jahrhunderten andauernden Zersplitterung Deutschlands in wenige Groß- und Mittelstaaten und mehrere Dutzend winziger Herrschaften.

Es gibt keine deutsche Nation, sondern Preußen und Bayern, Untertanen des sächsischen Königs und des Fürsten von Hessen-Darmstadt, der Herrscher von Salm-Salm und Isenburg-Birstein und der vielen weiteren Kleinstaaten.

Nun aber beschwören Professoren und Dichter, die sich für die Ideen der Französischen Revolution begeistern, in Vorlesungssälen und literarischen Salons die deutsche Vergangenheit, schwärmen für vermeintliche Freiheitskämpfer wie den Reformator Martin Luther, der den Kampf gegen das römische Papsttum wagte und den sie als deutschen Helden verehren.

Johann Gottlieb Fichte, Professor für Philosophie an der



1817 tritt Sand der Urburschenschaft in Jena bei. Die typischen langen Haare der Studentenvereinigungen lässt er sich kurz vor dem Attentat schneiden

Universität Berlin, erklärt die Deutschen in seinen Vorlesungen zum „Urvolk“ Europas. Und der Greifswalder Schriftsteller Ernst Moritz Arndt dichtete: „Was ist des Deutschen Vaterland? Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland? Ist's, wo am Rhein die Rebe glüht? Ist's, wo am Belt die Möwe zieht? O nein, nein, nein! Sein Vaterland muss größer sein!“

Männer wie Fichte und Arndt fordern neben der Einheit auch Freiheit. Das neue Deutschland soll ein Verfassungsstaat werden, eine konstitutionelle Monarchie, in der das Volk über Parlamente mitregiert. Freiheit und Einheit gehören in dieser Zeit zusammen: Wer ein Patriot ist, will auch einen Verfassungsstaat – und umgekehrt.

Doch was nützen feurige Worte gegen einen waffenstarken Gegner? 1811 eröffnet der preußische Gymnasiallehrer Friedrich Ludwig Jahn in Berlin eine Turngesellschaft: Durch Sport will er die Jugend für einen Krieg gegen Napoleon stählen und ihr vaterländisches Gemeinschaftsgefühl stärken.

Vor allem Gymnasiasten und Studenten treffen sich hier zum Fechten, Armbrustschießen und zu nächtlichen Märschen. Rasch breitet sich die Bewegung aus: 1818 üben in 150 Städten bereits mehr als 12 000 Turner.



August von Kotzebue ist nicht nur ein Mann des Zaren – er verhöhnt auch die Ideale der deutschen Nationalbewegung. Das wird ihm zum Verhängnis



Durch Messerstiche tödlich verwundet, sinkt Kotzebue in seiner Mannheimer Wohnung nieder. Der Attentäter flieht (zeitgenössische Radierung)

Jahn plant, auch an den Universitäten patriotische Gruppen zu gründen. Bislang herrschen dort die Landsmannschaften – Vereinigungen, in denen sich die Studenten nach Heimatländern getrennt treffen: An der Universität von Jena etwa sammeln sich Franken in der Landsmannschaft „Franconia“, die Sachsen in der „Saxonia“.

Jahn und einige seiner Mitstreiter wollen nun Studenten (auch „Burschen“ genannt) aus *allen* deutschen Ländern zusammenbringen. National eingestellte Professoren und Turner verbreiten die Idee. Noch steht dabei der Kampf gegen die Besatzer im Vordergrund.

Es dauert, bis sich Jahns Idee durchsetzt. Erst die 1813 beginnenden Befreiungskriege bringen den Durchbruch: Rund 2500 Studenten, fast die Hälfte al-

ler deutschen Hochschüler, melden sich als Freiwillige für den Kampf gegen Napoleons Truppen. Nach ihrer Rückkehr an die Universitäten gründen sie die ersten patriotischen Gruppen.

Am 12. Juni 1815 versammeln sich in Jena, das zum Territorium des liberalen Weimarer Großherzogs gehört, mehr als 140 Studenten auf dem Marktplatz. In langen Reihen ziehen sie aus der Stadt hinaus zu einem Gasthaus, wo sie die Fahnen der alten Landsmannschaften niederlegen und die erste „deutsche“ Burschenschaft gründen; die Epoche der universitären Kleinstaataerei ist in Jena damit vorüber.

Die Mitglieder der neuen Vereinigung treffen sich in Privatquar-

tieren, in Kneipen, zu Ausflügen und Turnübungen. In ihren Versammlungen debattieren sie über patriotische Artikel, preisen in Liedern „deutsche Treue“ und „Deutschlands Rittertum“. Und hoffen, dass die Fürsten in ihren Ländern bald Verfassungen einführen – so wie sie es gerade auf dem Wiener Kongress angekündigt haben (siehe Seite 82).

Schon durch ihre Kleidung grenzen sie sich von den Landsmannschaften ab. Statt prächtigen Uniformen mit goldenen Stickereien und Epauletten tragen Burschenschafter eine „altdeutsche Tracht“, die an die Mode des 16. Jahrhunderts erinnern soll: ein weißes Hemd mit breitem Kragen, darüber einen schwarzen Rock, außerdem ein Barett über dem lang herabwallenden Haar.

Bis zum letzten Augenblick verbirgt Sand die Tatwaffe im Ärmel seines Rocks (Zeichnung aus den Untersuchungsakten)





Am 18. Oktober 1817 verbrennen Studenten bei einem Treffen deutscher Burschschafter auf der Wartburg symbolisch Bücher, die sie für nationalfeindliche »Schandschriften« halten. Darunter ist auch ein Werk Kotzebues

Auch in anderen deutschen Städten schließen sich Studenten zu Burschenschaften zusammen: in Berlin, Breslau, Göttingen – und in Erlangen, wo seit Beginn des Jahres 1816 der Theologiestudent Carl Ludwig Sand patriotisches Gedankengut verbreitet.

Sand ist ein verschlossener und schwermütiger Mann; schwärmerisch und gefühlvoll nur dann, wenn es ums Vaterland geht.

Als Elfjähriger erlebt er 1806, wie die Franzosen in seiner Heimatstadt Wunsiedel die Macht übernehmen und seinem Vater, einem früheren Justizrat, die Pension streichen. Vier Jahre später wechselt er auf das Gymnasium in Hof – und erlebt Napoleon bei einer Truppeninspektion. Aus Protest verlässt er die besetzte Stadt.

Der Schüler liest die Schriften Jahns, begeistert sich für „Wilhelm Tell“, Schillers Drama um den Schweizer Freiheitshelden, der gegen fremde Unterdrücker kämpft. 1815, gegen Ende der Befreiungskriege, zieht er selbst in den Kampf, kommt aber nicht mehr an die Front. Er bedauert für den Rest seines Lebens, nie einen Franzosen getötet zu haben.

Die Universität Erlangen, an der Sand nach Kriegsende Theologie studiert, ist noch immer eine Bastion der alten Landsmannschaften. Sand, der die Burschenschaftsidee zuvor in Tübingen kennengelernt hat, versucht dies zu ändern.

In einer Sommernacht des Jahres 1816 lädt er eine Reihe von Freunden auf einen Berg nahe der Stadt, um dort die

Erlanger Burschenschaft zu gründen. Nur etwas mehr als zehn kommen, einige kehren noch auf dem Weg wieder um: aus Angst davor, bei den Landsmannschaften „in Verruf“ zu geraten und damit an allen deutschen Universitäten als „ehrlöse Burschen“ zu gelten.

Bei Mondschein legen die Männer einen Schwur ab, Sand hält eine kraftvolle Rede, schließlich endet die Gründungsfeier in einem Trinkgelage.

Sand arbeitet mit einigen Mitstreitern eine mehr als 400 Paragraphen lange Verfassung aus. Die neue Vereinigung soll ein Vorbild für einen künftigen deutschen Nationalstaat sein und ist wie die Urburschenschaft in Jena demokratisch aufgebaut. Letzte Entscheidungen trifft bei schwerwiegenden Differenzen eine Versammlung aller Mitglieder.

Die Organisation steht allen deutschen Studenten offen, mit Ausnahme der Juden, für Sand die „Feinde aller Volkstümlichkeit“.

Doch nicht einmal 40 Studenten treten der Burschenschaft bei. Sand und seine Freunde gelten als Sonderlinge – schon wegen ihrer altdeutschen Kleidung. Als Sands engster Freund beim Baden ertrinkt, verhöhnt ein Student einer Landsmannschaft den Toten: „Einer von diesen Hunden weniger“.

Die Burschschafter kündigen daraufhin an, bewaffnet zur Beerdigung zu kommen – um weitere Beleidigungen sofort zu rächen. Der Leichenzug muss von der Polizei gesichert werden.

Deprimiert und enttäuscht zieht Sand im Herbst 1817 nach Jena, ins Zentrum der Burschenschaftsbewegung.

DORT BEREITEN seine Gesinnungsgenossen gerade ein großes Fest vor: Sie haben Studenten auf die Wartburg bei Eisenach eingeladen, um den Jahrestag des Sieges über die Franzosen zu feiern und an den 300. Jahrestag der Reformation zu erinnern.

Etwa 500 Studenten versammeln sich am 18. Oktober auf dem Eisenacher Marktplatz. Bei Glockengeläut ziehen sie zur Wartburg hinauf. Carl Ludwig Sand schreitet direkt hinter der Fahne der Jenaer Urburschenschaft – eine Ehre, die er sich mit seiner mühsamen Arbeit in Erlangen verdient hat.

Prächtig glänzt das seidene Banner in der Herbstsonne; die rot-schwarz-roten Streifen, der Saum aus goldenen Franzen und der goldene Eichenzweig, der schräg auf die Fahne gestickt ist.

Jeder im Zug kennt diese Farben: Es sind die gleichen wie auf den Uniformen des berühmten „Lützowschen Freikorps“ (siehe Seite 62), in dem während der Befreiungskriege viele Studenten mitgekämpft haben.

Die Burschschafter haben eine enttäuschende Zeit hinter sich. Die nationale Aufbruchstimmung ist mit dem Sieg über Napoleon in Vergessenheit geraten, der 1815 auf dem Wiener Kongress geschaffene „Deutsche Bund“ nicht mehr als ein lockerer Zusammenschluss von Einzelstaaten und Freien Reichsstädten.

Und mit Ausnahme des Weimarer Großherzogs und der Regenten einiger Kleinstaaten hat kein Fürst die bei der Gründung des Deutschen Bundes versprochene Verfassung eingeführt.

Davon spricht, im Festsaal der Burg, der Hauptredner des Tages, ein Jenaer Theologiestudent: „Das deutsche Volk hatte schöne Hoffnungen gefasst, sie sind alle vereitelt. Alles ist anders gekommen, als wir erwartet haben.“ Dann fordert er die Anwesenden auf, wie „eine ehernen Mauer“ zusammenzustehen „gegen jegliche äußere und innere Feinde“.

Am Abend verbrennen die Studenten auf einem nahe gelegenen Berg symbolisch eine Reihe von „Schandschriften des Vaterlandes“, etwa den Code Napoleon, das Gesetzbuch aus der Zeit der verhassten Franzosenherrschaft, sowie die Schrift „Germanomanie“, in der der jüdische Schriftsteller Saul Ascher die Nationalbewegung scharf angreift.

Einer der Studenten hält eine Buchattrappe aus Altpapier hoch, ein anderer nennt den Titel, ein dritter wirft den Papierpacken in die Flammen. Auf diese Weise brandmarken sie rund 30 Werke.

Darunter ist auch die „Geschichte des Deutschen Reiches“ des Dichters August von Kotzebue: In dem Buch verteidigt Kotzebue, der als Beamter am Zarenhof Karriere gemacht und für seine Verdienste einen Adelstitel erhalten hat, die absolute Monarchie als beste Staatsform. Die Idee einer deutschen Nation hält er für Spinnerie.

Sand kannte Kotzebue bis dahin nur als Lustspieldichter. Am Feuer nimmt

er ihn erstmals als Feind der vaterländischen Sache wahr. Tatsächlich greift Kotzebue in den nächsten Monaten die Burschenschaften in Zeitungsartikeln öffentlich an, verspottet die nationale Bewegung als „Turn- und Studenten-Unwesen“.

DIE EMPÖRUNG der Burschschafter nimmt noch zu, als bekannt wird, dass Kotzebue auch nach seiner Rückkehr aus Russland für den Zaren arbeitet: Monatlich liefert er dem russischen Herrscher gegen Honorar Einschätzungen der deutschen Politik.

Eines dieser geheimen Schreiben wird im Ende 1817 von einem Unbekannten gestohlen und kurz darauf in der patriotischen Zeitschrift „Volksfreund“ publiziert: ein sehr scharfer, abschätziger Bericht über die ebenfalls vaterländische Zeitschrift „Nemesis“.

Kotzebue strengt mehrere Prozesse gegen die Veröffentlichung an, doch das steigert die Aufmerksamkeit nur noch. Patriotischen Deutschen gilt er fortan nicht nur als Feind der Demokratie, sondern als verachtenswerter Spion.

Im Mai 1818 notiert Carl Ludwig Sand in seinem Tagebuch: „Wenn ich so sinne, so denke ich oft, es sollte doch einer mutig über sich nehmen, dem Kotzebue das Schwert ins Gekröse zu stoßen.“

Er schließt sich den „Unbedingten“ an, einer kleinen, extremen Gruppe innerhalb der Jenaer Burschenschaft. Gründer dieses Kreises ist Karl Follen, ein Privatdozent für Jura.

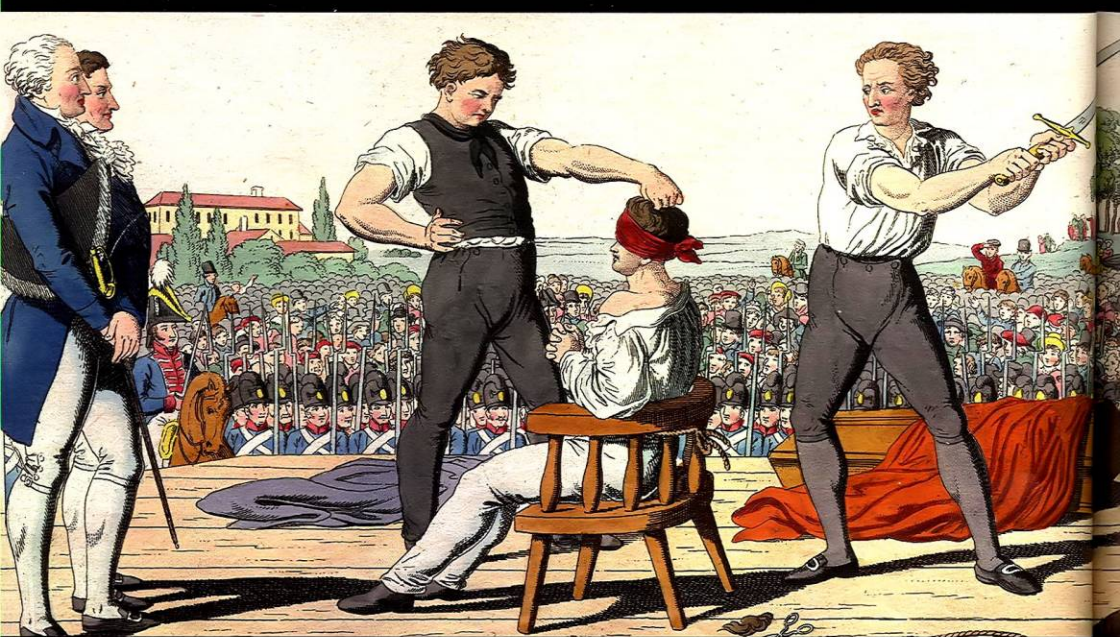
Follen denkt radikaler als viele andere: Er fordert den gewalttätigen Umsturz und eine deutsche Republik.

„Nieder mit Thronen, Kronen, Drohen und Baronen! Sturm!“, schreibt er in einer Flugschrift und ruft in einer anderen dazu auf, die Fürsten zu töten: „Freiheitsmesser gezückt! Hurra, den Dolch in die Kehle gedrückt!“

Sein Kalkül: Wenn ein paar junge Patrioten eine solche Tat begehen, wenn sie es wagen, sich gegen die Mächtigen zu erheben, muss dies im Volk eine Revolution anstoßen. Moralische Skrupel hat Follen nicht. Man müsse Attentate „einfach zu den Mitteln zählen, durch welche, wenn andere Mittel fehlen, die Volksfreiheit zu erringen ist“.



Rot-schwarz-rot ist die Fahne der Jenaer Urburschenschaft, gold bestickt – die Farben des »Lützowschen Freikorps« aus den Befreiungskriegen



Am 20. Mai 1820 wird Sand in Mannheim öffentlich enthauptet. Zu diesem Zeitpunkt ist die Nationalbewegung bereits durch Zensur, Verbote und Polizeikontrollen unterdrückt

Sand ist fasziniert, denn Follen fasst das in Worte, was er schon lange fühlt. Der Theologiestudent beschließt, August von Kotzebue zu ermorden – obwohl Follen nie davon gesprochen hat, auch Fürstengünstlinge zu töten.

Es ist allein Sands Entscheidung, und er erzählt niemandem davon. Zur Vorbereitung seiner Tat reist er nach Berlin und lernt bei Jahns Turnern den Umgang mit dem Dolch.

In Jena überfällt er zur Probe mit einem Holzstück in der Hand einen Kommilitonen und stellt fest: Wenn er mit der linken Faust einen Schlag ins Gesicht antäuscht, reißt der andere instinktiv die Arme hoch – und die Brust ist ungeschützt.

Genauso will er es machen. Anfang März 1819 erklärt er Freunden, er müsse

in dringenden Familienangelegenheiten verreisen. Dann bricht er in Richtung Mannheim auf, um – wie es in seinem Bekennerschreiben heißt – „einen Brand zu schleudern in die jetzige Schlafheit“.

Eines jedoch hat er nicht bedacht: Seine eigene Tat wird ihn derart erschrecken, dass er selbst nicht weiterleben mag.

NACHDEM SAND den Dichter niedergestochen hat, steht plötzlich Kotzebues vierjähriger Sohn in der Tür.

Offenbar von Schuldgefühlen gepackt, drückt Sand dem Diener sein Bekennerschreiben in die Hand und stürzt aus dem Haus. Auf der Straße kniet er nieder und ruft: „Gott, ich danke Dir für diesen Sieg.“ Dann stößt er sich einen zweiten Dolch in die Brust.

Menschen laufen zusammen, ein Schustergeselle zieht Sand die Waffe aus der Brust, eine Hebamme reißt seine Weste auf und wäscht die Wunde mit Essig. Auf einer Trage wird er ins Hospital gebracht. Ärzte operieren ihn, doch die Wunde schließt sich nicht mehr – für den Rest seines Lebens kann Carl Ludwig Sand das Bett kaum noch verlassen.

Die Zeitungen berichten wochenlang. Überall reden die Menschen über Sands Tat. Auch wenn selbst viele Burschenschaftler Mord als Mittel der Politik ablehnen, so bewundert man ihn doch: für den Mut und die Entschlossenheit – und für seine edlen Ziele. Sand, der Kämpfer fürs Vaterland, wird zum Volkshelden.

Vor dem Hospital in Mannheim versammeln sich Menschen, klatschen Beifall und lassen ihn hochleben. Als man

Grüner • Jahr AG & Co KG, Druck- und Verlagshaus,
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, Postanschrift
für Verlag und Redaktion: 20444 Hamburg,
Telefon 040 / 37 03-0, Telefax 040 / 37 03 56-48,
Tele 21 95 20, E-Mail (Redaktion): briefe@geo.de;
Internet: www.geo-epoche.de

HERAUSGEBER
Peter-Matthias Gaede

CHEFREDAKTEUR
Michael Schaper

GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR
Cay Rademacher

HEFTKONZEPT:
Insa Bettliche

ART DIRECTION: Tulljana Lorenz

TEXTREDAKTION: Jens-Rainer Berg,

Dr. Anja Herold, PD Dr. Frank Otto

BILDREDAKTION: Christian Gargler, Roman Rahmacker

Freie Mitarbeiter: Susanne Gargler, Katrin Kaldenberg, Katrin Trautner

LAYOUT: Ben Tepfer (Freie Mitarbeiter)

VERIFIKATION: Lenka Brandt, Olaf Mischer, Andreas Sedlmair

Freie Mitarbeiter: Dr. Susmita Arp, Constanze Holler,

Sebastian Schulz, Stefan Sedlmair

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG: Dr. Henning Albrecht

SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer, Sybille Kumm, Ralf Schulte

CHEF VON DIENST TECHNIK: Rainer Droste

MITARBEITER DIESER AUSGABE

Freie Mitarbeiter: Dr. Ralf Berthold, Heidrun Brockmann,

Oliver Fischer, Gerd Gotschall, Marion Homuth, Heide Hopp,

Juliana Keppeler, Fred Langer, Marion Lieberich, Mathias Mesenhold,

Klaus Meyer, Ulrike Moser, Maria Maddalena Pillitteri,

Boryana Pouskova, Walter Seidel, Christina Schneider,

Prof. Dr. Wolfram Siemann, Johannes Strempe,

Sebastian Wiet, Markus Wolf

KARTOGRAPHIE: Thomas Wächter

HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSASSISTENZ: Ursula Arens

REDAKTIONSBÜRO NEW YORK: Nadia Masri (Leitung), Tina Ahrens,

Markus Seewald, Christof Kolt (Redaktionsassistent), 535 Fifth Avenue,

29th floor, New York, NY 10017, Tel. 001-646-884-7120,

Fax 001-646-884-7111, E-Mail: geo@geo-ny.com

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Michael Schaper

VERLAGSLEITUNG: Dr. Gerd Brüne, Thomas Lindner

ANZEIGENLEITUNG: Udo Niemann

VERTRIEBSLEITUNG: Torsten König/DPV Deutsche Pressevertrieb

MARKETING: Julia Duden (Ltg.), Patricia Korrell

HERSTELLUNG: Oliver Gierke

ANZEIGENABSTELLUNG ANZEIGENREDAKTION: Sabine Plath,

Tel. 040 / 37 03 38 99, Fax 040 / 37 03 56 04

Anzeigenpositionen: Marco Schütze,

Tel. 040 / 37 03 23 27, Fax 040 / 37 03 56 04

Es gilt die GEO Sonderheft-Anzeigensystem Nr. 5 vom 1. Januar 2009,

Heftpreis 900 Euro

ISBN: 978-3-570-19878-0, 978-3-570-19890-0 (Heft mit DVD)

© 2009 Gruner + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG, Hamburg

Konto 0322800, BLZ 200 700 00 • ISSN-Nr. 1861-6097

Druck: Primovis Itzsch GmbH

Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040 / 37 03 20, Telefax: 040 / 37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo.de

ABSTIMMEN - WIRD EINZELHEFTBESTELLUNG

ABONNEMENT DEUTSCHLAND

Jahresabonnement: 45,00 €

Studentenabo: 39,00 €

BESTELLUNGEN: KUNDENSERVICE ALLGEMEIN:

(persönlich erreichbar)

Mo – Fr 9.00 bis 18.00 Uhr

Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

Telefon: 01805 / 861 80 01*

Telefax: 01805 / 861 80 02*

E-Mail: geoepoche@service.gju.de

24-Std.-Online-Druckservice:

www.MeinAbo.de/service

ABONNEMENT ÖSTERREICH

GEO-Abonnentenservice

Postfach 5, A-6960 Wolfurt

Telefon: 0820 / 60 10 85

Telefax: 0820 / 60 10 86

E-Mail: geo-epoche@leser

service.at

ABONNEMENT ÜBRIGES AUSLAND

GEO-Kundenservice, Postfach 1, 4600 Luzern;

Telefon: 041 / 329 22 80, Telefax: 041 / 329 22 04

E-Mail: geo-epoche@leserservice.ch

BESTELLENDE ADRESSE

GEO-BÜCHER, GEO-KARTEN, SCHULHEFT ETC.

DEUTSCHLAND

GEO-Versand-Service

Werner-Haas-Straße 5

74174 Neckarsulm

Telefon: 01805 / 06 20 00*

Telefax: 01805 / 08 20 00*

E-Mail: service@gju.com

SCHWEIZ

GEO-Versand-Service 50/001

Postfach 920

CH-2120 Genf 42

ÖSTERREICH

GEO-Versand-Service 50/001

Postfach 5000

A-1150 Wien

BESTELLUNGEN PER TELEFON UND FAX FÜR ALLE LÄNDER

Telefon: 0049-1805/06 20 00, Telefax: 0049-1805/08 20 00

E-Mail: service@gju.com

*14 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz. Mobilfunkpreise können abweichen

ihn nach der Operation ins Gefängnis bringt, schicken ihm die Bürger beinahe täglich Blumen oder Obst.

Einige Monate später beginnt der Prozess. Sand rechnet mit den Herrschern ab: „Ihr Fürsten solltet allezeit die Meister und Ersten im Volke sein, und Ihr habt Euch meist überall als die Schlechtesten benommen. Jammer und Not im Lande rühren Euch nicht.“

Das Urteil fällt aus, wie von Sand erwartet: Tod durch Enthaupten. Als ihm Justizbeamte die Nachricht bringen, der Großherzog von Baden habe das Urteil bestätigt, erklärt Sand, er sterbe gern, wenn es keine Möglichkeit gebe, für seine Idee vom Vaterland zu leben.

Am 20. Mai 1820, gegen fünf Uhr früh, sitzt er in einer Kutsche und fährt durch Mannheim, bewacht von mehreren Wärtern. Mehr als 2500 Soldaten sichern die Hinrichtung. Einige Studenten winken mit ihren Mützen, rufen: „Lebe wohl, lieber Sand.“

Nach kurzer Fahrt erreicht der Wagen den Richtplatz, wo ein Eichensarg bereitsteht. Wärter tragen den Verurteilten auf das Schafott.

Der bereut nichts. „Ich sterbe in der Gnade meines Gottes“, sagt er, als er an den Richtstuhl gebunden wird. Dann bittet er noch, man möge ihm die Augenbinde etwas höher setzen. Der Scharfrichter greift das Schwert mit beiden Händen, holt aus und trennt mit zwei Schlägen den Kopf vom Rumpf.

DA IST LÄNGST KLAR, dass Sands Tat vergebens war. Zwar versucht ein patriotischer Apothekergeselle kurz nach der Ermordung Kotzebues, den nassauischen Regierungspräsidenten zu töten, doch die erhoffte Volkserhebung bleibt aus. Im Gegenteil: Die Fürsten nehmen Sands Tat zum Anlass, die liberal-nationale Opposition zu zerschlagen.

Bereits wenige Monate nach dem Attentat werden Burschenschafter und führende Patrioten wie Friedrich Ludwig Jahn verhaftet. Im August 1819 ent-

werfen Minister der deutschen Staaten im böhmischen Kurort Karlsbad eine Reihe antiliberaler Gesetze, die der Bundestag in Frankfurt per Eilverfahren verabschiedet. Rechtzeitig vor der einsetzenden Verhaftungswelle kann Karl Follen 1820 ins Ausland fliehen.

Fortan sind die Burschenschaften verboten, die Turnplätze geschlossen, und an den Universitäten werden verdächtige Studenten und Hochschullehrer beschattet. Zudem verfolgt eine Kommission zur Untersuchung „revolutionärer Umtriebe und demagogischer Verbindungen“ die Patrioten.

National gesinnte Professoren müssen mit ihrer Entlassung rechnen – und wer einmal entlassen ist, wird meist in keinem anderen deutschen Staat wieder eingestellt. Studenten, die sich trotz des Verbots in patriotischen Vereinigungen treffen, sind auf Lebenszeit vom Staatsdienst ausgeschlossen. Und niemand darf mehr aufrührerische Gedanken äußern: Zeitschriften und Bücher mit weniger als 320 Seiten müssen einem Zensor vorgelegt werden – politisch verdächtige Schriften sind eher schmal.

Zwar setzen nicht alle Regierungen des Deutschen Bundes die „Karlsbader Beschlüsse“ so streng um wie Preußen und Österreich – in Jena und an einigen anderen Universitäten treffen sich die Burschenschafter heimlich weiter. Doch der nationale Aufbruch ist gescheitert. Und es wird mehr als ein Jahrzehnt dauern, ehe es Menschen wieder wagen, offen ein anderes Deutschland zu fordern.

Die Erinnerung an Sand aber hält die Ziele der Nationalbewegung wach. Patrioten legen am Ort seiner Hinrichtung Blumen nieder, dichten Lieder über den Attentäter und verehren Holzspäne, die sie aus dem Schafott herausgebrochen haben, wie Reliquien.

Der Scharfrichter, der sein Amt nach der Hinrichtung erschüttert aufgegeben hat, baut aus den Resten des Blutgerüsts eine Hütte in den Weinbergen bei Heidelberg. Dort versammeln sich noch viele Jahre lang Burschenschafter zu heimlichen Treffen – und zum Gedenken an ihren ersten Märtyrer. □

Oliver Fischer, 38, ist Journalist in Hamburg.

Literatur: Günther Heydemann, „Carl Ludwig Sand“, Oberfränkische Verlagsanstalt: Porträt des Kotzebe-Attentäters und Geschichte der Studentenvereinigungen, mit Textauszügen von und über Sand, Günter Steiger, „Urburschenschaft und Wartburgfest“, Urania: der Klassiker zum Thema, nicht ganz leicht zu lesen.

DAS GROSSE FINALE

Vollständig ertaubt leitet Ludwig van Beethoven 1824 in Wien die Uraufführung seiner Neunten Symphonie. Dem Publikum wird Unerhörtes geboten: ein Werk von ungeheurer Ausdruckstiefe, mit dem der Komponist die Grenzen klassischer Tonkunst durchbricht und endgültig zum Wegbereiter der romantischen Musik wird

VON JOHANNES STREMPER

Ein schlechtes Gedicht“ nennt der Schriftsteller seine eigenen Verse, und der Komponist räumt ein, mit dem letzten Satz dieser Symphonie einen „Missgriff“ begangen zu haben.

Für die Nachwelt aber verklären sich Text und Musik zu einer fast heiligen Schöpfung, zum „Evangelium der Menschheit“, wie einer schreibt. Bis heute versetzt kaum ein Werk das Publikum in stärkere Erregung als das Finale der Neunten Symphonie von Ludwig van Beethoven, die vertonte Ode „An die Freude“ des Friedrich Schiller.

Am 7. Mai 1824 sind fast alle 2400 Plätze des Wiener Theaters am Kärntnertor besetzt: Die Premiere von Beethovens neuer Symphonie ist angekündigt. Der Komponist, so ist zu hören, will persönlich dirigieren. Mehr als sechs Jahre sind seit seinem letzten Auftritt vergangen.

Längst hat sich herumgesprochen, dass er sein Gehör verloren hat. Nun steht der 53-Jährige vor einem Dirigierpult. Wie soll ein Ertaubter ein Orchester leiten?

„Beethoven fuhr wie ein Wahnsinniger hin und her“, erinnert sich ein Geiger. „Bald streckte er sich hoch empor, bald kauerte er bis zur Erde, er schlug mit Händen und Füßen herum, als wollte er allein die sämtlichen Instrumente spielen.“

Tatsächlich aber gibt der Komponist wohl nur zu Anfang der Sätze das Tempo vor – ansonsten haben die Musiker Anweisung, auf einen weiteren, neben ihm positionierten Dirigenten zu achten.

So unerhört wie dieses Vorgehen ist an jenem Abend auch die Musik – vom ersten Satz der Symphonie, der in seinem unbestimmten Brodeln manchem anmutet, als stimme das Orchester noch die Instrumente, bis zum Finale, in dem Beethoven mit den Grundregeln der rein instrumentalen Gattung „Symphonie“ bricht und einen Chor samt Solisten einsetzt, der in einer simplen, fast kindlichen Melodie Schillers Verse von der „Freude, schöner Götterfunken“ singt.

Die Kritiker streiten: Ist das revolutionäre Tonkunst – oder der Beweis, dass der taube Sonderling den

Verstand verloren hat? Konservative Kunstrichter haben sich schon früher an Beethovens „Absonderlichkeiten“ gestört: seinem Hang zu übertriebener Länge, seiner Missachtung fester Regeln.

Den jungen Komponisten und Dichtern der Romantik aber gilt er als Genie. „Beethovens Musik bewegt die Hebel des Schauers, der Furcht, des Entsetzens, des Schmerzes und erweckt jene unendliche Sehnsucht, die das Wesen der Romantik ist“, hat E. T. A. Hoffmann 1810 geschrieben.

GASSENJUNGEN VERSPOTTEN schon lange den pockennarbigen Mann, der oft in verwahrloster Kleidung durch die Straßen stapft, unablässig vor sich hin redet oder schallend auflacht. In Wirtshäusern hält er lange Monologe, schimpft auf Kaiser und Adel, spuckt manchmal in die Hand und betrachtet sich den Auswurf. Einmal verhaftet ihn die Polizei, weil er wie ein Landstreicher wirkt und in fremde Fenster starrt.

Doch zugleich wird Beethoven in Europa verehrt. Könige verleihen ihm Orden, Verlage umwerben ihn, Adelige zahlen ihm Leibrenten, und für viele Musikliebhaber steht er auf einer Stufe mit Haydn und Mozart.

1792, ein Jahr nach Mozarts Tod, ist er nach Wien gekommen: ein 21-jähriges Wunderkind aus Bonn, das mit sieben Jahren sein erstes Konzert am Klavier gegeben, mit zwölf eine Komposition veröffentlicht hat.

Rasch macht er sich in Wien einen Namen als Virtuose – keine leichte Aufgabe in der Stadt der Klavierspieler. Mehr als 300 leben hier, und die besten treten in Zweikämpfen gegeneinander an. Beethoven aber überragt bald alle Konkurrenten. Ein Schüler beschreibt die Wirkung seines Lehrers: „Er verstand es, einen solchen Eindruck auf jeden Hörer hervorzubringen, dass häufig kein Auge trocken blieb, während manche in lautes Weinen ausbrachen, denn es war etwas Wunderbares in seinem Ausdrucke.“

Nebenher vervollkommen Beethoven bei Lehrern wie Haydn seine Kompositionstechnik. Die ersten zehn Jahre sind für ihn voller Triumphe, erst als Klavierspieler, dann



Ludwig van Beethoven, 1820. Schon zu dieser Zeit hört der Komponist kaum noch etwas



Von Napoleon inspiriert, komponiert Beethoven 1803 seine Dritte Symphonie. Er nennt sie nach dem Feldherrn – aber streicht aus dieser Abschrift den Titel »Bonaparte«, als der sich zum Kaiser krönt

auch als Komponist. Ab 1801 aber flackert in seinen Briefen die Angst vor dem Taubwerden auf: „Meine Ohren, die sausen und brausen Tag und Nacht fort“, schreibt er.

Erste Symptome sind bereits einige Jahre zuvor aufgetreten – vermutlich leidet er an einem abnormen Knochenwuchs im Mittelohrbereich. Beethoven schwankt zwischen Selbstmordgedanken und Hoffnung, es siegt der Wille zum Widerstand: „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen.“

Ein Ringen, wie es die Menschen in seiner Musik wahrnehmen, bestimmt fortan auch sein Leben. Beethoven sieht sich mehr und mehr als einsamer Kämpfer und Dulder: als Künstler, der nur dem Höheren verpflichtet ist. Und weil er zudem über einen guten Geschäftssinn sowie viele Gönner verfügt, wird ihm gelingen, was selbst Haydn und Mozart nie wirklich geschafft haben: als freischaffender Komponist anerkannt zu werden und den eigenen Lebensunterhalt sichern zu können, ohne feste Anstellung oder Pflichten.

In seinem Œuvre will er nun „einen neuen Weg einschlagen“. Nachdem er zuvor die Tradition der Wiener Klassik gemeistert und zu seinem eigenen Stil gefunden hat, beginnt ab 1802 die „heroische Periode“ seines Schaffens. Unter Einfluss der französischen Revolutionsmusik hält der Ausdruck von Kampf, Tragik und deren Überwindung noch weit mehr als zuvor Einzug in seine Werke, allen voran in die Symphonien.

DAS ERSTE GROSSE WERK aus dieser Zeit, 1803 komponiert, heißt programmatisch „Sinfonia Eroica“. Beethoven will es zunächst nach dem bewunderten Napoleon benennen. Als er aber erfährt, dass der sich zum Kaiser gekrönt hat, soll Beethoven das Titelblatt wütend zerrissen und ausgerufen haben: „Ist der auch nichts anders wie ein gewöhnlicher Mensch!“

Nach weiteren schweren Lebenskrisen – Beethoven lebt immer isolierter und gibt schließlich alle Hoffnung auf, jemals eine Ehefrau zu finden – geht der bald völlig ertaubte Komponist etwa ab 1818 in Form und Harmonik ganz neue Wege. In der Spannung zwischen dem Festhalten an der klassischen Form und dem Drang, sie aufzulösen, wird besonders seine Neunte Symphonie zum Fanal für die romantische Musik.

Für deren Finale greift Beethoven zu einem berühmten Poem, das er schon in seiner Bonner Zeit vertonen wollte. Friedrich Schiller hat „An die Freude“ 1785 verfasst. Es ist das

Gelegenheitsgedicht eines 25-Jährigen, der von Freundschaft und einer gleichberechtigten Gesellschaft träumt, vier Jahre vor Beginn der Französischen Revolution.

Als sich Beethoven an die Ode erinnert, herrscht drückende Restauration, alle Träume scheinen ausgeträumt: die Revolution in Blut versunken, Napoleon aufgestiegen und geschlagen, Europa verwüstet, die alten Fürsten seit dem Wiener Kongress 1814/15 wieder an der Macht. Text und Musik der „Freude“ bilden nun die Klammer um eine gescheiterte Utopie.

Dennoch, oder gerade deshalb, ist es vor allem das gesungene Finale, das der Symphonie zu ihrer ungeheuren Wirkung und ihrem weltweiten Ruhm verhilft. Die Komponisten der Romantik – von Robert Schumann über Richard Wagner bis zu Gustav Mahler – sind besonders von den ungekannten Dimensionen des Ausdrucks und der Bedeutungstiefe beeindruckt.

In ihren eigenen Werken werden sie die klassischen Formen und Strukturen immer mehr auflösen, die Harmonik ausweiten und dabei ganz andere Wege gehen als Beethoven selbst. Das Finale seiner Neunten Symphonie aber gilt ihnen als Signal zum Aufbruch in neue Musikwelten.

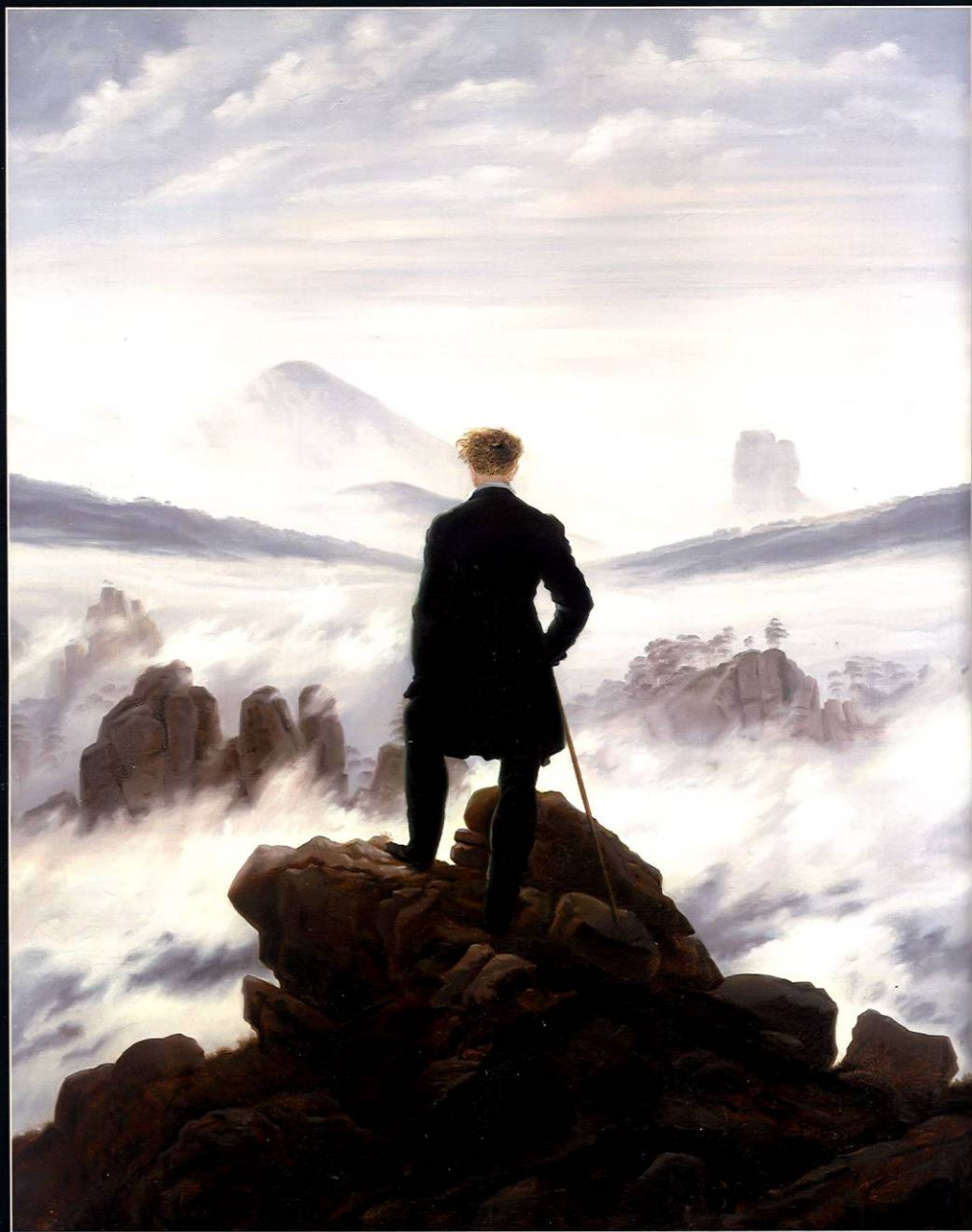
Kritiker verhöhnen zwar die „delirierenden Schwanengesänge“. Die Musikliebhaber aber überschlagen sich bis heute in ihrer Begeisterung für die „Marseillaise der Menschheit“ und die „Stimme des Absoluten“. Und schon der Premierena-bend ist ein grandioser Erfolg.

Doch Beethovens cholerisches Temperament zerstört auch diesen Triumph. Denn wenig später lädt er einige Mitstreiter zu einem Essen – eigentlich, um sich zu bedanken. Dann aber gibt er sich „kalt, bissig und kritisch in allen seinen Worten“, wie sein Gehilfe Anton Schindler später berichtet, und erhebt sogar den Vorwurf, Schindler habe ihn bei der Abrechnung des Konzerts betrogen. Gekränkt verlassen die Gäste den Tisch. Der Komponist bleibt mit seinem Neffen allein zurück.

Drei Jahre später, am 26. März 1827, stirbt Ludwig van Beethoven mit 56 Jahren an Leberzirrhose, wohl eine Folge seines starken Alkoholkonsums. Zwei Wochen vor seinem Tod schreibt er noch nach Mainz, man möge ihm Rheinwein schicken. Als der endlich eintrifft, sagt er: „Schade, schade, zu spät.“

Es sind seine letzten Worte. □

Johannes Strempel, 37, Autor in Berlin, hat in Amsterdam Musik studiert.



»DER WANDERER ÜBER DEM NEBELMEER«, UM 1818 C. D. Friedrich macht die Natur zum Mittelpunkt seiner Kunst. Der über die Landschaft Blickende lässt erahnen, wie eng für Friedrich die Welt mit den Empfindungen der Menschen verknüpft ist

Ein neuer BLICK auf die Welt

Seine Landschaften sind nicht bloß
Landschaften: Sie weisen über sich hinaus,
tragen Bedeutung. Gemalt von Caspar
David Friedrich, senden Wälder, Meere und
Gebirge Botschaften, vermitteln Stimmungen
und Gefühle. Und sie beschwören das
Göttliche in der Natur. So schafft der Künstler
eine nie zuvor gesehene, romantische
Ästhetik, in der Äußeres und Inneres, Welt-
liches und Metaphysik verschmelzen

VON MARKUS WOLFF



Mit Bleistift und Feder umreißt der Maler
sich um 1802 selbst. Darstellungen von Menschen
aber fallen ihm zeitlebens schwer

E

ine seltsame Revolution. Sie braucht kaum Platz, keine Parolen, nicht ein einziges Wort. Ihr genügt ein sparsam beleuchteter Raum mit einem Tisch, verhängt mit einer schwarzen Decke. Darauf steht, altargleich, ein Ölgemälde. Eine ungekannte, eigentümliche Magie geht von dem Bild aus. „Es ergriß alle, die ins Zimmer traten, als beträten sie einen Tempel“, berichtet später eine Besucherin. „Die größten Schreihälse sprachen leise und ernsthaft wie in einer Kirche.“

Sorgfältig hat der Maler des Gemäldes seine Inszenierung geplant, die ihre Wirkung an diesen Weihnachtstagen im Jahr 1808 in Dresden nicht verfehlt. Dabei wollte er sein für eine Hauskapelle vorgesehenes Werk zunächst nur Freunden zeigen. Doch die drängten ihn schließlich zu dieser sonderbaren Ausstellung in seinem Atelier, in der nur ein einziges Bild zu sehen ist. Es heißt „Kreuz im Gebirge“ und stellt einen silhouettenhaften, von Tannen umwachsenen Felsgipfel dar. Auf diesem ein Kreuz, daran ein Heiland aus Metall, der im Licht unnatürlicher Strahlenbündel leuchtet. Eingefasst ist das Bild in einem eigens geschnitzten, vergoldeten Rahmen, mit gotischen Säulen, Engelsköpfen und dem allsehenden Auge Gottes.

Innerhalb weniger Tage wird das Gemälde zum beherrschenden Thema in den intellektuellen Zirkeln Dresdens. Schon bald spaltet es die Kunstwelt der Stadt, dann die des ganzen Landes.

Der Auslöser dieser Kontroverse, ein menschenscheuer Blondschof namens Caspar David Friedrich, bekommt davon zunächst nichts mit. Während Kunstinteressierte und Neugierige über Tage hinweg seine Arbeitsstätte an der Elbe aufsuchen, ist er verreist.

Erst nach seiner Rückkehr erfährt er von den Reaktionen, die sein Bild ausgelöst hat: Lob, Begeisterung, Kritik. Der schärfste Verriss erscheint im Januar 1809 in der „Zeitung für die elegante Welt“. Verfasser ist Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr, ein Anhänger des

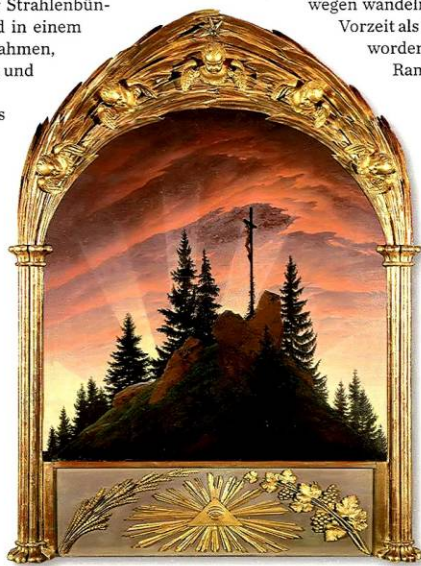
Klassizismus, ein Gralhüter der alten Schule, der die Nachahmung des klassischen Altertums als die wahre Kunst erachtet.

Zentral- und Luftperspektive fehlen, moniert Ramdohr – wo steht der Maler des Bildes überhaupt? Weshalb wirkt der Berg wie aus der Ferne betrachtet, erscheinen Einzelheiten wie Tannenzweige oder Efeu aber ganz nah? Was für eine Art Licht ist es, bei dem nicht zwischen Sonnenunter- und Sonnenaufgang zu unterscheiden ist? Und warum ist keine Differenzierung zwischen Vorder-, Mittel- und Hintergrund zu erkennen?

Im Wesen geht es Ramdohr aber weniger um die Technik als um den Inhalt. Denn was im „Kreuz im Gebirge“ zu sehen ist, bricht mit dem herrschenden Kunstverständnis. Themen jener Zeit sind die Götter oder Regenten, auch Landschaften. Doch die werden jetzt mit religiöser Bedeutung aufgeladen.

Ein klarer Bruch mit der Gattungshierarchie, die die Landschaftsmalerei auf eine untere Stufe stellt. Nun aber wolle diese plötzlich „in die Kirchen schleichen und auf Altäre kriechen“, empört sich Ramdohr, der vielleicht schon ahnt, was er nicht wahrhaben will: Die Zeit der christlichen Historienmalerei ist vorbei.

Monatelang zieht sich der „Ramdohrstreit“. In Zeitschriften kämpfen Fürsprecher des Malers gegen dessen Kritiker, und auch der Künstler selbst mischt sich ein. Wäre er, schreibt Friedrich im „Journal des Luxus und der Moden“, „auf der einmal gebahnten Straße einhergegangen, wo jeder Esel seinen Sack trägt, wo Hund und Katze der Sicherheit wegen wandeln, weil die berühmten Künstler der Vorzeit als Muster und Vorbilder da aufgestellt worden, wahrlich der Kammerherr von Ramdohr hätte geschwiegen“.



»DAS KREUZ IM GEBIRGE«, 1808

Früh entwickelt Friedrich ein besonderes Gespür für Proportionen. Völlig unkonventionell inszeniert er diesen Gipfel und verleiht ihm so eine magisch-religiöse Anmutung

NICHT ZULETZT dieser Streit wird den Ruf Caspar David Friedrichs als romantischer Maler begründen – und ihn schließlich bekannt machen, den Sohn eines Lichtziehers aus Greifswald, der 1774 als sechstes von zehn Kindern geboren wird. Eine Schwester stirbt an Fleckfieber, ein Bruder ertrinkt, als er einen anderen Bruder retten will, der auf einem gefrorenen See durchs Eis gebrochen ist. Der Gerettete ist: Caspar David.

Der ist schon mit sieben Jahren zur Halbwaite geworden. Seit dem Tod der Mutter kümmert sich eine Haushälterin um die kinderreiche Familie, die ein Haus mit Werkstatt direkt am Dom bewohnt. Die Stadt Greifswald, einst stolzes Mitglied der Hanse, hat ihre



»ÄBTEI IM EICHWALD«, 1809/10

Knorrige, wie tot wirkende Baumstämme und die Ruine einer gotischen Kirche symbolisieren Vergänglichkeit – und vereinen zugleich naturnahes germanisches Erbe und christlichen Glauben. Unter anderem dieses Bild verschafft Friedrich 1810 in Berlin den Durchbruch

Bedeutung längst eingebüßt. Eine Stadt im Dämmerzustand, in der die Einwohner ihren Lebensunterhalt vorwiegend als Handwerker verdienen, Kleinhändler, Fischer.

Doch immerhin gibt es eine Universität, an der etwa 60 Studenten eingeschrieben sind. Zeichnen lehrt hier Johann Gottfried Quistorp, der interessierte Studenten und Schüler nebenbei privat unterrichtet – auch den 16-jährigen Caspar David, den er mit Gemälden internationaler Maler aus seiner Privatsammlung vertraut macht, mit Handzeichnungen und Landschaftsradierungen deutscher Künstler.

Vor allem weckt Quistorp das Interesse seines Schülers für die Natur, schärft auf Ausflügen dessen Sinne für die Schönheit der Heimat. Durch ihn lernt der Junge die Ideen des mit Quistorp befreundeten Pastors und Dichters Gotthard Ludwig Kosegarten kennen. Der Pfarrer ist berühmt für seine Uferpredigten auf Rügen: Gottesdienste unter freiem Himmel, in denen sich Glaube und Natur vereinen.

Kosegartens Welt ist geprägt von seiner Begeisterung für Eichenhaine und Hünengräber; für Übergangsstimmungen

wie etwa Sonnenauf- und Sonnenuntergänge; für die Legenden und das Altertum des Nordens. Und all das bestimmt schon bald auch Friedrichs Weltbild.

Der junge Mann ist 20, als er ein Kunststudium in Kopenhagen beginnt. Die Akademie ist renommiert, liberal und kostenlos. Dänemarks bedeutendste Maler unterrichten hier, so der Landschafts- und Porträtmaler Jens Juel, ein Meister für Beleuchtungseffekte. Oder Nicolai Abildgaard, ein Historienmaler und ausgewiesener Perspektivtheoretiker, durch dessen Anregungen Friedrich vermutlich das später so exzellente Gespür für Proportionen und Blickwinkel entwickelt.

Vier Jahre verbringt der Deutsche an der Akademie, lernt Strichführung, Licht- und Schattensetzung, zeichnet Gipsabdrücke antiker Plastiken und studiert die Landschaftsbilder, die in den Gemäldesammlungen der Stadt zu sehen sind.

1798 verlässt Friedrich Kopenhagen und zieht nach Dresden. An der dortigen Akademie, die als Deutschlands beste gilt, setzt er seine Ausbildung fort. Kurse besucht er jedoch nur wenige, er schult sich weitgehend selbst.



»DER MÖNCH AM MEER«, 1810 Mehrfach überarbeitet Friedrich das Bild, tilgt Segelboote, um den Mönch in vollkommener Ein



samkeit den Gewalten der übermächtigen Natur auszusetzen. Das Werk gilt als modernstes seiner Zeit



»MORGEN IM RIESENGEBIRGE«, 1808/11

Abermals bricht Friedrich mit den Regeln seiner Zeit: Eine Frau hilft einem Mann, einen Gipfel zu erklimmen – nicht umgekehrt. Auch hier steht nicht der Mensch im Mittelpunkt, sondern die Natur, in der sich Himmel und Erde zu einer sakralen Aura verbinden

Er arbeitet viel an seiner Technik und Bildsprache, erschließt sich die Umgebung Dresdens durch Zeichnungen. Bäume, Felsen, Pflanzen. Nur Figuren wird er zeitlebens nicht beherrschen. Mitunter malt sie später ein befreundeter Kollege in seine Bilder, oder Friedrich kopiert sie immer wieder aus dem eigenen, im Laufe der Zeit entstandenen Figurenfundus.

Caspar David ist Mitte 20, da scheint er unter der Schwermut, die ihn vermutlich seit seiner Kindheit begleitet, mehr zu leiden als je zuvor. Verstärkt vielleicht durch ein Gefühl der Erfolglosigkeit: Weder hat er eine Familie noch berufliches Renommee. Nach wie vor sieht er sich eher als Schüler, denn als gestandener Künstler. Aber wovon soll er leben?

NOCH WENIGE JAHRE ZUVOR haben Maler ihr Honorar vorwiegend mit Auftragsarbeiten verdient. Gemälde für den Klerus, den Adel. Wer das Geld gab, der bestimmte den Inhalt des Bildes, nicht selten auch das Format, die Größe, das Material.

Doch mit dem Aufstieg des Bürgertums ist der Einfluss von Kirche und Adel geschwunden, und Männer wie Friedrich

sehen sich nicht mehr als abhängige Handwerker, sondern als autonom Schaffende, die sich ihre Motive und Themen selbst suchen – und erst dann den Käufer. Ein neuer Beruf ist entstanden, der des freien Künstlers.

Aber so unerträglich erscheint Friedrich sein Leben, dass er ihm in seinen ersten Dresdner Jahren vermutlich ein Ende setzen will. Ein wuchtiger Bart verdeckt angeblich die Wunde, die ein missglückter Messerstich am Hals hinterlässt. Einen weiteren Selbstmordversuch unternimmt er offenbar nicht: Freunden, die ihn beim ersten Mal gerettet haben, hat er darauf sein Wort gegeben, berichtet ein anonymes Zeitgenosse.

Bis heute stellt sich die Frage, ob Schwermut der Grund für Friedrichs oft düster erscheinende Motive ist. Aber könnte die melancholisch wirkende Ernsthaftigkeit des Künstlers, wie später ein Biograf meint, nicht auch Ausdruck eines konsequent gelebten Protestantismus sein, der das Leben als Bürde betrachtet? Eine eindeutige Antwort findet niemand.

Geld verdient Friedrich zunächst mit Zeichenunterricht und dem Kolorieren von Stichen. Ab 1800 beginnt er, Land-



»AUF DEM SEGLER«, 1818/19

Nach der Hochzeitsreise mit seiner fast 20 Jahre jüngeren Frau Caroline Bommer 1818 nach Vorpommern malt Friedrich dieses segelnde Paar: eine Allegorie auf die Ehe – und auf das Streben zu neuen Ufern

*Seine Bilder
sind realistisch.*

*Doch sie
zeigen nicht die
Wirklichkeit*

schaften in Sepia-Tusche zu entwerfen. Einfarbig braune Bilder sind es, deren Motive fast nur durch die Abstufung verschiedener Helligkeitsgrade entstehen.

Über Jahre hinweg verfeinert Caspar David diese Technik, die er schließlich meisterhaft beherrscht. Mehrfach reist er in diesen Jahren zurück in die Heimat und nach Rügen. Seine Sepia-Bilder etwa von der dortigen Steilküste werden auf Dresdner Kunstausstellungen gezeigt und in den Journalen und Zeitungen freundlich besprochen; sie verkaufen sich gut.

Friedrichs Bekanntenkreis in Dresden wächst. Er lernt den Schriftsteller Ludwig Tieck kennen, der in seinen Büchern die Natur ebenso romantisiert, wie Friedrich in Bildern. Trifft den Maler Philipp Otto Runge. Beide haben das gleiche Ziel: Ihre Bilder sollen Ausdruck eines religiösen Gefühls sein – ohne Bindung an die traditionellen, von den christlichen Kirchen vorgegebenen Bildinhalte. Doch während sich Friedrich von realen Landschaften – Bergen, Seen, Bäumen – inspirieren lässt, konstruiert Runge mitunter eine kosmische Natur, eher von Engeln bewohnt als von Menschen.

Zu einer tieferen Freundschaft reicht es zwischen den beiden Männern aber nicht, denn Friedrich sucht die Nähe zur Natur, nicht die zu den Menschen. Er wandert nur für sich durch den Harz und die kaum erschlossenen Gebiete des Riesengebirges. Allein mit Gott wird jeder Gang in die Natur für den gläubigen Protestanten zu einem religiösen Erlebnis.

„Einmal wohnte ich eine ganze Woche im Uttewalder Grund zwischen Felsen und Tannen“, schreibt er einem russischen Dichter in einem Brief, „und in dieser Zeit begegnete ich keinem einzigen lebenden Menschen; es ist wahr, die Methode rate ich niemandem, auch für mich war es schon zu viel.“

Diese Versenkung sucht er auch bei der Arbeit im Atelier: einem fast kahlen Raum, in dem nur Staffelei, Tisch und Stuhl stehen, an der Wand zwei Paletten, Reißschiene, Lineal und Dreieck, eines der zwei Fenster mit Brettern verschlossen. Selbst Ölfaschen und Farblappen verbannt er gelegentlich in eine Kammer nebenan. Nichts soll die innere Bildwelt stören.

Bei der Arbeit trägt der Maler meist einen langen, grauen Reisemantel, „der es zweifelhaft ließ, ob er sonst noch etwas



»DER ABEND«, 1820/21 Zwei Personen stehen verloren inmitten eines abendlichen Waldes. Melancholie prägt



Werk und Wesen von Friedrich, der wahrscheinlich einmal versucht, sich selbst zu töten



»FRAU AM FENSTER«, 1822

So gut wie nie wählt Friedrich Innenräume als Sujet.

Selbst dieses Bildnis seiner Frau, wahrscheinlich in der gemeinsamen Wohnung, lenkt den Blick nach draußen

*Friedrich
beschwört beides:
Todesgewissheit
und Hoffnung auf
Erlösung*

darunter habe“, wie sich ein Besucher erinnert. „Und wer ihn kannte, wusste, dass dies nicht der Fall war.“

Malen ist für Friedrich ein meditativer Akt, der Bilder nach dem immer gleichen Prinzip entstehen lässt: „Schließe dein leibliches Auge, damit du mit dem geistigen Auge zuerst siehst dein Bild. Dann fördere zutage, was du im Dunkeln gesehen, dass es zurückwirke auf andere von außen nach innen.“

So geht er sein gesamtes künstlerisches Leben lang vor: Stets sind seine Motive zwar realistisch – geben aber zumeist keine Realität wieder. Es sind Kunstlandschaften, aus Skizzen, aus Einzelteilen zusammengesetzt. Orte, die er selbst nie gesehen hat, malt er nach Vorlagen anderer Künstler.

1807 vollendet Caspar David sein erstes Ölbild. Noch im selben Jahr erhält er den Auftrag für das „Kreuz im Gebirge“.

DER DURCHBRUCH gelingt Friedrich 1810 unter anderem mit der Ausstellung eines großformatigen Gemäldes, auf dem ein Mönch zu sehen ist, der einsam am Ufer steht und über einen schmalen Streifen schäumenden, leeren Meeres auf einen tief

angelegten Horizont blickt. Düster, beklemmend, einschüchternd spannt sich darüber der Himmel.

Den unbedeutenden Menschen im Kontrast zu den Urgewalten, sein Zwiegespräch mit der übermächtigen Natur: Das will Friedrich mit dem „Mönch am Meer“ ausdrücken. Dafür missachtet er radikaler als je zuvor die Regeln der bisherigen Landschaftsmalerei. Hier wird keine Geschichte erzählt, und auch der Bildaufbau aus hellem Vorder- und dunklem Hintergrund ist nach herrschendem Kunstverständnis ungewöhnlich. Überhaupt lässt sich die Tiefe des Raums nicht erschließen; erzeugt durch vielfache Lasuren, entsteht ein bisher unbekanntes Raumgefühl: das Erlebnis der Unendlichkeit.

Eine Stimmungslandschaft ist der „Mönch am Meer“, von Friedrich in einem etwa zwei Jahre währenden Prozess geschaffen. Schnelles Malen verachtet er, „mit dem Pinsel wackeln“ nennt er das. Er braucht allein für die Wiedergabe einer einzelnen Tanne oft mehr als drei Stunden.

Ruinen, Mondscheinstimmung, Hünengräber: Auf Landschaften übertragene Todesgewissheit sowie die Hoffnung



»DAS EISMEER«, 1824

Kaum sichtbar das havarierte Schiff, dominant dagegen die schroffen Eisklappen: Sehr gut möglich, dass Friedrich, der sich für einen liberalen Staat einsetzt, so die politische Erstarrung der 1820er Jahre anprangern will

auf Erlösung bleiben sein Thema. Eine melancholische Stimmung zieht sich durch fast alle Bilder: eine Stimmung, die sich nicht an den Kopf des Betrachters richtet, sondern an dessen Gefühl.

DER „MÖNCH AM MEER“ ist eines der Bilder, die der preussische König Friedrich Wilhelm III. 1810 von Friedrich erwirbt. Nun gehört der Künstler endgültig zu den großen deutschen Malern seiner Zeit.

Und mag es ihn auch immer wieder in die Natur ziehen – weltfremd ist er nicht. Vielmehr ein politischer Mensch, der auf die Besetzung seiner Heimat 1806 durch Napoleons Truppen mit ausgeprägtem Franzosenhass reagiert. In den Befreiungskriegen ab 1813 unterstützt er mit Geld jüngere Freunde, die in den neuen Freiwilligenkorps dienen.

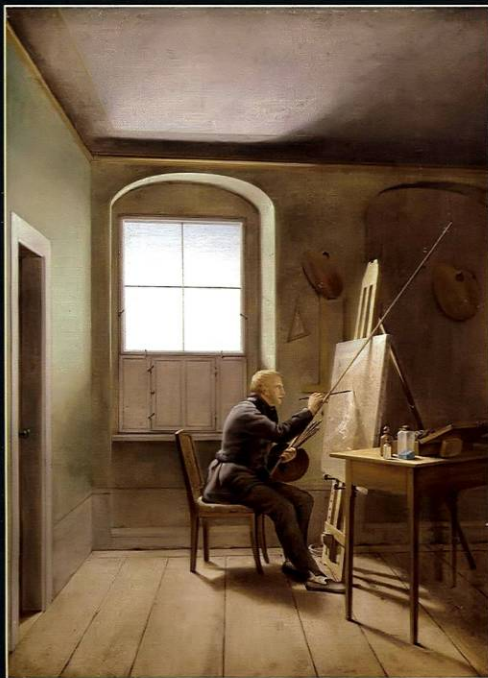
Auch an der Staffelei leistet er seinen Beitrag für das Vaterland, etwa mit dem „Chasseur im Walde“ von 1814: Das Bild zeigt einen einsamen französischen Soldaten, der in einer Winterlandschaft seinem wohl tödlichen Schicksal

entgegengieht – einem deutschen Tannenwald, der ihn zu schlucken droht.

Die politische Lage wird zum Thema vieler seiner Werke, er malt Mahn- und Gedenkbilder wie „Grabmale alter Helden“ oder „Das Grab des Arminius“, das an den germanischen Fürsten erinnert, der einst die römischen Besatzer schlug.

Seinem Wunsch nach Freiheit bleibt er auch dann noch treu, als sich die deutschen Herrscher 1819 anschicken, mit den Karlsbader Beschlüssen Zensur, Spitzeltum und Repressalien zu verbreiten. So tragen die „Zwei Männer in Betrachtung des Mondes“ eine schwarze, altdeutsche Tracht. Die aber ist die Kleidung von Patrioten und Demokraten und ab Ende 1819 als Symbol der „Demagogen“ verboten.

Solche Bekenntnisse haben finanzielle Folgen. Friedrich verliert den preussischen Hof als Kunden. Seine Äußerungen sind auch der Grund dafür, dass seine Bewerbung auf eine ordentliche Professur an der Dresdner Akademie scheitert. Der sächsische König gewährt ihm nur eine außerordentliche Professur, unterrichten darf er nicht.



»ATELIER CASPAR DAVID FRIEDRICHS«, 1811

Bei der Arbeit konzentriert sich der Künstler allein auf sein »geistiges Auge«. Seine Werkstatt ist äußerst karg – hier festgehalten von seinem Freund Georg Friedrich Kersting

Könige und
Bürger kaufen
seine Bilder – bis
sich der Zeitgeist
wandelt

1818 heiratet der 43-Jährige die fast 20 Jahre jüngere Caroline Bommer. Und seine düstere Stimmung hellt sich auf. „Es ist doch ein schnurrig Ding, wenn man eine Frau hat“, schreibt er Verwandten in Vorpommern. Die Hochzeitsreise führt unter anderem nach Rügen.

Danach entstehen auch freundliche, lichte Arbeiten wie die „Kreidefelsen auf Rügen“ oder „Auf dem Segler“ – eine Allegorie auf die Ehe; ein sich an den Händen fassendes Paar auf dem Weg zu neuen Ufern. Schon zeichnet sich im Hintergrund zart ein Ziel ab, eine Stadt.

Der „Mystiker mit dem Pinsel“, so der schwedische Dichter Per Daniel Amadeus Atterbom nach einem Atelierbesuch, hat jetzt ein gutes Auskommen.

Seine Bilder – insgesamt sind mehr als 150 Gemälde und etwa 1000 Zeichnungen, Aquarelle und Radierungen bekannt; 500 Werke gelten als verschollen – schickt er zu Ausstellungen nach Hamburg, Königsberg und Prag; vor allem im gebildeten Bürgertum findet er ausreichend Kundschaft. Selbst der Großfürst Nikolaus von Russland, der spätere Zar Nikolaus I.,

besucht Friedrichs Atelier und lässt noch Jahre später zahlreiche Werke kaufen.

Doch nach 1820 wendet sich das Publikum langsam von ihm ab; Friedrichs Arbeiten werden wieder zunehmend düster und kryptisch. Vermutlich auch eine Reaktion auf den Tod seines Freundes Gerhard von Kügelgen, der Opfer eines Raubmordes wird.

Es entstehen Werke wie das „Eismeer“, auf dem ein Schiff, das Symbol der Hoffnung, eingeklemmt zwischen Eisbergen liegt. Ein Sinnbild für die allgemeine Erstarrung in Deutschland? Oder ist es die Erinnerung an den Bruder, der bei dem Versuch, ihn zu retten, einst im eisigen Wasser ertrank? Der Versuch, ein Trauma zu bewältigen, Malen als Therapie?

Die Kritik an seinen Arbeiten nimmt zu. Der Zeitgeist hat sich gewandelt, eine neue Kunstsprache ist gefragt.

Aber die Landschaft als Idylle zu inszenieren wie die meisten jungen Künstler des neuen Biedermeier-Stils oder sachlich wie im bald aufkommenden Realismus – das ist nicht Friedrichs Sache. Verbittert zieht er sich zurück, arbeitet aber



»DIE LEBENSSTUFEN«, 1834/35

Im Alter malt Friedrich, nach einer fast heiteren Phase, wieder schwermütiger. An einem Ufer halten sich Menschen dreier Generationen auf: Sinnbild für den schöpferischen Zyklus des Lebens. Doch die sich dem Ufer nähernden Schiffe, eines für jede Person, deuten auf die letzte Heimkehr hin: den Tod, der den Greis mit Stock – höchstwahrscheinlich Friedrich selbst – bald ereilen wird

beharrlich weiter, auch wenn er weniger Werke verkauft. Dennoch experimentiert er mit neuen Techniken. Er verwendet dafür lichtdurchlässige Farben, die er beidseitig auf das Papier aufträgt. Stellt er anschließend eine Lampe auf die eine Seite, zeigt sich beispielsweise eine sonnige Landschaft; kommt das Licht von der anderen Seite, erscheint die gleiche Landschaft bei Nacht.

1835 erleidet er einen Schlaganfall und ist fortan an Beinen und Armen gelähmt. Er wird nun von Freunden finanziell unterstützt. Schon zuvor hat sich sein Wesen verändert, fast despotische Züge angenommen. Friedrich verdächtigt seine Frau der Untreue, und auch „Anfälle von roher Härte gegen die Seinen blieben nicht aus“, wie ein Freund später schreibt.

Fünf Jahre darauf, am 7. Mai 1840, stirbt Caspar David Friedrich. Und schon bald nach seinem Tod gerät der Maler in Vergessenheit.

BERLIN, 1906. In der Nationalgalerie wird eine „Jahrhundertausstellung deutscher Kunst“ eröffnet. Zahllose zwischen

1775 und 1875 entstandene Arbeiten sind zu sehen, darunter auch mehr als 50 Werke eines gewissen Caspar David Friedrich, die dem neuen Lebensgefühl vor allem junger Menschen entsprechen, die sich in der durch Industrie und Gewinnstreben geprägten Zeit wieder der Natur zuwenden und das einfache Leben romantisierend verklären.

Caspar David Friedrich, ein romantischer Patriot. So beginnt die Wiederentdeckung eines der bedeutendsten deutschen Maler, und noch heute, mehr als 150 Jahre nach seinem Tod, begeistern sich Betrachter für seine Gemälde. Vielleicht ist es die von ihnen ausgehende Ruhe in einer zunehmend hektischeren, vielleicht die Erhabenheit der ikonenhaften Landschaft in einer zunehmend technisierten Welt.

In einem Manuskript hatte der Maler einst folgenden Satz notiert: „Ich spinne mich in meine Puppe und überlasse es der Zeit, was aus dem Gespinnst herauskommen wird, ob ein bunter Schmetterling oder eine Made.“ □

Markus Wolff, 38, ist Redakteur von GEO Special.

EINE FEIER FÜR DIE FREIHEIT

Nie zuvor hat es eine größere politische Versammlung in Deutschland gegeben: Nach Jahren der Zensur und Unterdrückung strömen im Mai 1832 mehr als 20 000 Menschen vor die Ruine des Hambacher Schlosses in der Rheinpfalz. Publizisten, Bauern, Handwerker fordern die deutsche Einheit. Doch den Umsturz wagen sie nicht

VON HELGE HOPP

Dass so viele kommen würden! Staunend blickt der Anwalt und Journalist Johann Georg August Wirth am Vormittag des 27. Mai 1832 auf die Menge vor der Hambacher Schlossruine. Überall blitzen schwarz-rot-goldene Kokarden. Ganz vorn eine große Fahne mit den Worten: „Deutschlands Wiedergeburt“.

Seit acht Uhr strömen Menschen zur Schlossruine herauf: Kaufleute, Handwerker, Ärzte, Juristen und Studenten, aber auch Winzer, Kleinbauern, Gesellen sowie – und das ist neu – Frauen. Im Aufruf zu dem Fest hatten die Organisatoren ausdrücklich darauf hingewiesen, dass deren „politische Missachtung in der europäischen Ordnung“ ein Fehler sei.

Gemeinsam mit dem Publizisten Philipp Jakob Siebenpfeiffer hat Wirth auf Flugblättern und in Zeitungen die Hauptforderungen der zusammenkommenden Reformwilligen formuliert: nationale Einheit in einem deutschen Verfassungsstaat, mit Presse-, Meinungs-, Versammlungs- und Handelsfreiheit, eingebunden in ein republikanisches Europa. Diese Ziele sollen heute öffentlich verkündet werden.

Weit mehr als 20 000 Menschen stehen auf dem Schlossberg von Hambach bei Neustadt. Damit ist das „Hambacher Fest“ die größte politische Versammlung, die es in Deutschland je gegeben hat. Es zeigt, dass sich die Sehnsucht nach einem Nationalstaat mit liberaler Verfassung immer weiter in der Bevölkerung verbreitet – über das Bürgertum hinaus.

SEIT 1819 unterbinden die Herrscher jede kritische Regung mit Zensur, ächten die Verbreitung aufrührerischen Schriftguts. Daher weichen die Aktivisten in das gesellschaftliche Leben aus, treffen sich auf Festen, gründen Vereine.

1830 kommt es zu einer Wirtschaftskrise: Die

Brotpreise steigen, Händler leiden unter Zöllen zwischen den Einzelstaaten. Missernten verschlimmern Armut und Elend.

Zur gleichen Zeit rütteln mehrere Ereignisse die unzufriedene Bevölkerung und die liberalen Bürger auf: Im Juli vertriebt in Paris das Volk den selbstherrlichen König Karl X. Und im Herbst führen Aufständische in Brüssel die Belgier in die Unabhängigkeit. Wenige Wochen später erheben sich die Polen gegen ihre russischen Herrscher.

An vielen Orten in Deutschland sammeln national gesinnte Bürger Geld und Verbandszeug für die Rebellen im Osten. Als der Aufstand ein Jahr später scheitert und polnische Freiheitskämpfer auf dem Weg ins französische Exil durch deutsche Gebiete ziehen, werden sie begeistert gefeiert.

Ermutigt vor allem durch das Pariser Vorbild, begehren ab 1830 in deutschen Staaten die Untertanen auf und setzen etwa in Braunschweig und Kurhessen Verfassungen durch.

Nicht überall unterdrücken die Herrschenden kritische Regungen. Im Südwesten wirkt das Erbe der napoleonischen Zeit nach, das den Menschen ein liberaleres Justizsystem zugesteht. So auch im „Rheinkreis“, einem Territorium, das erst seit 1816 zum Königreich Bayern gehört. In dieser Region, in der auch der Weinort Neustadt liegt, dürfen sich die Menschen unter gewissen Bedingungen frei versammeln, können Zeitungen und eigene Schriften herausgeben.

Und so verbreiten hier viele Liberale ihren Protest gegen Willkür, soziales Elend, das Steuer- und Zollsysteem. Auch Wirth zieht aus dem bayerischen Kernland mit seinem Blatt „Deutsche Tribüne“ hierher, greift in Artikeln die Zensur an. Er lernt Siebenpfeiffer kennen, der ebenfalls eine Zeitung herausbringt, die sich für einen deutschen Nationalstaat und eine Verfassung des „Gesamtvaterlandes“ einsetzt.



Die beiden Journalisten August Wirth (links) und Philipp Jakob Siebenpfeiffer organisieren die Kundgebung und werden später zu Haftstrafen verurteilt



Mit schwarz-rot-goldenen Fahnen zieht die Menge zum Hambacher Schloss. Auch polnische und französische Farben sind zu sehen – Symbole des Freiheitskampfes anderer Nationen

Doch nach der Pariser Revolution von 1830 wächst auch im Rheinkreis der Druck. Die bayerischen Behörden versuchen, oppositionelle Journalisten einzuschüchtern, beschlagnahmen Zeitungen, versiegeln Druckpressen, verhaften Redakteure.

Daraufhin organisieren sich Ende Januar 1832 die drangsaliierten Publizisten, darunter Wirth und Siebenpfeiffer, und gründen den „Deutschen Vaterlandsverein zur Unterstützung der freien Presse“, bald „Press- und Vaterlandsverein“ genannt.

Rasch wächst der Bund auf mehr als 5000 Mitglieder an. Er unterstützt von der Obrigkeit bedrängte Blätter, gibt eigene Flugschriften heraus, veranstaltet Treffen, auf denen die Teilnehmer diskutieren und politische Reden bejubeln.

Mitte April buchen Mitglieder des im Monat zuvor bereits wieder verbotenen Vereins in der „Neuen Speyerer Zeitung“ eine Anzeige, in der sie zu einem großen Volksfest am 27. Mai an der Hambacher Schlossruine aufrufen.

Doch der oberste Beamte des Rheinkreises verbietet die geplante Veranstaltung. Erst als empörte Bürger ein Gutachten veröffentlichen mit dem Nachweis, dass das Verbot den Versammlungsrechten widerspricht, muss er die Feier zulassen.

So ist das Fest von Hambach bereits ein symbolischer Erfolg, noch ehe es überhaupt stattfindet.

GEGEN MITTAG BEGINNT auf einer hölzernen Bühne die Kundgebung. Siebenpfeiffer ruft den Versammelten zu: „Vaterland – Freiheit – ja! Ein freies deutsches Vaterland – dies ist der Sinn des heutigen Festes!“

Und Wirth beschwört die Festteilnehmer, die freie Presse zu unterstützen, da die „Allmacht der öffentlichen Meinung“ Deutschland zu Freiheit und Frieden verhelfen werde.

Weiter hinten steht das Publikum in Gruppen zusammen und lässt sich von Boten aus den ersten Reihen berichten, was vorn deklamiert wird. Am Abend ziehen die Menschen zurück nach Neustadt. „Die ganze Nacht wurde geschossen, gegessen, gesoffen und jubiliert“, berichtet später ein Augenzeuge. Viele Teilnehmer bleiben länger als geplant und nehmen an den langwierigen politischen Debatten der nächsten Tage teil – das Fest endet erst am 1. Juni.

Einen gemeinsamen Schlussappell aber, eine klare Forderung gar gibt es nicht. Auch die Frage, ob man tatsächlich einen Umsturz wagen oder langsam und demokratisch vorgehen solle, bleibt offen: Zu unsicher sind sich die Versammelten, ob sie im Namen aller Deutschen handeln dürfen.

Aber sie tragen ihre Begeisterung für Nation und Freiheit in die Regionen zurück. Schon begehren hungrige Städter in Worms und Frankenthal auf und plündern Getreidemagazine. Zu einer breiten Revolte kommt es jedoch nicht.

Die bayerische Regierung reagiert: Bis zum 24. Juni 1832 rücken 8500 Mann in den Rheinkreis ein. Die Verantwortlichen des Press- und Vaterlandsvereins fliehen nach Frankreich. Wirth und Siebenpfeiffer, von der Regierung als Rädelsführer ausgemacht, werden verhaftet und zusammen mit mehreren Mitstreitern wegen „versuchter Aufreizung zum Sturz der Staatsregierung“ angeklagt. Trotz sensationeller Freisprüche erreicht die bayerische Justiz kurz darauf Verurteilungen zu jeweils zwei Jahren Haft wegen Beamtenbeleidigung und ähnlicher Vergehen. Siebenpfeiffer flieht nach dem Urteil in die Schweiz, Wirth sitzt seine Strafe in Kaiserslautern ab.

Auch der Bundestag in Frankfurt geht nun auf Druck Preußens und Österreichs entschieden gegen die liberale Bewegung vor: Die Zensur wird nochmals deutlich verschärft, politische Versammlungen und Vereine verboten. In Frankfurt entsteht eine Zentralbehörde, die „revolutionäre Umtriebe“ in allen deutschen Staaten verfolgen soll.

Das Fest von Hambach bleibt dennoch nicht ohne Wirkung. Es ist ein Fanal, ein Kristallisationspunkt und Verstärker des weiter wachsenden Unmuts. Am 3. April 1833 können Soldaten in Frankfurt gerade noch verhindern, dass radikale Studenten, die bereits Polizeiwachen erstürmt haben, Bundesgebäude besetzen und – so ihr Plan – die Republik ausrufen.

Noch schaffen es Richter, Gendarmen und Soldaten, das Aufbegehren der national gesinnten Reformer sowie des unzufriedenen Volkes zu unterdrücken.

Bis zum März 1848.



AUFBRUCH



ins Ungewisse

Missernten, Massenarmut und politische Unterdrückung
treiben immer mehr Deutsche ins Exil, vor allem in die USA. Oft
brechen aus einer Stadt Hunderte gemeinsam auf – wie im
Sommer 1846 aus dem südhessischen Groß-Zimmern, einem
Ort in einer besonders armen Region **VON GESA GOTTSCHALK**



»Abschied der Auswanderer«
von Antonie Volkmann (1860): Die
meisten deutschen Emigranten
suchen ihr Glück in den Vereinigten
Staaten. Andere machen sich
auf den langen Weg nach Kanada,
Südamerika oder Australien

schon schleppen ihren Besitz und ihre Kinder fort, nach Texas, Ohio, Brasilien.

Nie zuvor haben so viele Menschen Deutschland verlassen. Ein Exodus der Hoffnungslosen, für die es nicht genug Arbeit gibt, nicht genug Land, nicht genug Essen. Ganze Dörfer werden entvölkert.

Vor allem im Südwesten ist die Not groß – auch in dem hessischen Ort Groß-Zimmern, wo sich die Menschen an diesem Sommertag in Richtung New York aufmachen.

Etwa 350 Emigranten fahren auf 41 Leiterwagen durch den Odenwald. Die jüngste Auswanderin ist wenige Monate alt, der älteste Emigrant ist 71; zwei Frauen sind hochschwanger.

Auf einem Wagen sitzt Adam Geiß, neben sich der elfjährige Peter und die siebenjährige Anna Maria. Seine Frau Margaretha hält den Jüngsten auf dem Schoß, Adam, keine zwei Jahre alt. Es ist eng auf dem Karren, zwischen ihnen stehen große Holzkisten. Sie enthalten alles, was die Familie noch besitzt.

Wann immer die Pferdewagen durch einen Ort kommen, stehen die Leute an den Straßen, winken ihnen zu. Wahrscheinlich singen die Auswanderer eines jener Lieder, die ein schöneres Land kennen als das eigene: „In Amerika, da ist es fein, / da fließt der Wein zum Fenster rein. / Da wächst der Klee drei Ellen hoch, / da gibt es Butter und Fleisch genug. / Kartoffeln gibt's wie Marzipan, / an jedem Stock drei Scheffel dran. / Wir ziehen ins Land, wo Immergrün, / und selbst im Winter Rosen blühn.“

In dem Zug aus angemieteten Bauerngespannen fahren auch zwei Geschwister von Adam Geiß mit, beide verheiratet; zusammen sind sie sechs Erwachsene und elf Kinder.

Leben die Eltern noch? Oder lassen sie die Alten auf dem Friedhof zurück? Sehr wahrscheinlich, dass sich mindestens ein Paar vor der Fahrt von einem Kindergrab verabschiedet hat.

Jetzt liegt die Kleinstadt hinter ihnen. Sie werden sie nie wiedersehen.

Hs sind die Mutigsten und die Verzweifeltsten, die am 31. Juli 1846 im Odenwald aufbrechen, um ihr Glück in der Fremde zu suchen. Die keine Kartoffeln mehr haben für ihre Kinder und von der Obrigkeit meist nichts zu erwarten als Almosen oder das Zuchthaus.

So wie sie machen sich in diesen Monaten Zehntausende auf den Weg, eine Karawane aus Tagelöhnern, Kleinbauern und Handwerkern, die es aus den Dörfern in die Seehäfen zieht, nach Bremen, Rotterdam, Liverpool. Die Men-



Hunderte verlassen an diesem Tag Groß-Zimmern. Und noch einmal Hunderte werden ihnen sieben Tage später folgen. Der Ort verliert an diesen zwei Nachmittagen fast ein Viertel seiner Einwohner – und wahrscheinlich beglückwünscht sich der Gemeinderat dazu: Annähernd 50 000 Gulden hat er ausgegeben, um Adam Geiß und die anderen loszuwerden.

Denn was für die Ärmsten eine Verzweiflungstat ist, gilt den Machthabern als gesunder Aderlass. Als Kur für ein überlastetes System der Armenhilfe. Und als Schutz vor Rebellion.

Zu viele Menschen können sich in Deutschland nicht mehr ernähren.

DIE BEWOHNER Groß-Zimmerns fliehen aus einem rückständigen Land. In den mehr als 30 Fürstentümern und vier Freien Städten, die seit dem Wiener Kongress 1815 den Deutschen Bund bilden, prägen die Herrscher eigene Münzen, erheben eigene Steuern und

Zölle – und lähmen so den industriellen und wirtschaftlichen Aufschwung, der Frankreich und vor allem England längst erfasst hat.

So wird Großbritanniens Gesellschaft schon seit zwei Generationen durch die Industrialisierung umgewälzt, wachsen Dörfer zu Städten, entsteht eine neue Klasse, das Industrieproletariat. In Deutschland bestimmt dagegen noch immer der Wechsel von Aussaat und Ernte den Lebensrhythmus – und nicht das Stampfen der Dampfmaschinen.

Zwar schließen sich 1834 Preußen, Bayern, Württemberg und 17 weitere deutsche Staaten zu einer Zollunion zusammen, um den Binnenhandel zu erleichtern, und im Jahr darauf rollt der erste deutsche Dampfbus von Nürnberg nach Fürth. Doch Händler und Reisende bleiben noch lange auf Pferdefuhrwerke und Postkutschen angewiesen.

Und wenn auch rund um Chemnitz und im Bergischen Land halbmechanische Webstühle stehen, fertigen deut-

sche Weber die meisten Stoffe nach wie vor in Handarbeit. In Berlin sind zwar bereits Maschinenfabriken entstanden, die Zahl der Einwohner verdoppelt sich bis 1845 binnen 30 Jahren auf 400 000 Menschen, und auch in anderen Städten nimmt die Bevölkerung deutlich zu. Dennoch arbeiten die meisten Deutschen weiterhin auf dem Land, als Bauern, Knechte, Mägde oder Tagelöhner.

Immerhin schufteten die Menschen nur noch selten als Abhängige ihrer Grundherren. Anfang des 19. Jahrhunderts haben die deutschen Staaten ihre Gesetze reformiert, um den Bauern individuelle Rechte und eigenes Land zu verschaffen. In Preußen hat der Reformpolitiker Karl Freiherr vom Stein 1807 begonnen, die Bauern aus der Erbuntertänigkeit zu entlassen: Nun sind die Bauern nicht mehr zu Zwangsdiensten verpflichtet, dürfen fortziehen und sogar Land kaufen und verkaufen.

Doch in den südwestdeutschen Staaten besitzen die freien Bauern Felder,



Vielfach finanzieren Gemeinden die Auswanderung ihrer Bürger. Das scheint billiger, als auf lange Sicht die Armenfürsorge zu bezahlen. Die ist oft die einzige Einkommensquelle der Bedürftigen, wenn sie – wie auf diesem Gemälde von 1845 – ihre letzten Habseligkeiten verpfänden haben

die oft kaum einen Hektar groß sind, denn hier ist die Realerbteilung üblich: Jeder Sohn erhält den gleichen Teil des Landes – die Äcker werden so von Generation zu Generation immer kleiner.

In dem hessischen Dorf Pferdsbach etwa schuften die meisten Bauern nebenher noch in den Wäldern ihres Fürsten oder auf dem Hof eines seiner Pächter. Wer sonst sollte ihnen Arbeit geben?

So bleiben sie abhängig von ihrem ehemaligen Herrn: Der Fürst lässt das Wild in seinen Forsten hegen, und die Pferdsbacher wagen selten, Entschädigung für zerwühlte Flächen zu fordern. In der Gemeinde leben 186 Menschen, aber sie verfügen nur über ein Pferd, 16 Ziegen, 59 Rinder – und keinen eigenen Bullen für die Zucht. Das Land von Pferdsbach, weniger als 16 Quadratkilometer, ist in mehr als 2000 Parzellen zersplittert.

Unter solchen Umständen gelingt es den Bauern selten, ausreichende Ernten einzufahren. Und so beschließen die Pferdsbacher 1845, fast geschlossen nach Amerika auszuwandern. Sie geben ihr Dorf auf, verkaufen ihr Land und ziehen nach Texas.

IN ANDEREN TEILEN des Deutschen Bundes, etwa in den nord- und ostelbischen Gebieten, gelingt es den Bauern hingegen, ihre Erträge deutlich zu steigern. Hatten die Bauern Jahrhunderte lang wenig Interesse daran, mehr Getreide einzufahren – ihre Herren hätten die höheren Erträge ja einfach abgeschöpft – ernten sie nun deutlich mehr. 1850 produzieren die deutschen Landwirte bereits doppelt so viel Fleisch und Getreide wie noch um 1800.

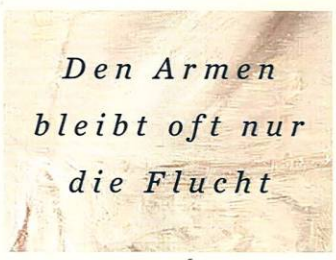
Neuerungen setzen sich durch, wie die seit dem 18. Jahrhundert verbesserte Drei-Felder-Wirtschaft: Wie bisher bestellen die Bauern ihr dreigeteiltes Land umschichtig einmal mit Winter-, einmal mit Sommergetreide. Doch anstatt es im Anschluss eine Saison brach liegen zu lassen, säen die Landwirte danach Futterpflanzen für das Vieh, die dem Boden kaum Nährstoffe entziehen. Zudem werden neue Flächen zu Ackerland, es verbreiten sich verbesserte Pflüge und

Düngemethoden, planvolle Zucht steigert Fleisch- und Milcherträge.

All dies ist dringend nötig, denn in den Jahrzehnten zuvor ist die Einwohnerzahl im Deutschen Bund (ohne Österreich) rasant gestiegen: von 24 Millionen um 1817 auf mehr als 33 Millionen 1846.

Ein Grund dafür ist der andauernde Friede. Seit dem Winter 1813/1814 hat es keinen Krieg mehr gegeben auf deutschem Boden. Die Familien müssen keinen Blutzoll an jungen Männern entrichten, die Bauern keine Soldaten beherbergen und versorgen.

Vor allem aber brauchen Knechte, Mägde, Tagelöhner nicht mehr ihre Herren um Erlaubnis zu fragen, wenn sie heiraten, Familien gründen wollen. Und die Heimindustrie bietet einen Broterwerb für Menschen, die vorher



Den Armen bleibt oft nur die Flucht

keine Familie hätten ernähren können. Sie weben, spinnen, färben, sie fertigen Klingen oder Knöpfe.

Alle arbeiten mit, auch die Jüngsten – ein Ansporn, möglichst viele Kinder zu bekommen.

DOCH MIT DER Bevölkerung wächst die Not. Denn die Reformer haben nicht nur die Bauern aus der Abhängigkeit vom Grund- oder Gutsherrn entlassen, sondern auch die Adeligen aus ihrer Pflicht, für ihre Untergebenen zu sorgen.

Dabei finden gerade auf dem Land viele keine Arbeit mehr; nimmt die Zahl jener Menschen rasant zu, die nur einen winzigen Acker besitzen. Und die Hinterzimmer-Fabriken erleben nur eine kurze Blüte: Mit der billigeren Industrieware aus England können sie bald nicht mehr mithalten. Auch die Handwerker leiden unter sinkenden Löhnen, zu viele Männer suchen hier ein Auskommen.

Weite Teile der Bevölkerung haben nur das Nötigste zum Überleben. Milch oder Fleisch können sich die Armen nicht leisten. Die meisten ernähren sich von Kartoffeln.

Wohlhabende Bürger gründen deshalb um 1845 Unterstützungsvereine, Gemeinden bauen Armenhäuser, geben kostenloses Essen an Kinder aus. In manchen Dörfern kann die Hälfte der Einwohner nicht ohne fremde Hilfe überleben.

Die Regierenden beobachten diese Massenarmut besorgt. Fürchten, sie könnte die politische Stabilität bedrohen. In England und Frankreich ist es bereits im Jahrhundert zuvor zu Hungerunruhen gekommen; so tobte 1775 in den Dörfern um Paris ein „Mehlkrieg“, und Proteste gegen übersteuertes Brot wurden zum unmittelbaren Auslöser für die Französische Revolution.

Auch in Deutschland protestieren Menschen, stürmen hier eine Metzgerei, rauben dort Marktstände aus oder plündern die Kartoffelmieten eines Gutsherrn. Die Fürsten fürchten, dass aus den Brotkrawallen und Kartoffelunruhen ein gewaltsamer Umsturz erwachsen könnte.

1847 ist es fast so weit.

Schon um 1830 ist der Pilz *Phytophthora infestans* aus Amerika nach Europa eingeschleppt worden und hat immer wieder die Ernten vernichtet.

Im sehr regnerischen Sommer 1845 liegen plötzlich überall braune Kartoffelpflanzen auf dem Acker, wie nach einer schlimmen Dürre. Die Bauern holen Knollen aus der Erde, die schwarz sind und stinken. Auch die Ernte des folgenden Jahres geht verloren.

Aus eigener Kraft können sich die Armen nicht helfen. Als sich die Preise für Kartoffeln und Brotgetreide 1846 und 1847 verdoppeln bis verdreifachen, brechen in rund 100 deutschen Städten Hungerrevolten aus. In Berlin stürmen mehrere Tausend Menschen zwei Tage lang Bäckereien und Schlachtereiläden.

Den Verzweifelten bleibt nur der Aufstand – oder die Flucht.

Die Auswanderung sei „ein bewährtes Heilmittel für einen kranken Volkskörper und geeignet, Revolutionen zu dämpfen“, schreibt Freiherr Hans Christoph von Gagern aus dem Herzogtum Nassau 1816 an den österreichischen Außenminister Metternich. Von Gagern wirbt an deutschen Höfen und beim Bundestag in Frankfurt dafür, Arme bei der Ausreise zu unterstützen.

Als Mitglied der Stände-Versammlung des Großherzogtums Hessen erwirkt er 1820, dass die Freiheit des Einzelnen, aus seinem Staat auszuwandern, als Recht in einer neuen Verfassung verankert wird.

Nun darf jeder das Großherzogtum verlassen, der schuldenfrei ist, in keine polizeiliche Untersuchung verwickelt und nicht versucht, sich dem Kriegsdienst zu entziehen. Minderjährige müssen mit auswandern und verlieren wie ihre Eltern die Staatsangehörigkeit. Ähnliche Regelungen gelten in anderen Staaten des Deutschen Bundes.

Zunächst ziehen die Wirtschaftsflüchtlinge nach Russland oder Österreich. Immer mehr Menschen versuchen auch, über den Atlantik zu gelangen, nach Südamerika, vor allem in die USA.

Haben dort nicht schon viele Deutsche ihr Glück gefunden? „Meine Plantage ist so groß und mein Vieh ist so viel, 28 Melkkühe und sieben Pferde. Wir essen mehr Fleisch als ihr Brot und trinken mehr Kaffee und Wein, als ihr Wasser“, schrieb ein Auswanderer bereits 1788 nach Hause.

Von breiten, schnurgeraden Straßen schwärmen die Neubürger, von feinstem Weizenmehl und guten Löhnen. Sie danken Gott, dass er sie nach Amerika geleitet hat.

Und je hoffnungsloser die Lage in Deutschland wird, desto verlockender klingen solche Zeilen. In den 1830er Jahren zieht es Zehntausende über den Atlantik.

„Wer auch nichts gelernt hat als Holzhauen und Pflügen, aber doch so viel hat, die Überfahrt bezahlen zu können, dem ist Amerika anzupfehlen“, schreibt der Schriftsteller Traugott Bromme in seinem „Hand- und Reisebuch für Auswanderer und Reisende nach Nord-, Mittel- und Südamerika“.

Der gebürtige Sachse hat selbst etliche Jahre in den USA gelebt und schreibt seither Reiseführer und Handbücher. Sein mehr als 700 Seiten starker Bestseller erscheint 1857 in siebter Auflage.



In Amerika kann jeder Immigrant ein Stück Regierungsland günstig erwerben. Viele Auswanderer hoffen auf einen eigenen Bauernhof (Ölgemälde um 1870)

Zwar verlassen auch Kriminelle und säumige Schuldner Deutschland. Vor allem aber fliehen notleidende Handwerker und Landwirte, wie diese mecklenburgische Bauernfamilie (zeitgenössische Darstellung)



Der Autor warnt darin alle „Glücksritter, Abenteurer, Schwindelköpfe, Weltverbesserer und das ganze Heer planloser Toren“ vor Amerika: „Es ist das Land des Schweißes und der Arbeit!“

Doch es ist ein Land, das noch aus anderen Gründen lockt: Denn dort gilt für jeden „allgemeine politische und religiöse Freiheit, zu denken und zu glauben, was er will, seine Meinung unbefangen zu äußern, und seine Einsichten zum Besten seines neuen Vaterlandes geltend zu machen in Schriften und als frei erwählter Vertreter des Volkes“.

Ganze Familienverbände brechen auf, lassen höchstens die Großeltern zurück. Jeder Immigrant darf in den USA auf Regierungsland siedeln. Tagelöhner, Handwerksgesellen und Kleinbauern träumen davon, für sich und ihre Kinder ein Stück Wald zu roden, einen eigenen Bauernhof aufzubauen.

Während die ersten Auswanderer ihre Überfahrt noch direkt im Hafen gebucht haben, entwickeln die Reeder und Schiffsmakler nun ein neues, lohnendes Geschäftsmodell: Agenten eröffnen Büros im Binnenland, etwa in Mainz, und verkaufen in deren Auftrag Plätze auf den Schiffen. Werber ziehen über die Dörfer und sammeln wiederum gegen Provision Passagiere für die Agenten.

Im Gasthaus, auf der Kirchweih, am Markttag schwärmen sie von den Freiheiten in den USA. Sie trinken mit den Bauern und Tagelöhnern Brantwein und wettern gegen die Gesetze, die hohen Steuern, die Hessische Regierung.

Spezielle Auswanderer-Zeitungen widmen sich ab 1846 dem Interesse an Übersee, sie drucken sentimentale Gedichte, aber auch Reisewarnungen, berichten über Siedlungsprojekte.

Und in vielen deutschen Städten entstehen Vereine, die die Auswanderung fördern – oder gar versuchen, Kolonien in Amerika zu gründen: 1842 tun sich mehrere Adelige in der Nähe von Wiesbaden zum „Verein deutscher Fürsten und Edelleute zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas“ zusammen.

Dieser „Adelsverein“ plant in Texas eine Heimstatt für verarmte Bauern und Handwerker – um die Massenarmut zu lindern. Zudem hoffen die Herren, in Übersee zu Ruhm und Macht zu kommen oder durch Spekulationen in den neuen Siedlungen Geld zu verdienen.

Jeder Familie wird zunächst die Übernahme der Transportkosten versprochen sowie 130 Hektar Land in der

neuen Heimat und eine angemessene Versorgung mit Ärzten, Schulen und Kirchen.

Doch das Unternehmen endet in einer Katastrophe. Obwohl die Auswanderer die Reisekosten am Ende selbst tragen, ist der Verein bald überschuldet und handlungsunfähig. 1000 der 8000 deutschen Siedler, die mit seiner Hilfe nach Amerika gezogen sind, sterben an Seuchen, noch ehe sie die Siedlungsgebiete erreichen.

Den Auswanderervereinen fehlt das Geld, um das Grundproblem zu lösen: Auswandern kann nur, wer genug angespart hat. Gerade jene aber, die in verzweifelter Lage sind, können die 70 bis 100 Gulden für die Schiffsreise nicht bezahlen. Etliche Dörfer verkaufen daher ihren gesamten Gemeinbesitz, die Menschen überlassen ihre Häuser und Höfe wieder dem Wald und gehen fort.

So manche hessische Gemeinde glaubt, dass es für sie auf Dauer günstiger ist, den Armen eine Reise zu bezahlen, als sie Jahr für Jahr zu unterstützen. Zwar kümmern sich auch Kirchen und wohlhabende Bürger um Bedürftige, doch vor allem sind es die Gemeinden, die Waisenhäuser und Spitäler für Alte und Kranke unterhalten müssen. Staatliche Unterstützung gibt es noch nicht.

In Groß-Zimmern etwa erhalten Mittellose im Jahr 1844 rund 3200 Gulden aus der Gemeindekasse: fast doppelt so viel wie drei Jahre zuvor. Der Großteil geht direkt an die Armen, für Miete, Kleider und Essen. Daneben bezahlt die Gemeinde ihnen auch Hebammen, Ärzte, Arzneien – und die Beerdigung.

IM FRÜHJAHR 1846, fast ein Jahr, nachdem die Kartoffelfäule Hessen erreicht hat, gibt in Groß-Zimmern vor allem ein Mann den Anstoß zum Massenauszug: Heinrich Brücher, evangelisch, verschuldet, sechs Kinder.

Brücher, der mit seiner Familie Zündhölzer herstellt, fordert vom Ortsvorstand, ihm und seinen Angehörigen die Auswanderung nach Amerika zu ermöglichen. Andernfalls würde er illegal aus-

reisen und seine Frau mit den Kindern der Gemeindekasse aufbürden.

Bereits im Jahr zuvor hat der Gemeinderat einem Mann 50 Gulden Zuschuss zur Überfahrt gegeben. Doch was nun folgt, haben die Stadtoberen noch nicht erlebt: Bei einer Unterschriftensammlung melden sich 250 ausreisewillige Groß-Zimmerer.

Und kurz darauf stellen noch mehr Menschen beim Bürgermeister einen Antrag, aus dem Untertanenverband des Großherzogtums entlassen zu werden. In einer Zeitung erscheinen Anzeigen: Gläubiger sollen sich innerhalb von drei Monaten melden.

Heinrich Brücher kann seine Schulden auch nach dem Verkauf seines Hauses nicht abbezahlen. Angeblich, so ist aus dem Gemeinderat zu hören,



wolle er seine Gläubiger mit Feuer und Mord überziehen, falls sich diese seiner Abreise widersetzen.

Die Warnung wirkt: Der Gemeinderat überzeugt die Gläubiger, Brücher und anderen die Schulden zu erlassen.

Zum einen besteht ohnehin wenig Hoffnung, dass das Geld jemals zurückgezahlt wird; zum anderen will man die renteniten Mitbürger gern loswerden.

Auch das Justizministerium zeigt sich deshalb großzügig und erlässt 42 Auswanderern ihre Strafen. Denn etliche Familien in Groß-Zimmern ernähren sich von Diebstählen oder Hehlerei; auch Adam Geiß hat Gesetze gebrochen, um seine Familie zu versorgen – er ist zu 35 Tagen Forststrafe verurteilt worden, vermutlich hat er Brennholz geschlagen oder gesammelt.

Der Gemeinderat fürchtet, dass solche „brotlosen und zum Teil arbeitsscheuen Leute“ die Moral der Gemeinde gefährden könnten. Dagegen versuchen

Bürgermeister und Pfarrer, fleißige Bürger zurückzuhalten, versprechen ihnen Kartoffeln und andere Lebensmittel.

Einige lassen sich überzeugen, doch rund 100 Menschen, die ihre Überfahrt selbst bezahlen können, schließen sich den Mittellosen an. Für die anderen 672 nimmt der Gemeinderat Kredite in Höhe von mehr als 50 000 Gulden auf und schließt einen Vertrag mit dem Darmstädter Tabakhändler Georg Gandenberger (Schiffe, die Tabak aus Amerika nach Europa bringen, füllen ihre Frachträume auf der Rückfahrt oft mit Auswanderern; deshalb arbeiten manche Kaufleute nebenher als Agenten).

Die Gemeinde zahlt 71 Gulden für jeden Erwachsenen, 56 für Kinder bis zwölf Jahre; Säuglinge reisen kostenlos.

Gandenberger sichert zu, die Auswanderer auf soliden, gekupferten Dreimastern zu transportieren und sie bis auf das Schiff zu begleiten. Bis zum Seehafen soll jeder Auswanderer täglich Butter oder Käse, Fleisch und Brot erhalten, abends eine Suppe „und Mannspersonen einen Schnaps“.

Der Gemeinderat bestellt bei Schneidern und Schustern für die ärmsten Auswanderer jeweils ein Paar Schuhe, ein Paar weiße Wollstrümpfe, zwei Hemden; den Frauen und Mädchen ein Kleid, den Männern ein Wams und eine Hose. Von den Pfarrern erhalten sie Bibeln.

Am 31. Juli und am 7. August machen sich die Pferdewagen auf den Weg.

Rund 30 Kilometer fahren die Auswanderer, bis nach Gernsheim. Dort besteigen sie Dampfer, die sie nach Rotterdam bringen. Wahrscheinlich wollen Adam Geiß und seine Familie hier ein Segelschiff besteigen.

Doch offenbar hat Gandenberger den Plan geändert: Er schickt sie nach Liverpool. Vermutlich hat er nur in England genügend Schiffe gefunden, die eine so große Gruppe aufnehmen können.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass der Plan, nun von Liverpool aus zu starten, die Groß-Zimmerer erschreckt: Auf englischen Schiffen gelten, anders als in den Niederlanden, Frankreich und Deutsch-

Die meisten Auswanderer reisen auf Frachtschiffen: Diese transportieren unter anderem Tabak aus den Südstaaten nach Europa – und Menschen aus Bremen oder Liverpool in die USA (Bild des Hamburger Malers Felix Schlesinger, 1851)



land, keine Vorschriften für ein Mindestmaß an Proviant und Wasser. Zudem spricht die Besatzung in der Regel kein Deutsch und ist dafür bekannt, deutsche Auswanderer schlecht zu behandeln.

Adam und Margaretha Geiß erhalten nach ihrer Ankunft in Liverpool von einem Kollegen Gandenbergers einen Wechsel, den sie bei einem Frankfurter Handelshaus in New York einlösen können, und besteigen mit ihren Kindern und 320 Mitreisenden die „Atlas“.

Die restlichen rund 450 Auswanderer aus Groß-Zimmern werden auf vier weitere Schiffe verteilt.

Sie alle reisen im Zwischendeck, einer Ebene zwischen Frachträumen und Oberdeck, in der Regel nur etwa 1,80 Meter hoch. Strohsäcke und Essgeschirr haben die Familien mitgebracht, Trinkwasser erhalten sie von der Besatzung, für Lebensmittel hat Gandenbergers englischer Vertragspartner gesorgt.

Allerdings nur unzureichend: An den letzten drei Tagen der Überfahrt haben die Auswanderer auf der „Atlas“ nichts mehr zu essen. Erleichtert wird Adam Geiß deshalb nach etwa fünf Wochen

die Küste Nordamerikas erblicken: Von seiner Familie ist niemand gestorben.

Auf einem der anderen Segler dagegen bricht das „Schiffsieber“ aus, vermutlich Typhus, dem 18 Passagiere erliegen, darunter fünf Groß-Zimmerer.

Am 14. September 1846 legt die „Atlas“ in New York an. Tags darauf müssen die Passagiere von Bord gehen – und wissen nicht, wohin: Entgegen den Gepflogenheiten hat ihnen die Besatzung keine Zeit gelassen, sich Bleibe und Arbeit zu suchen. Überfordert und erschöpft bleiben die meisten der rund 300 Groß-Zimmerer auf der Pier sitzen, wo sie abends ein Polizist auflöst.

In den nächsten beiden Tagen werden viele von ihnen ins New Yorker Armenhaus eingewiesen, auch die Familie Geiß. Ende September leben von inzwischen 567 eingetroffenen Groß-Zimmerern 429 in städtischer Fürsorge.

Und lösen einen Aufruhr in der Presse aus.

SCHON ZUVOR sind verarmte Europäer ohne Startkapital in New York angekommen, aber nicht zu Hunderten.

Nun berichten deutschsprachige Zeitungen über die gestrandeten Einwanderer und empören sich: Groß-Zimmern habe seine Armen einfach abgeschoben, die Wechsel des Frankfurter Handelshauses, die den Auswanderern den Start sichern sollten, hätten sich als praktisch wertlos erwiesen. In Hessen drucken Blätter die Vorwürfe der Journalisten gegen die Gemeinde, den Kreisrat, den Tabakhändler Gandenberger.

Die Beschuldigten beteuern, die Auswanderung sei der ausdrückliche Wunsch der Emigranten gewesen und man habe sie mit neuer Kleidung und Geldwechseln zwischen 10 und 25 Gulden für den Neubeginn ausgestattet.

Wie genau es der Familie Geiß und den anderen Groß-Zimmerern später ergeht, ist nicht bekannt: Ihre Briefe in die Heimat sind nicht erhalten, allein Berichte aus zweiter Hand und die Aufzeichnungen des New Yorker Armenhauses überdauern die Zeit. Doch die Fürsorgeeinrichtung ist zumindest keine Endstation: Nur 25 Hessen leben nach einem Jahr noch dort. 20 Groß-Zimmerer sind gestorben, zwölf davon Kinder.



Vermutlich ist die Familie Geiß irgendwann weitergezogen. Vielleicht schließt sie sich jenen Groß-Zimmerern an, die sich gemäß eines in einer hessischen Zeitung zitierten Briefs in Utica im Staat New York ansiedeln; vielleicht findet Adam in der Stadt Arbeit.

Immerhin geht es einigen Auswanderern bald so gut, dass sie Geld an die Verwandten in Groß-Zimmern schicken können. Und Jahre später erscheint in einer New Yorker Zeitung eine Annonce: Ein gewisser Johann Held hat einen Saal angemietet, um wie einst in Hessen Kirchweih zu feiern.

ZEHNTAUSENDE DEUTSCHE folgen den Familien aus dem hessischen Odenwald Jahr für Jahr nach Amerika. Und längst nicht alle sind Hungerflüchtlinge: Nach dem Scheitern der Revolution von 1848/49 (siehe Seite 140) sind unter den Auswanderern auch Demokraten und

Liberale, die einer Verfolgung durch die fürstlichen Machtapparate entkommen. Wer die Strapazen der Überfahrt übersteht, dem bietet das Land die Chance zu einem atemraubenden Aufstieg.

Bereits 1844 geht der 23-jährige Heinrich Lehmann aus Unterfranken nach Alabama und baut mit seinen Brüdern einen Baumwollhandel auf: Das Unternehmen Lehman Brothers wird, bald in eine Investmentbank umgewandelt, mehr als 150 Jahre überdauern – in Konkurrenz zu jenem Geldhaus, für das ihr Landsmann Marcus Goldman 1869 in New York den Grundstein legt.

Löb Strauss, Sohn eines Hausierers, wandert 1847 mit Mutter und zwei Schwestern nach San Francisco aus, nennt sich Levi und erfindet die Jeans – eine unverwüstliche Hose für Goldgräber, die ihm ein Vermögen einbringt.

Insgesamt siedeln zwischen 1820 und 1920 mehr als fünf Millionen Deutsche in die Vereinigten Staaten über. In den Weiten des Mittleren Westens breitet sich Siedlung um Siedlung aus – Holstein, Bremen, Humboldt, Tilsit, Munster, Leipzig, und 1880 stellen

Deutsche ein Drittel der Einwohner von New York City.

1893 schwillt der Zustrom von deutschen Einwanderern ab, weil die amerikanische Regierung das freie Siedeln auf ihrem Land verbietet, weil eine Wirtschaftskrise die USA erschüttert – und weil mit der rasanten industriellen Aufholjagd, die um 1850 in Deutschland einsetzt, die Menschen nun auch in heimatlichen Städten Arbeit finden.

Statt nach Rotterdam, Bremerhaven und Hamburg dampfen Eisenbahnzüge mit deutschen Arbeitern quer durch das Reich zu den Kohlegruben und Stahl-schmieden an Ruhr und Saar und in die Industriegebiete in Sachsen, Oberschlesien oder Berlin. Mit ihnen kommen dort bald mehr und mehr Menschen aus den übevölkerten, rückständigen Gebieten Osteuropas an.

Und jenes Land, aus dem gut 50 Jahre zuvor ganze Dörfer geflohen sind, wandelt sich nun, um 1900, zum Land mit den zweithöchsten Einwandererzahlen weltweit. □

Literatur: Peter Assion, „Von Hessen in die Neue Welt“, Insel: Dokumente zur Emigration im 19. Jahrhundert. Manfred Göbel, „Auf nach Amerika“, herausgegeben vom Odenwaldklub Groß-Zimmern: Darstellung zur Auswanderung der Groß-Zimmerer nach New York 1846.

Die Hamburger Journalistin **Gesa Gottschalk**, 28, schreibt regelmäßig für GEOEPOCHE.

Tue RECHT und scheue NIEMAND



Nach der Jahrhundertwende drängen Beamte, Ärzte, Anwälte und Unternehmer in Staat und Gesellschaft empor: selbstbewusste Bürger, die ihren Status nicht ererbt haben, sondern an Leistung, Fleiß und Bildung glauben – und den Stil eines neuen Zeitalters prägen



Elegant gekleidete Flaneure zeigen sich auf dem Berliner Boulevard «Unter den Eichen»: Neben Reisen und Museumsbesuchen sind Spaziergänge Teil einer neuen, bürgerlichen Vergnügungszeit.



Paris gibt die Mode der Frauen vor. Viele Bürgerinnen präsentieren sich wie diese Dame in Pastelltönen und mit »Schüttes«, einem oft mit Schleifen und Kunstblumen reich verzierten Hut (Gemälde von Christoffer Wilhelm Eckersberg, 1834)

Philipp Otto
 von Springmann, 1810
 Die Kinder der
 Bauernfamilie
 im Garten
 und
 im Pflanzengarten
 im Sommer
 und
 im Winter
 im Garten
 und
 im Pflanzengarten
 im Sommer
 und
 im Winter



Der Bürger sucht DAS GLÜCK im Privaten

Die Familie, über Jahrhunderte vor allem
 eine Zweckgemeinschaft, wandelt sich in einen
 Hort der Geborgenheit. Liebe und Lob ersetzen
 bei der Erziehung zunehmend den Stock, Eltern
 und Kinder verbringen gemeinsame Spiel-
 und Lesestunden. Und Familienbilder werden
 zum liebsten Sujet der Porträtmaler





Ärzte, Anwälte und Kaufleute wie der Hamburger Leinenhändler Möhring (oben) erziehen ihre Kinder zu Disziplin und Selbstbewusstsein: »Tue recht und scheue niemand« wird zu einem geflügelten Wort der Zeit (Gemälde von Günther Gensler, 1846)



«Zimmerbilder» spiegeln das Selbstbewusstsein des aufstrebenden Bürgertums wider: Die Arbeiten zeigen reale Interieurs und sind im Biedermeier eine beliebte Geschenkgabe. »Die Spickerin« malt Georg Friedrich Kersting schon um 1811



Reich dekorierte Wände und zu Inseln gruppierte Sitzgelegenheiten prägen den bürgerlichen Wohnstil – wie in diesem Speisezimmer (Ölgemälde, 1816)

Ein Schutz vor den STÜRMEN der Zeit



Nach Jahren des Krieges suchen die Menschen die Ruhe des eigenen Heims. Das Wohnzimmer, ausgestattet mit schlichten, in warmen Farbtönen gehaltenen Möbeln, wird zum Kennmal des um 1815 anbrechenden »Biedermeier«: einer überschaubaren Welt, die Ordnung und Halt in unruhigen Zeiten bietet

Um 1830
verbreitet sich
im Bürgertum
eine neue Mode:
Herren treffen
sich abends zum
Rauchen und ge-
selligen Beisam-
mensein – wie
diese Runde
im Hause eines
Staatsrates



Selbstbewusst präsentiert
DIE NEUE ELITE
sich und ihre Welt



Bürger erheben die Bildung zum neuen Ideal der

Zeit. Sie vertiefen sich in Philosophie, Politik und

Poesie, musizieren, lesen, debattieren – und lassen

sich dabei von Künstlern in Szene setzen: Nach

dem Adel wird das Bürgertum zum wichtigsten

Auftraggeber für Maler und Bildhauer □





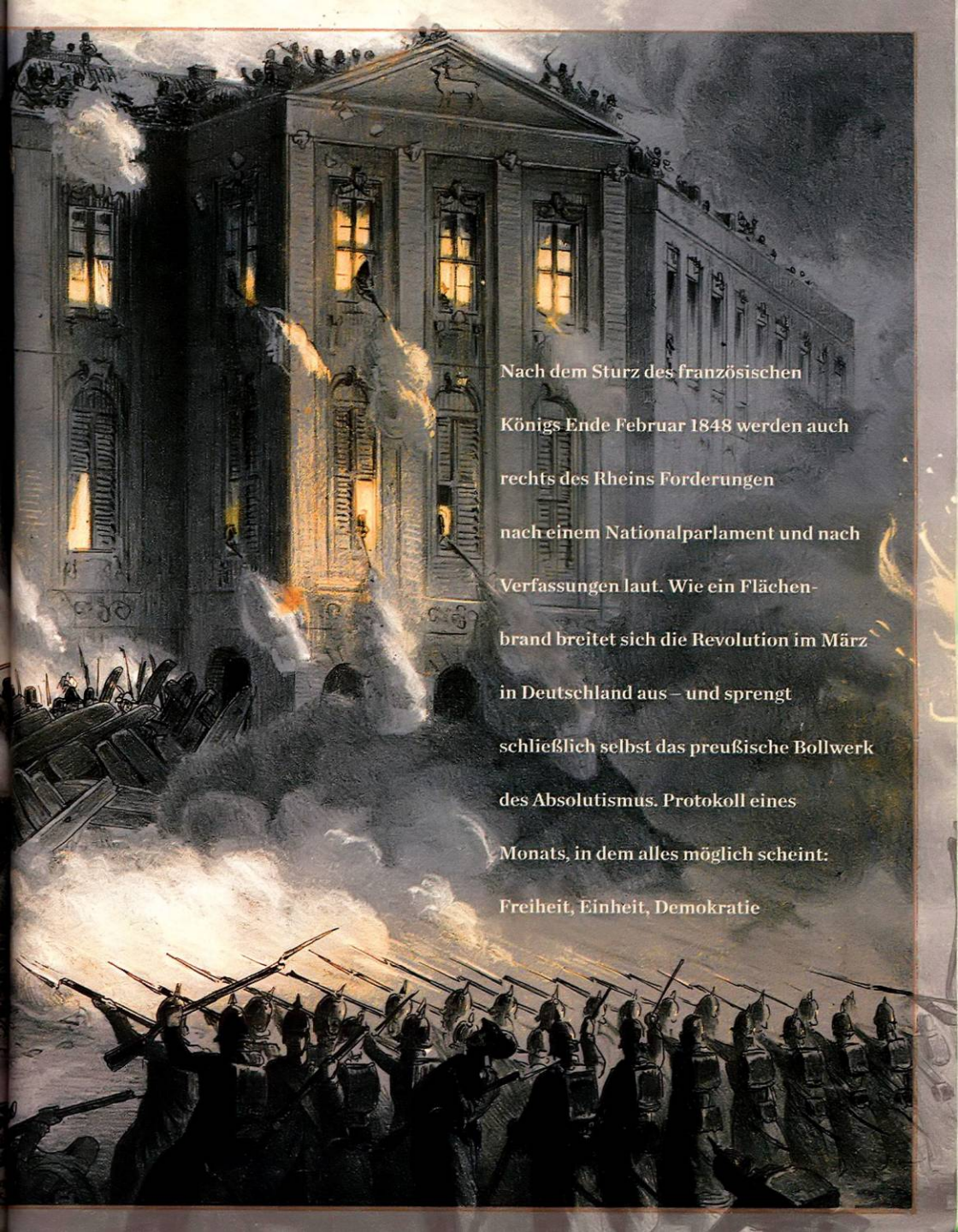
1834 lässt der Schriftsteller Ludwig Tieck in Gegenwart seiner Frau eine Büste von sich anfertigen. Ausgerechnet ein geadelter Hofmaler hält die Szene fest: Carl Christian Vogel von Vogelstein

KAMPF

um Berlin

Am 18. März kommt es in Berlins Straßen zum offenen Aufruhr. Wie hier am Alexanderplatz verschanzen sich insgesamt wohl mehr als 5000 Aufständische hinter Barrikaden aus Brettern, Wagen und Fässern (zeitgenössische Darstellung)





Nach dem Sturz des französischen Königs Ende Februar 1848 werden auch rechts des Rheins Forderungen nach einem Nationalparlament und nach Verfassungen laut. Wie ein Flächenbrand breitet sich die Revolution im März in Deutschland aus – und sprengt schließlich selbst das preußische Bollwerk des Absolutismus. Protokoll eines Monats, in dem alles möglich scheint: Freiheit, Einheit, Demokratie

Am Ende des Jahres 1847 erscheint das Machtgefüge in Europas Mitte wie erstarrt. Seit 32 Jahren verteidigen Österreich, Preußen und Russland – verbündet in der „Heiligen Allianz“ – die gottgegebene Ordnung ihrer Reiche mit eisernem Griff gegen jede Veränderung. Sie haben das Verlangen der Völker nach Verfassungen und Reformen ignoriert, die Schriften der Opposition zensiert, aufmüpfige Untertanen in Kerker gesperrt.

An den Grenzen der Allianz aber lodern Brände auf, deren Funken bis ins Zentrum Europas stieben und die reaktionären Staaten in Flammen setzen werden.

In der Schweiz erkämpfen die Menschen im November 1847 in einem blitzartigen Bürgerkrieg gegen einen Bund katholisch-konservativer Kantone einen freiheitlichen Bundesstaat. In Nord- und Mittelitalien erheben sich Liberale und Demokraten gegen die Fremdherr-

schaft Österreichs. Und in Frankreich, dessen Bevölkerung nach einer Agrar- und Wirtschaftskrise unter steigenden Preisen und Arbeitslosigkeit leidet, fordern Arbeiter, Studenten und Handwerker von ihrem König freie Wahlen.

Am 24. Februar 1848 stürzt die Opposition in Paris König Louis Philippe und ruft die Republik aus, der Monarch flieht.

So ist der Boden bereitet für ein Drama, welches das Jahr 1848 zu einem der erstaunlichsten in der Geschichte der Deutschen machen wird. Nie zuvor haben sich Menschen in Preußen, Hessen und Sachsen, in Württemberg, Bayern und Baden zugleich gegen ihre Herrscher erhoben. Nun, im März 1848, erschüttert eine Welle von Aufständen Deutschland – diesen Bund aus Königreichen, Fürstentümern, Freien Städten.

In den Residenzstädten der Herrscher versammeln sich Tausende zum Protest, Bauern bestürmen die Schlösser ihrer Feudalherren. Wie ein Naturereignis bricht der Aufstand los, überraschend, ungesteuert, überwältigend.

Ein Kaiser, mehrere Könige sowie zahlreiche Herzöge müssen da um ihre Ländereien fürchten, und für eine historische Sekunde scheint vieles möglich: Demokratie, Freiheit, nationale Einheit.

Aber dann verspielen die Aufständischen fast alles. Weil sie im entscheidenden Augenblick zögern, die Macht an

sich zu reißen – und weil eine Mehrheit den radikalen Wandel fürchtet. Die alten Regimes erstarken, die Gekrönten können sich mit Zugeständnissen und Winkelzügen retten.

Und so sind die Jahre 1848 und 1849 zugleich zwei der tragischsten der deutschen Geschichte. Nicht Gründungsjahre der ersten gesamtdeutschen Demokratie, sondern Beginn von neuerlicher Repression, staatlicher Bevormundung und von Untertanengeist.

MONTAG, 28. FEBRUAR. Wer in Berlin politische Neuigkeiten erfahren will, der liest keine Zeitungen – jedenfalls nicht die preußischen Blätter. Die staatlich gesteuerte „Allgemeine Preussische Zeitung“ etwa oder die liberale „Vossische Zeitung“ werden von Zensoren überwacht. Deshalb können sie Nachrichten oft erst nach 24 Stunden veröffentlichen. Und Kritik äußern ihre Autoren allenfalls zwischen den Zeilen.

Ausländische Journale können die Zensoren vor dem Druck dagegen nicht kontrollieren (gleichwohl ziehen preussische Beamte mitunter allzu kritische Zeitungen aus dem Verkehr). Wer sich informieren will, greift zu einem Blatt, das außerhalb Preußens gedruckt wurde. Sucht eines der mehr als 50 Lesekabinette auf, etwa die „Berliner Zeitungshalle“ an der Jägerstraße, die knapp 500 Tages- und Wochenzeitungen führt.

Oder geht in ein Kaffeehaus, in dem Zeitungen des In- und Auslands ausliegen: ins „Kranzler“ Unter den Linden, bevorzugt von Diplomaten; in das „Giovannoli“ an der Charlottenstraße, Treffpunkt der Beamten; das „Stehely“ am Gendarmenmarkt, das vor allem Literaten frequentieren.

Doch nun, Ende Februar, sind seit Tagen nirgendwo in Berlin neue Blätter aus Paris eingetroffen, niemand weiß, wie die Dinge dort stehen.

Zuletzt hieß es in Brüsseler und Kölner Extrablättern, das Volk von Paris türme Barrikaden auf, der dortige Aufstand dauere an; die Rebellen hätten Eisenbahngleise aufgerissen, um das Heranrücken von Truppen zu verhindern.

In den Berliner Cafés und öffentlichen Leseräumen wie diesem liegen Hunderte Zeitungen aus. Ende Februar 1848 erfahren die Bürger so vom Umsturz in Paris





Der Prachtboulevard Unter den Linden, hier der Blick auf die Kuppel des Stadtschlösses, täuscht über die Not hinweg, die 1848 in Berlin herrscht: Im Jahr zuvor haben Truppen Hungerunruhen niedergeschlagen

Seither ist der Postweg nach Berlin unterbrochen. Mehr Neugierige denn je warten in Berlins Kaffeehäusern und Lesekabinetten auf Nachrichten.

Erst an diesem Montag meldet ein Extrablatt der „Allgemeinen Preussischen Zeitung“, König Louis Philippe habe abgedankt. Um 14 Uhr verbreitet sich die Nachricht, die Aufständischen in Paris hätten die Republik ausgerufen, der Monarch sei gestürzt.

Die Menschen belagern die Lesekabinette, reißen sich die Zeitungssseiten aus den Händen. Wer ein Blatt erwischt, muss auf einen Stuhl steigen und den Umstehenden laut vorlesen.

Und dann beginnen die Berliner über ihre eigene Lage zu debattieren – so befreit, wie sie es nie zuvor gewagt haben. Sie halten einander Vorträge über Barrikadenbau, und trotz der Polizeispitze senkt niemand mehr die Stimme.

Auch nicht der Jurastudent Paul Boerner: Der 19-Jährige lebt erst seit wenigen Monaten in Berlin, wohl kaum jemand kennt ihn in den Zirkeln der Café-Literaten und Publizisten. Aufgewachsen ist der schlaksige Jüngling in

Provinzstädtchen Pommerns und Brandenburgs. Dort las er zuweilen auch die Verse freiheitlicher Dichter. Und nun ziehen ihn die Ereignisse in ihren Bann wie so viele in Berlin.

Jeden Tag ist Boerner zuletzt ins „Stehely“ geeilt, gespannt auf Neuigkeiten aus Paris. „Mich hielt es nicht in der Stube, ich musste hinaus in die Winterkälte und bis zur Ermüdung fort und fort gehen, um nur mein Blut zu beruhigen, mein Herz“, schreibt er später in seinen Erinnerungen. „Die ganze Welt hätte ich umarmen können und jedem zurufen: Nun werden wir auch frei!“

NUR ETWA 800 METER müsste Paul Boerner vom „Stehely“ in östliche Richtung marschieren, um zum Stadtschloss des preussischen Königs Friedrich Wilhelm IV. zu gelangen. Oft genug schon hat Boerner nachts den Platz davor überquert, erbittert über den verschwenderischen Lichterglanz, den Prunk der Hofbälle und die festlichen Karossen: Wie kann der König die Not im ganzen Land vergessen?

Tatsächlich hat der 52-jährige Monarch erst einige Stunden vor seinen Untertanen von dem Umsturz erfahren – aus einer Depesche, die von Boten und

durch optische Telegraphen mit Winksignalen aus Paris übermittelt wurde. „Der Satan ist wieder los“, war seine erste Reaktion. Kaum ein Monarch stemmt sich energischer gegen den revolutionären Geist der Epoche, gegen das Erbe von 1789, gegen Parlamente, Verfassungen, Liberalismus, Säkularisierung.

Traumatisiert hat ihn 1806 als Kind die Besetzung Berlins durch Napoleon, als das preussische Königshaus nach Memel in Ostpreußen fliehen musste. Tief saß fortan sein Hass auf alles Französische und die „Revolution“.

Sein Preußen soll ein Bollwerk des Absolutismus sein. Auch jetzt denkt Friedrich Wilhelm nicht an Zugeständnisse oder Reformen. Vielmehr entsendet er sofort einen Diplomaten nach Wien. Denn die beiden größten Mächte des Deutschen Bundes und Garanten der Restauration rechnen mit einem Angriff des revolutionären Frankreich.



Preußens König Friedrich Wilhelm IV.
verweigert soziale und politische Reformen.
Erst als Tausende im März 1848 demonstrieren, macht er Zugeständnisse

Seit 1840 regiert Friedrich Wilhelm über Preußen. Anfangs knüpften auch Liberale große Hoffnungen an ihn. Der belebte, kurzsichtige Mann mit der hohen Stirn gilt als intelligent, aber auch als schwankend in seinen Stimmungen und redselig. Er umgibt sich gern mit Gelehrten, ist ein Mäzen der Künste und wirft selbst Abertausende Architekturskizzen aufs Papier, beherrscht viele Sprachen, mischt sogar Begriffe aus dem Sanskrit in sein schillerndes, atemloses Alltagsdeutsch.

Doch die gemütvollte Fassade des Königs täuscht, Friedrich Wilhelm IV. ist ein Ideologe.

Kaum im Amt, erließ er zwar eine Amnestie für politische Gefangene und lockerte die Zensur. Doch erschrocken über die Flut von Artikeln, in denen demokratisch gesinnte Publizisten daraufhin die Zustände in Preußen kritisierten und eine Verfassung einforderten, nahm der König die Zugeständnisse rasch wieder zurück.

Und ließ ältere Zensurbeschlüsse verschärfen: Nicht nur Bücher, Broschüren und Zeitungen müssen vor dem Druck eingereicht werden, sondern seit 1843 auch Karikaturen. Polizisten und Spitzel fahnden nach verbotenen Büchern.

Es gibt in Preußen keine Versammlungs- oder Vereinigungsfreiheit; Behörden gängeln die Wissenschaftler an den Universitäten. Der Staat duldet die vie-

len Geselligkeits- und Bildungsvereine nur, wenn sie politische Themen meiden. Als sich Ende 1846 eine „Bürgergesellschaft“ gründet, um über Berlins Probleme zu diskutieren, verbietet der Polizeipräsident den Verein. Dennoch treffen sich Interessierte in öffentlichen Versammlungen, und die Behörden erkennen, dass sie ihren Kurs nicht bedingungslos durchsetzen können.

Schon Friedrich Wilhelms Vater hat seinen Untertanen mehrmals eine Verfassung versprochen, doch nichts ist geschehen. Während sich die meisten Fürstentümer des Deutschen Bundes zu Verfassungsstaaten gewandelt haben und manche ihren Bürgern in gewählten Kammern ein wenig Mitsprache gewähren, gibt es in Preußen keine Konstitution und lange Zeit kein Landesparlament.

Bis geplante Großinvestitionen für den Eisenbahnbau Friedrich Wilhelm im Frühjahr 1847 zwingen, den „Vereinigten Landtag“ einzuberufen; einen Zusammenschluss der Ständevertretungen aus den acht preußischen Provinzen. Ohne diese Versammlung kann der Monarch keine Kredite aufnehmen.

Bei der Eröffnung des Landtags erklärte der König unumwunden, „dass es keiner Macht der Erde je gelingen soll, mich zu bewegen, das natürliche Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln“. Ein paar Monate später löst er die Versammlung wieder auf.

Friedrich Wilhelm sehnt sich in die von ihm romantisch verklärte Welt des Mittelalters zurück, in der Untertan und Herr durch einen heiligen Treuebund einander gegenseitig verpflichtet waren.

Der fromme Protestant ist tief durchdrungen vom Glauben an die sakrale Würde seines Amtes, sieht sich als „geheilte Person“. Das Gottesgnadentum seiner Krone will er nicht durch eine geschriebene Verfassung profanieren lassen; vielmehr soll der König seine Untertanen wie „unmündige Kinder leiten“ und „Entartete züchtigen“.

So stellt sich der Hohenzoller taub gegen die Forderungen der Zeit, ignoriert politische und soziale Spannungen. Und wohl nirgendwo in Deutschland sind in der Frühjahr 1848 sichtbarer als in Berlin.

INMITTEN SANDIGER ÄCKER und Heidelandschaften liegt die preußische Hauptstadt, umfasst von einer 14,5 Kilometer langen Zollmauer. Fast drei Stunden würde es dauern, die Metropole an ihrer größten Ausdehnung zu durchwandern. Und doch vermag sie die vielen Menschen kaum noch zu fassen.

Denn Berlin ist in den Jahrzehnten zuvor stärker gewachsen als jede andere Metropole auf dem Kontinent. Inzwischen zählt die Stadt über 400 000 Einwohner – mehr als doppelt so viele wie noch zu Beginn des Jahrhunderts.

Wer sich ihr durch die Parkanlagen des Tiergartens nähert und ganz im Westen durch das Brandenburger Tor betritt, vor dem öffnet sich der 50 Meter breite Prachtboulevard unter den Linden, auf den im Sommer der Schatten einer doppelten Baumallee fällt: Dort steuern livrierte Kutscher vornehme Equipagen über das Pflaster, rollen unentwegt Droschken und Pferde-Omnibusse. Zu beiden Seiten liegen Adelspaläste, elegante Geschäfte und Kaffeehäuser, in denen Gesandtschaftsattachés und Gardeleutnants Eis, Biskuits und Champagner genießen.

„Nicht leicht mag man so viel glänzende und herrliche Gebäude zusammen finden als auf diesem Raume“, ist 1846 in Karl Baedekers „Handbuch für Reisende in Deutschland“ zu lesen. Und wenn abends die Gaslaternen erglimmen und die Fassaden der „Linden“ hell erstrahlen lassen, mischen sich Prostituierte in Seidenkleidchen und Federhut unter die Passanten; Tausende soll es in Berlin geben.

Abseits des Prachtboulevards und seiner noblen Seitenstraßen liegen die Wohnviertel der Handwerker, Tagelöhner und Bettler. Sie sind eng bebaut, zu-

meist säumen monotone Häuserreihen die Straßen, von Spekulanten erbaut, um möglichst viel Miete einzunehmen.

Im Sommer steht die Luft feucht und schwül in dunklen Hinterhöfen, steile Treppen winden sich in den Seitenhäusern hinauf. Nicht selten bewohnt etwa ein Schneidermeister mit seiner Familie ein einziges Zimmer, das ihm und seinen Gesellen tagsüber als Werkstatt

und Egells sind die beiden einzigen Großunternehmen Berlins, sie fertigen Lokomotiven und Dampfmaschinen.

Doch noch immer arbeiten viel mehr Menschen in Wollmanufakturen, Spinnereien, Seidenbandfabriken und Kattundruckereien, in kleinen chemischen Fabriken, Zuckersiedereien, beim Bau von Häusern, Straßen und Eisenbahnstrecken oder als Selbstständige.

Die Geschäfte gehen nicht gut: Drei Viertel aller Handwerksmeister sind von der Gewerbesteuer befreit, weil sie zu wenig Geld einnehmen. 30 000 Berliner leben von der Armenfürsorge, tatsächlich vegetieren aber mehr als doppelt so viele am Existenzminimum. 10 000 Obdachlose frieren bei Schnee, Regen und Wind auf den Straßen. Kinder betteln oder ziehen von Bierstube zu Bierstube, um für paar Groschen Schwefelhölzer, Seife oder Bilderbögen zu verkaufen.

Und so fürchtet etwa ein Viertel aller Berliner Familien 1848 den Hunger, weil die Erwachsenen keine regelmäßige Arbeit haben. Eine Missernte würde genügen, um noch mehr Menschen ins Elend zu stürzen.

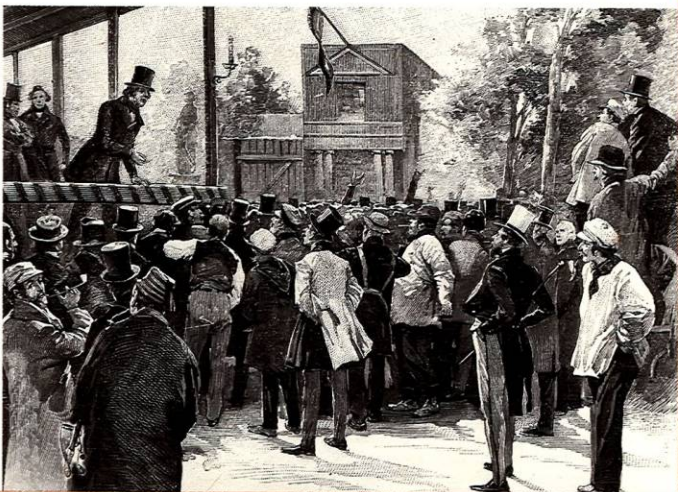
Geringe Erträge haben schon im Frühjahr 1847 die Preise für Getreide aufs Doppelte, die für Kartoffeln sogar aufs Drei- bis Vierfache steigen lassen.

Im April hat sich die Wut auf einem der Wochenmärkte entladen: Hausfrau-

DER KÖNIG MERKT NICHT, WIE ERNST DIE LAGE FÜR IHN IST

dient. Arbeiter zwingen sich abends auf eine gemietete Schlafstelle, oft hoch oben unter dem Dach.

Etwa 80 Prozent der Bewohner leben in solchen Behausungen – darunter die gut 3000 Fabrikarbeiter, die sich täglich zu Fuß auf den Weg zum Oranienburger Tor machen. Jenseits der Stadtmauer rauchen die Schornsteine einiger Maschinenfabriken; die Firmen Borsig



Der Aufruhr in Berlin beginnt unblutig – und vor den Toren der Stadt: Am 7. März fordern erstmals Redner im Tiergarten Pressefreiheit und ein nationales Parlament



Von Paris springt die Revolution zuerst auf Baden über. Dort kämpfen Freischärler für eine Republik – bis sie am 27. April von Regierungstruppen geschlagen werden

schen in einer Aula versammelt, darunter bekannte Demokraten und Liberale. Die Menge verabschiedete eine Petition an die zweite, bürgerlich dominierte Parlamentskammer in Karlsruhe.

Ihre Forderungen: Volksbewaffnung mit freier Wahl der Offiziere (um dem Heer des Fürsten etwas entgegenzusetzen), Pressefreiheit, Schwurgerichte nach englischem Vorbild, Wahl eines bundesdeutschen Parlaments.

An diesem Dienstag kündigt die badi-sche Regierung an, rasch Pressefreiheit, Geschworenengerichte und Bürgerbe-waffnung zu gewähren.

Zeitungen und Flugblätter verbreiten die Mannheimer Petition in Süddeutsch-land, von dort dehnt sich die Unruhe nach Norden und Osten aus, erfasst nach und nach sämtliche deutsche Mittel- und Kleinstaaten. Überall erheben die Menschen nun ähnliche Forderungen.

Im Schwarzwald bewaffnen sich Bauern mit Äxten und Sensen, ziehen vor die Herrenhäuser der Großgrund-besitzer und fordern die Befreiung von Feudalabgaben.

Sie stürmen Amtshäuser, ver-brennen Schulbücher, misshan-deln Beamte, die das Spinngeld, den Fischfangzins, das Weggeld und viele andere Zwangsgelder eintrei-ben. Im württembergischen Nieder-setten legt eine Menge Feuer an das Schloss des Fürsten, in Hechingen zwingen Bauern den Standesherrn, auf die ihm zustehenden Abgaben zu verzichten. Auch im Herzogtum Nassau retten sich Regenten nur durch ähnliche Zugeständnisse.

FREITAG, 3. MÄRZ. Nachdem be-reits am Vortag das Herzogtum Nassau und das Königreich Württemberg einen Teil der „Märzforderungen“ erfüllt ha-ben, beschließt der Frankfurter Bundes-tag – ein ständiger Gesandtenkongress der Staaten des Deutschen Bundes –, es sei jedem Mitglied freigestellt, die Pres-sefreiheit einzuführen. Bis dahin war

en schlitzen Säcke auf und stahlen Kar-toffeln, die Menschen stürmten Bäcke-reien und Fleischerläden, hielten vor-nehme Kutschen an, warfen bei Kaffee-häusern Fensterscheiben ein.

Am nächsten Tag strömten die Mas-sen zum Alexanderplatz. Einige riefen sogar nach der Revolution – doch an den Sturz der Hohenzollernmonarchie dachte wohl niemand. Abends trieb Kavallerie die Menge auseinander.

Und da zur gleichen Zeit von England her eine Wirtschaftskrise den Kon-tinent ergriff, mussten Textil- und Maschinenbaufabriken ihre Pro-duktion drosseln, verloren viele Menschen in Berlin ihre Arbeit; im Herbst 1847 zogen immer mehr Bettler auf den Straßen umher.

Zwar sind die Kartoffelpreise seither wieder gesunken, doch wird die Not immer größer. Auch weil jeden Tag neue Zuwanderer an-kommen: Tagelöhner, Handwerks-ge-sellen, Abenteurer, Gescheiterte, Kleinkriminelle. Die Armut treibt sie aus der Provinz in die Stadt, wo sie den Konkurrenzdruck und das Elend nur noch verschärfen.

Wer die Augen vor der Misere der Menschen nicht verschließt, ahnt, dass die Zeit für Reformen drängt. Doch Friedrich Wilhelm IV. ist oft abwesend, verbringt diese Monate mit ausge-dehnten Reisen, Truppeninspektionen und Jagden.

Und in Preußen gibt es kein Ventil für den Unmut. In einem privaten Brief klagt ein Professor der Universität, es sei „alles Vertrauen und alle Achtung gegen die Regierung verschwunden, und so kann es nicht lange mehr bleiben, wenn der Staat nicht in seinen Grundfesten untergraben werden soll“.

DINNSTAG, 29. FEBRUAR: Auch einen Tag nach Eintreffen der Meldungen aus Paris bestürmen Neugierige die Berli-

DAS AUSRÜCKENDE MILITÄR ENT- FACHT DEN ZORN DES VOLKES

ner Lesekabinette. Aber es bleibt ruhig auf den Straßen und Plätzen und in den Fabriken.

In den folgenden Tagen lesen die Ber-liner in auswärtigen Zeitungen, dass der Pariser Zündfunke auf den Südwesten Deutschlands überggesprungen ist.

In Mannheim, im Großherzogtum Baden, hat sich die Nachricht vom Um-sturz schon am Sonntag verbreitet; tags darauf haben sich mehr als 1000 Men-

der Bundestag ein verlässliches Werkzeug der Repression; jetzt sieht er sich erstmals zu Konzessionen gezwungen.

DIENTAG, 7. MÄRZ. Preußens König sieht auch nach dem Beschluss der Frankfurter offenbar keinen dringenden Anlass, die Zensur aufzuheben: In Berlin sind noch keine revolutionären Parolen zu hören – obwohl seit der Nachricht aus Paris über eine Woche vergangen ist.

Doch am Abend strömen 600 Menschen in den Tiergarten: Handwerker, Kaufleute, Künstler, Studenten, Gelehrte. Dort haben bereits am Vorabend einige Studenten sowie Schüler der Gewerbe- und Kunstakademie über eine Petition beraten: Außerhalb der Stadtmauer fühlten sie sich sicher vor der Berliner Polizei.

Auch Paul Boerner marschiert an diesem Tag an den Wachen beim Brandenburger Tor vorbei in den Tiergarten, euphorisiert und voller Anspannung. Endlich geschieht etwas in Berlin.

Die meist jungen Männer steigen in einem Versammlungssaal auf eine improvisierte Tribüne, vier Stunden dauert die Aussprache, dann verabschiedet die Menge eine „Adresse“ an den König.

Gefordert werden unter anderem: „unbedingte Pressefreiheit“, „vollständige Redefreiheit“, „freies Versammlungs- und Vereinigungsrecht“, „gleiche politische Berechtigung aller, ohne Rücksicht auf religiöses Bekenntnis und Besitz“ sowie eine „allgemeine deutsche Volksvertretung“.

Sämtliche Forderungen sind als „Wünsche“ deklariert. Und der Text schließt devot „in tiefster Untertänigkeit gegen Ew. Majestät“. Doch niemand wagt, die Resolution dem König direkt zu überbringen, obwohl es zum Stadtschloss nur etwa zwei Kilometer sind.

So lassen lediglich einige Männer die Petition drucken und an öffentlichen Orten zur Unterschrift auslegen (mehr als 6000 Berliner setzen binnen dreier Tage ihren Namenszug darunter).

Immerhin: Das ist ein Anfang. Paul Boerner kehrt mit der schweigenden Masse in die Stadtmauern zurück, in

gehobener Stimmung, aber nervöser Erwartung der kommenden Ereignisse.

Zwei Tage später kommen bereits fast 4000 Menschen in den Tiergarten, obwohl es kalt ist und der Versammlungssaal nur 800 Zuhörer fasst. Und noch immer ist unklar, wie die Adresse zu Friedrich Wilhelm gelangen soll.

Natürlich sind die Treffen den Spitzeln nicht verborgen geblieben. Polizeipräsident Julius Freiherr von Minutoli hat persönlich einige Wortführer gewarnt: Sollten sie versuchen, ihren Text dem König zu überbringen, werde die Polizei es verhindern, und wenn dabei Blut fließe. Man möge die Petition doch einfach per Post ins Schloss senden. Das aber ist für die Männer inakzeptabel.

Die Menge im Tiergarten stimmt ab, und eine Mehrheit ist dafür, die Adresse der Stadtverordnetenversammlung zu übergeben, die gerade eine eigene Petition ausarbeitet. Damit gibt Berlins erste revolutionäre Volksversammlung ihre eigenen Forderungen aus der Hand.

SAMSTAG, 11. MÄRZ. Um 9:00 Uhr gibt es eine öffentliche Sitzung der Berliner Stadtverordnetenversammlung im Cöllnischen Rathaus in der Breiten Straße, gut 300 Meter südlich vom Stadtschloss. Der Saal sowie der Flur und die Treppe davor sind mit Zuhörern überfüllt, die Türen bleiben geöffnet.

Im Saal sitzen die 102 Abgeordneten des Kommunalparlaments. Sie sind kaum mehr als eine Honoratiorenversammlung, die zwar den Magistrat und den Kandidaten für das Amt des Oberbürgermeisters bestimmt, aber den Polizeipräsidenten, der die Stadt de facto regiert, nicht zu kontrollieren vermag. Er ist dem preußischen Innenminister unterstellt – und kann dem Magistrat Anweisungen geben.

Gewählt wird die Stadtverordnetenversammlung von kaum sieben Prozent der Berliner – von Männern, die über Hauseigentum oder ein Jahreseinkommen von mindestens 200 Talern verfügen. So ist sie ohne demokratische Legitimation und ohne echte Macht.

Nach anderthalbstündiger Debatte beschließt die Versammlung eine eigene Petition, sanft im Ton und mit moderaten Forderungen. Eine Delegation unter Führung von Oberbürgermeister Heinrich Wilhelm Krausnick will die Adresse am Montag dem König persönlich überbringen.

Mit großer Mehrheit lehnt es die Versammlung ab, die Tiergarten-Adresse mit zu überreichen. Auf den Tribünen erhebt sich Lärm und Protest, doch dann gehen die Menschen friedlich auseinander. Bei vielen ist die Angst vor dem radikalen Protest des „Pöbels“ gewachsen – die Unruhen aus dem

Am 18. März zeigt sich Friedrich Wilhelm kurz der Volksmenge vor seinem Stadtschloss, dann räumen Soldaten den Platz. Als Schüsse fallen, bricht die Revolte los



Frühjahr 1847 sind ihnen in schlechter Ernährung.

In diesen Tagen verschärft sich noch einmal die wirtschaftliche Krise, die ganz Europa erfasst hat. An der Berliner Börse sinken die Kurse, Unternehmer stornieren Aufträge. Das Maschinenbauunternehmen Borsig entlässt bis Mitte März ein Drittel seiner 1200 Arbeiter, auch Manufakturen und Handwerksbetriebe kündigen.

Zu diesem Zeitpunkt sind 5000 bis 6000 Berliner Gesellen und Arbeiter ohne Beschäftigung.

MONTAG, 13. MÄRZ. Der erste schöne Frühlingstag. Spaziergänger flanieren Unter den Linden, ziehen durchs Brandenburger Tor hinaus in den Tiergarten, wo ein Zoo, Blumengärten und Kaffeehäuser locken. Auch viele Handwerksge-
sellensind auf den Straßen unterwegs; wem noch nicht gekündigt wurde, der macht am „blauen Montag“ frei.

Seit dem frühen Morgen ist an vielen Orten Berlins Militär aufgezo-
gen; in den Innenhöfen des Stadtschlusses bringen Soldaten Kanonen in Stellung.

Als am Vormittag die Abordnung mit Oberbürgermeister Krausnick im Schloss eintrifft, teilt ein Hofbeamter kurzerhand mit, der König könne sie nicht empfangen. Er sei jedoch bereit, die Adresse am Tag darauf in einer Audienz entgegenzunehmen.

Damit geben sich die Männer zufrieden und kehren um.

Unterdessen kommen im Tiergarten weit mehr als 10 000 Menschen zusammen. Es hat sich herumgesprochen, dass die Stadtverordneten es abgelehnt haben, die hier kürzlich verabschiedete Adresse zu überreichen.

Einige Initiatoren der Petition sind daraufhin zusammengetreten – und haben beschlossen, die Adresse einfach fallen zu lassen: Mutlos geben die Männer ihre Forderungen preis, eingeschüchtert durch den Militär- und Polizeiparapparat. Im größten deutschen Staat scheint die Protestbewegung zu verpuffen.

Doch an diesem Tag ist irgendetwas anders.

Während nach 18 Uhr immer mehr Soldaten demonstrativ in den Straßen Berlins Aufstellung nehmen, strömen die Menschen in den Tiergarten – viele rechnen mit einer neuen Kundgebung.

Der Versammlungssaal füllt sich weiter; gegen Abend vor allem mit Handwerkern und Arbeitern – jenen Berlinern, die am stärksten von der Wirtschaftskrise betroffen sind und die am wenigsten zu verlieren haben.

DIE BERLINER FÜHLEN SICH VON IHREM KÖNIG VERRATEN

Ihre Reden klingen radikaler. Sie fordern Arbeit, niedrige Steuern, bejubeln die „französische Bewegung“. Doch eitle Teilnehmer die Empörung, dass Berlins Zeitungen noch immer zensiert werden, während in vielen anderen deutschen Ländern Fürsten und Monarchen die Pressefreiheit zugestanden haben.

Nach 19 Uhr zieht die Masse durchs Brandenburger Tor zurück. Abdrucke einer neuen Petition gehen von Hand zu Hand; einige Arbeiter haben sie verfasst, sie fordern ein Arbeitsministerium.

Das Volk schiebt sich die „Linden“ hinunter, wo überall Militär postiert ist, gelangt am Ende des Prachtboulevards zum großen Platz vor dem Stadtschloss.

Die Stimmung ist geladen, so empfindet es Paul Boerner: „Eine schwüle Gewitterluft lag über Berlin, jeden Augenblick, glaubte man, müsste der Blitz herniederfahren“, schreibt er später.

Plötzlich kesseln Kürassiere die Menge ein, hauen mit Säbeln Männer und Frauen nieder. Infanteristen misshandeln Passanten mit Gewehrkolben und Bajonetten. Viele sinken blutend aufs Trottoir nieder, ein junger Mann stirbt an einer Stichverletzung. Der erste Tote.

Nun ist klar, dass es das Militär ernst meint. Auf die Attacke hat Prinz Wil-

helm von Preußen gedrängt, der jüngere Bruder des Königs. Billigt Friedrich Wilhelm das Vorgehen? Fest steht: Seine konservativen Berater halten ihn für willensschwach, vermissen eine konsequente harte Hand. Friedrich Wilhelm ist ein Getriebener in diesen Tagen – und wankelmütig. Am Wochenende zuvor etwa hat der König erkannt, „dass eine Proklamation ‚an mein Volk‘ unumgänglich ist“, sich bislang aber nicht an seine Untertanen gewandt.

Dieser Abend am Schloss ist ein Wendepunkt. Der Angriff empört Arbeiter und Bürgerliche gleichermaßen, eint sie in der Wut auf den Militärapparat.

Verlief die Protestbewegung in Berlin bis dahin zurückhaltender als anderswo, so sind viele jetzt zum Widerstand entschlossen.

DIENSTAG, 14. MÄRZ, 14 UHR. Im Schloss empfängt Friedrich Wilhelm Oberbürgermeister Krausnick und nimmt die Adresse der Stadtverordneten entgegen. Der König zeigt sich unbeeindruckt, lobt seine Untertanen. Es sei „aner kennenswert“, dass in einer Stadt von solcher Größe, „in der es an reichlichen Elementen der Unruhe“ nicht fehle, die Ordnung nicht erheblich gestört sei. Selbst der gestrige Abend könne dieses Anerkenntnis nicht wesentlich trüben.

Noch immer sieht er sich als strenger, aber gütiger Patriarch. Die geforderte Einberufung des Vereinigten Landtages sei bereits für den 27. April beschlossen, über alles Weitere müsse das Ständeparlament beraten.

Friedrich Wilhelm spielt auf Zeit. Abends geht er in die Oper an der Lindenallee. Dann reist er nach Potsdam.

Nur etwa 500 Meter von der Oper entfernt sammeln sich an diesem Abend rund um das Schloss mehrere Gruppen: Es kommt zu Pfiffen, Schmährufen und Steinwürfen gegen Militärpatrouillen.

Aufgestachelt durch Gerüchte, der „Pöbel“ wolle das Schloss besetzen, dringt plötzlich Kavallerie vor und schlägt auf Schaulustige und Passanten ein. Es gibt zahlreiche Verwundete – einige von ihnen sollen später ihren Verletzungen erliegen sein.

Offenbar haben die Herrschenden ebenso wie die Initiatoren der Resolutionen die Kontrolle über die Proteste verloren.

MITTWOCH, 15. MÄRZ. Im Laufe des Tages erreicht die preußische Hauptstadt eine kaum glaubliche Nachricht aus Wien: Klemens Fürst von Metternich, seit 27 Jahren Staatskanzler Österreichs, und den Menschen in ganz Europa verhasst als Symbolfigur der Restauration, ist wegen Massenprotesten vor zwei Tagen zurückgetreten und nach Großbritannien geflohen.

Friedrich Wilhelm erhält die Nachricht am Morgen durch einen berittenen Eilboten in Potsdam. Seine Reaktion: „Nun werd ich nach Berlin müssen, damit sie mir nicht dort auch tolle Streiche machen.“

Mit dem Banner der Freiheitsbewegung in Schwarz, Gold und Rot stellen sich Handwerker, Arbeiter, Tagelöhner dem Militär. Der Kampf um Berlin währt 20 Stunden

Österreichs Kaiser Ferdinand bewilligt an diesem Mittwoch Pressefreiheit, eine Verfassung, die Bildung einer Bürgerwehr.

Das Militär zieht sich zurück, Wien gehört den Aufständischen.

In der vornehmen Gesellschaft Berlins mit Verbindungen zum Hof raunt man sich zu, der König sei an diesem Tag „ganz bleich“, er könne „nicht essen, nicht schlafen“ und würde „laut jammern“. Offenbar ist seine Stimmung in Selbstmitleid umgeschlagen.

FREITAG, 17. MÄRZ. Eine letzte Atempause. Der Aufruf zu einer Demonstration am nächsten Tag verbreitet sich in der ganzen Stadt; einige Bürger, so heißt es, wollen dem König am Samstag eine neue Petition übergeben.

Unterdessen lässt Friedrich Wilhelm mehr und mehr Soldaten in die Stadt ziehen, viele sind in den beiden Schlosshöfen konzentriert.

Und dann entrollt sich das Stunden-drama der Berliner Märzrevolution.

SAMSTAG, 18. MÄRZ. Der Morgen beginnt hektisch. Berlins Stadtverordnete wollen eine geplante Demonstration im letzten Moment vereiteln – Preußens Innenminister hat sie dazu aufgefordert.

Am späten Vormittag eilen einige Abgeordnete mit Oberbürgermeister Krausnick in den Audienzsaal des Stadtschlosses. Auf dem Weg dorthin sehen sie, wie immer mehr Menschen auf dem Schlossplatz zusammenströmen, es mögen schon 2000 sein. Militär ist nicht auf dem Platz, doch sind die beiden Schlossportale mit Truppen gesichert.

Die Stadtverordneten wissen bereits, dass Friedrich Wilhelm zu einigen Konzessionen entschlossen ist. Er hat ein Pressegesetz unterzeichnet, das die Zensur abschafft und Meinungsfreiheit garantiert, sowie ein Patent, das den Vereinigten Landtag für den 2. April zusammenruft und in dem er sich für eine „konstitutionelle Verfassung aller deutschen Länder“ und eine „Bundesrepräsentation“ ausspricht, also ein gesamtdeutsches Parlament.



Damit folgt der Monarch zwei wesentlichen Forderungen des liberalen Bürgertums – wenn auch allein aus taktischen Gründen.

In der Audienz mit den städtischen Delegierten bekräftigt Friedrich Wilhelm seinen Sinneswandel. Gegen Mittag verlassen die Männer das Schloss; jetzt müssen sie sich schon durch fast 10 000 Menschen einen Weg bahnen zur nahen Stadtverordnetenversammlung.

Beifall rauscht auf, als sie dort von der Unterredung berichten. Die Abgeordneten umarmen sich, wollen abends die Stadt festlich illuminieren lassen.

Oberbürgermeister Krausnick lässt sofort Plakate drucken, überall in der Stadt anschlagen und unter der Menge auf dem Schlossplatz Flugblätter verteilen: Ein „auf die freisinnigsten Grundlagen sich stützendes Pressefreiheitsgesetz“ sei, „bereits unwiderruflich vollzogen“ und Seine Majestät „gegenwärtig mit der Vollziehung von Entschließungen beschäftigt, welche das Wohl des Vaterlandes auf dauernde Weise sichern werden“.

Doch die 10 000 wollen all das aus dem Munde ihres Königs hören. Immer wieder blicken sie zur Schlossplatzfassade hinauf.

Endlich, um 13.30 Uhr, zeigt sich Friedrich Wilhelm IV. auf einem Balkon. „Stürmischer, fast trunken zu nennender Jubel“ brandet auf, so ein Augenzeuge – der Dank für die angeblich gewährten Reformen. Menschen umarmen sich und weinen, in der nahen Königsstraße schaffen Arbeiter Gerüste für die Illumination am Abend herbei.

Der König beginnt zu sprechen; zum ersten Mal seit Beginn der Unruhen wendet er sich direkt an seine Untertanen. Doch er dringt nicht durch – niemand unten versteht ihn. Die Rede verhallt ungehört. Der Monarch schwenkt ein Tuch zum Gruß.

In der Menge kursiert bald auch ein Extrablatt der „Allgemeinen Preussischen Zeitung“ mit dem Wortlaut der neuen königlichen Patente und Gesetze.

Paul Boerner, der inmitten der großen Masse steht, ist unbeeindruckt: „Was kümmern in diesem Augenblick die königlichen Konzessionen, es waren leere Worte geworden, Phrasen.“

Auch andere Berliner sind skeptisch: Haben sich die Massen erst wieder beruhigt, so fürchten sie, wird der König die Reformen zurücknehmen.

Noch immer wächst die Menge an. Unter den Neuanrückmännern sind jetzt offenbar viele radikale Arbeiter und Gesellen, die die blutigen Übergriffe der königlichen Truppen nicht vergessen haben. Sie drängen auf den Platz, drücken die Vornstehenden immer weiter an die Schlossportale. Durcheinander entsteht, kleinere Tumulte, immer aggressiver wird die Stimmung.

Auf Friedrich Wilhelm, der ins Innere der Residenz zurückgekehrt ist, wirkt die Situation zunehmend „unheimlich“, wie es einem Beobachter aus seiner Entourage scheint. Die Menge lässt sich offenbar nicht mit ein paar Zusagen abfertigen. Vielleicht fürchtet der König sogar einen Sturm auf seine Gemächer.

Und so erteilt er Karl Ludwig von Prittwitz, dem Kommandeur aller Truppen in Berlin, den Befehl, den Schlossplatz zu räumen.

Wenig später reitet der General an der Spitze einer Schwadron Dragoner auf den Platz hinaus. Er lässt seine Män-

Monarchen zerstört, fühlen sich auch viele der Gutgläubigen getäuscht. Sie sind „aufgeregt bis zur rasenden Wut, knirschend, bleich, atemlos“, wie ein Chronist beobachtet.

Dann bricht die Revolution los.

Die Menschen versuchen, sich zu bewaffnen, plündern Geschäfte, stürmen Wohnhäuser und fahnden nach Pistolen oder Äxten, rüsten sich mit Mistgabeln, Schwertern oder Holzplanken aus. Überall im Zentrum brechen Menschen Kirchen auf, ersteigen die Glockentürme, um durch Sturmgeläut die ganze Stadt zu alarmieren.

In der Königsstraße halten Aufständische Droschken und Pferde-Omnibusse an und stürzen sie um; stopfen Wollsäcke sowie Balken der Brunnenverkleidungen dazwischen und errichten so in kurzer Zeit mehrere Barrikaden.

Sie reißen das Straßenpflaster auf, steigen bis zu den Dachböden der Häuser hinauf, decken einige Ziegel von den Sparren ab und postieren sich oben, um das Militär zu erwarten. Kinder und Frauen schleppen in Körben Pflastersteine hinauf.

Als Paul Boerner, bewaffnet mit einem Degen vom Fechtboden der Universität, in die Königsstraße kommt, erscheint sie fast unpassierbar. Auch der Student steigt auf einen Dachboden.

15 000 gut ausgerüstete Soldaten stehen gegen mehr als 5000 Aufständische. Einige haben nur Knüppel in den Händen oder Schwerter aus den Requisitenkammern der Theater. Wohl mehr als 80 Prozent der Rebellen sind Handwerksge-sellen, Fabrikarbeiter, Diensthofen und Handlanger. Auch einige Krämer und mittlere Beamte kämpfen, aber kaum Akademiker.

Es ist eine Erhebung ohne Anführer, ohne Organisatoren. Und nicht für die Verbesserung ihrer Einkommen, für gesunde Wohnungen und bezahlbares Brot kämpfen die Menschen, sondern für Demokratie und Freiheit. Sie haben die Ziele des Bürgertums übernommen.

Schon bald türmen sich wohl mehr als 900 Barrikaden in den Straßen. Westlich vom Stadtschloss, in der Oberwallstraße, einem breiten, von den „Linden“

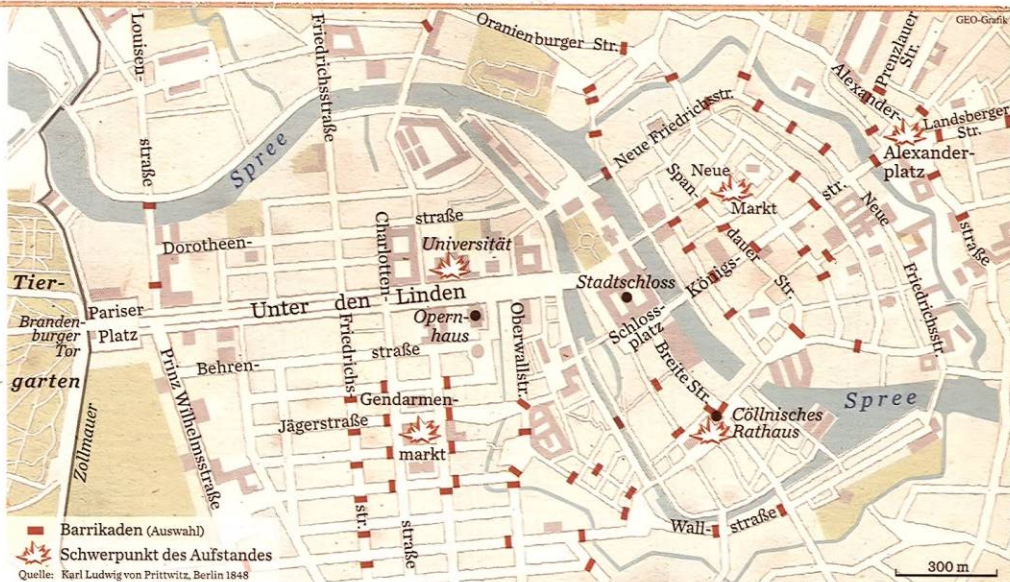
VOLLER ANGST VERKRIECHT SICH DER MONARCH IN SEINEM SCHLOSS

ner Front machen, dann schlagen sie mit ihren Säbeln auf die Menge ein.

Zugleich rücken Infanteristen im Sturmschritt aus. Plötzlich, es ist etwa 14.30 Uhr, fallen zwei Schüsse.

Die Menge stiebt auseinander. Mit dem hundertfachen Ruf „Verrat! Man schießt auf uns!“ stürzen die Menschen in die Seitenstraßen, zorn erfüllt und zur Rache entschlossen. Sofort verbreitet sich die Nachricht von der neuerlichen Attacke durch die Stadt.

Und augenblicklich kippt die Stimmung, ist das letzte Vertrauen in den



abzweigenden Boulevard, der leicht mit Artillerie zu bestreichen ist, hat das vom Schloss nachrückende Militär wenig Mühe, schon bald nach 15 Uhr einen Sperrwall zu stürmen.

Nach 16 Uhr marschiert Militär auf die Königsstraße vor. Dampffringen die Geräusche der Kartätschen bis zu Paul Boerner hinauf: „In den engen Gassen hallte das Feuer furchtbar wieder, eisig drang mir das Blut zum Herzen, als nun Salve auf Salve in immer größerer Nähe zu hören war.“

Unten auf der Straße sinken Barrikadenkämpfer zu Boden, werden von Kartätschensplittern zerrissen. Wohl mehr als eine Stunde dauert die Kanonade an. Dann ist der Wall sturmreif geschossen. Infanterie rückt vor. Der Straßenkampf beginnt. Die Verteidiger schießen aus Fenstern, werfen Steine von den Dächern. Schließlich aber nehmen die überlegenen Angreifer Haus um Haus.

Boerner will vom Dachboden ins Freie fliehen, ist aber zu langsam, schafft es nicht mehr bis ins Erdgeschoss.

Und so dringt der Student in eine Wohnung ein, schlüpft in einer Kammer unter die Decke eines Himmelbetts.

Peinlich, ausgerechnet so aufgegriffen zu werden.

Dann hört er Stiefelschritte, jemand betritt das Zimmer, sieht sich offenbar um. „Endlich, endlich ging die Tür wieder zu, die Soldaten verließen das Zimmer, ich hörte sie die Treppe hinuntergehen, die Haustür wurde wieder geschlossen – da, ein langer, tiefer Atemzug, ich war gerettet.“

Als Boerner sich nach draußen wagt, blickt er im Schein des Vollmonds auf eine mit Steinen übersäte Straße. Überall Gewehrsalven und Artilleriedonner. Im Nordwesten steigt Rauch auf. Dort haben Arbeiter die Wagenhäuser der Artillerie in Brand gesetzt. Das Feuer lodert die ganze Nacht, untermalt vom Sturmgläut Dutzender Kirchenglocken.

Der Tumult ist auch in den königlichen Gemächern zu hören. Friedrich Wilhelm wirkt seit dem Ausbruch der Kämpfe wie erstarrt.

Ein Vertrauter beschwört den König, das Feuer einzustellen. Aber dessen jüngerer Bruder Wilhelm tritt dazwischen: „Nein, das soll nicht geschehen, nimmermehr! Eher soll Berlin mit allen seinen Einwohnern zu Grunde gehen. Wir müssen die Aufrührer mit Kartätschen zusammenschießen!“

Der Prinz ist der entschiedenste Scharfmacher am Hof.

Rund 900 Barrikaden errichten die Berliner Revolutionäre. Am härtesten sind die Kämpfe östlich des Schlosses – so in der Königsstraße und am Alexanderplatz, der uneinnehmbar bleibt

Zur gleichen Zeit verladen Diener kostbaren Besitz des Königs auf Spreekähne; im Schlosshof stehen gepackte Reisewagen zur Flucht bereit. Fünfmal geht der Monarch mit seiner Gattin hinunter, kehrt aber immer wieder um. Es wäre aussichtslos, einen sicheren Weg durch die vielen Barrikaden zu finden.

„Als die Sachen immer schlechter wurden und ganz verzweifelt schienen, fiel der König einmal rücklings in seinen Lehnstuhl, hob die Augen und Hände zum Himmel und rief weinend: ‚O Gott, o Gott, hast du mich denn ganz verlassen!‘“, notiert später ein Chronist. „Darauf war er einige Minuten wie betäubt.“

Östlich des Schlosses, am Alexanderplatz, haben Aufständische unterdessen Straßenzugänge durch Barrikaden nahezu uneinnehmbar gemacht. Die Sperren sind inzwischen sorgfältiger gebaut, die Schützen dahinter besser organisiert und bewaffnet.

In den Innenhöfen angrenzender Häuser flackern Wachtfeuer, an denen

Mädchen und Jungen Kugeln gießen, Schlosser die Waffen reparieren, Helfer die Verwundeten verarzten.

Um 23.15 Uhr rücken von Osten her mehrere Bataillone durch die Landsbergerstraße auf den Alexanderplatz zu, doch sie können die Barrikade dort nicht nehmen, werden mehrfach zurückgeschlagen.

Kurz vor Mitternacht meldet sich General Prittwitz bei Friedrich Wilhelm zum Rapport. Die Aufständischen seien „durch die Örtlichkeiten und die genaue Lokalkennntnis ungeheuer begünstigt“, so der Oberkommandierende.

Sie könnten „in ganz kurzer Zeit dahin gelangen, die Truppen nicht mehr zu fürchten“. Dagegen seien seine Soldaten ermüdet, manche hätten in den vergangenen 48 Stunden nur etwas Brot und Brantwein erhalten.

Als Prittwitz den Raum verlässt, sieht er, wie der König sich an seinen Schreibtisch setzt, Stiefel und Strümpfe abstreift, in einen pelzbesetzten Sack schlüpft und zur Feder greift.

Friedrich Wilhelm verfasst eine Proklamation „An meine lieben Berliner“.

SONNTAG, 19. MÄRZ. Gegen zwei Uhr morgens berennen Soldaten in der Landsbergerstraße erneut die Barrikade. Die Aufständischen dort haben inzwischen drei Geschütze erbeutet und verteidigen sich damit. Schützen in den Eckhäusern bestreichen die Straßen.

Eine Stunde später ziehen sich die Angreifer wieder zurück.

Die Soldaten haben bislang kaum mehr als die Gegend um das Schloss eingenommen. In den vielen gewundenen Gassen östlich der Spree werden sie ohnehin nur wenig ausrichten können, dort müssten sie sich in einen aussichtslosen Häuserkampf begeben. Zudem haben die Rebellen inzwischen systematisch Gewehre requiriert, indem sie etwa im Berliner Wohnungsanzeiger die Adressen von Offizieren herausuchten und die im Hause verwahrten Waffen den Ehefrauen einfach abnahmen.

Ab etwa sieben Uhr früh verbreiten Boten die königliche Proklamation in der Stadt. In seiner Erklärung behauptet

Friedrich Wilhelm, die zwei fatalen Gewehrshüsse am Vortag auf dem Schlossplatz hätten sich „von selbst“ gelöst.

„Erkennt, Euer König und treuester Freund beschwört Euch darum, bei allem, was Euch heilig ist, den unseligen Irrtum! Kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barrikaden, die noch stehen, hinweg, und entsendet an mich Männer, voll des echten alten Berliner Geistes, mit Worten wie sie sich Eurem König gegenüber geziemen, und Ich gebe Euch Mein Königliches Wort, dass alle Straßen und Plätze sogleich von den Truppen geräumt werden sollen.“

Auf die Berliner macht das Flehen ihres „treuesten Freundes“ keinen tiefen Eindruck. Selbstbewusst fordern sie den Abzug der Truppen.

Überall hinter den Barrikaden rüsten sich die Verteidiger für weitere Kämpfe, schleppen wieder Steine und sogar Granitplatten von den Trottoirs auf die Dachböden. Und es fallen abermals Schüsse.

Nur drei Barrikaden seien geräumt, berichten am Vormittag von Friedrich Wilhelm entsandte Beobachter. Nun weiß der König, dass der Kampf militärisch nicht mehr zu gewinnen ist.

»DER KÖNIG SOLL DIE LEICHEN SEHEN«, TÖNT ES AUS DER MENGE

Zwar hat General Prittwitz in der Nacht ein letztes verzweifelteres Manöver vorgeschlagen: sämtliche Truppen abziehen und die Stadt anschließend von außen mit Artillerie zu beschießen. Doch hätte Berlin womöglich monatelang belagert werden müssen.

Nur durch politisches Taktieren lässt sich die Niederlage vielleicht doch noch in einen Sieg verwandeln. Gegen 10.30 Uhr gibt der König den Befehl zum Abzug – eine herbe Niederlage für Prittwitz und sein Offizierskorps.

Bald darauf kehren die Soldaten in ihre Kasernen zurück. Überall Jubelrufe, Freudenschüsse. Die Barrikadenkämpfer fühlen sich als Sieger – und gehen erschöpft heim.

Als Paul Boerner, der in der Nacht am Alexanderplatz gekämpft hat, an diesem kühlen Morgen durch die Straßen geht, sind fast alle Barrikaden bereits verlassen. Überall wehen schwarz-rot-goldene Fahnen, das Banner der nationalen Freiheitsbewegung.

277 Aufständische sind tot, über 600 wurden verwundet oder sind gefangen genommen. Das Militär hat kaum mehr als 60 Mann verloren.

Am späten Vormittag marschieren die in den vergangenen Tagen zur Verstärkung eingetroffenen Truppen auch aus den Schlosshöfen wieder ab. Die Residenz ist jetzt kaum stärker geschützt als vor Beginn des Aufstandes.

Dennoch besteht für Friedrich Wilhelm keine Gefahr. Die Monarchie will ja nur eine Minderheit der Preußen abschaffen. Der König hat durch seine Zugeständnisse an Popularität gewonnen. Und für die Übergriffe des Militärs, glauben viele Berliner, sei Wilhelm verantwortlich, der Prinz von Preußen.

In der Stadt hieven die Menschen die teils schrecklich verstümmelten Leichen der Barrikadenkämpfer auf Tragen, Bretter oder Wagen, bekränzen sie mit Blumen und transportieren sie zum Schloss. Ab 13 Uhr strömen die Trauernden in die Schlosshöfe (die Trauernden haben sich zurückgezogen, um sie nicht zu provozieren).

„Der König soll die Leichen sehen“, heißt es.

Schließlich erscheint Friedrich Wilhelm auf dem Balkon, „bleich und fast zitternd“, wie ein Augenzeuge bemerkt. „Ich sah ihn zusammenzucken bei den wütend höhnenden Worten, die ihm zugerufen wurden, und bemerkte wohl, dass plötzlich das allgemeine Geschrei ‚Mütze ab‘ (er hatte die Feldmütze auf) sich erhob, wie er erst entrüstet zögerte, aber dann wiederholt gehörchte.“

Mit entblößtem Haupt muss Friedrich Wilhelm den toten Barrikadenkämpfern die letzte Ehre erweisen und



277 Aufständische kommen während der Barrikadenkämpfe um. Am 19. März werden die »Märzgefallenen« zum Schloss getragen, wo Friedrich Wilhelm (Bildmitte) ihnen die letzte Ehre erweist: Auf Druck des Volkes zieht er seine Mütze vor den Toten

sich zum ersten Mal in seiner Regentschaft dem Willen seines Volkes beugen.

„Jetzt fehlt nur noch die Guillotine“, soll ihm die Königin zugeflüstert haben. Es ist eine Zäsur in Preußens Geschichte: eine symbolische Enthauptung, von vielen Menschen auf dem Platz als Ende der absoluten Monarchie empfunden.

Und doch rettet der König durch die Demutsgeste seinen Thron. Denn es gibt niemanden, der ihm nun die Macht streitig macht. Der Aufstand richtete sich gegen die Übergriffe des Militärs, nicht gegen das Königtum.

Nur Wilhelm, der Bruder des Königs, muss um sein Leben fürchten. „Haltet ihn, schlägt ihn tot“, rufen einige Männer aus dem Gedränge rund um das Schloss einer Equipage nach: Sie glauben, in der Kutsche den Prinzen gesehen zu haben. Andere wollen seinen Palast Unter den Linden niederbrennen, begnügen sich dann aber damit, „Eigentum der Nation“ in großen Lettern an die Mauern zu schreiben.

Der Prinz wird noch am Abend von seinem Bruder nach England geschickt.

Zu dieser Zeit ist die Stadt festlich illuminiert, Menschenmassen wogen durch die Straßen, feuern Freudenbeschüsse in den Nachthimmel. Doch das Volk erklärt sich nicht zum Souverän.

Und so kann der König schon bald wieder die Initiative ergreifen, denn er versteht sich auf symbolische Handlungen. In den ersten Stunden der Barrikadenkämpfe erschien er wie gelähmt – einige Historiker glauben sogar, dass er einen Nervenzusammenbruch erlitt.

Nun aber zeigt Friedrich Wilhelm ein erstaunliches Gespür für die Situation.

DIENSTAG, 21. MÄRZ. Der König reitet mit großem Gefolge, in Paradeuniform und mit schwarz-rot-goldener Binde am Arm vom Schloss zur Universität Unter den Linden, wendet sich dort hoch zu Ross an die Studenten.

„Ich trage die Farben, die nicht meine sind, aber ich will damit nichts usurpieren, ich will keine Krone, keine Herrschaft, ich will Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einigkeit, ich will Ordnung, das schwöre ich zu Gott! Ich habe nur getan, was in der deutschen Geschichte schon oft geschehen ist, dass mächtige Fürsten und Herzöge, wenn die Ordnung niedergefallen war, das

Banner ergriffen und sich an die Spitze des deutschen Volkes gestellt haben, und ich glaube, dass die Herzen der Fürsten mir entgegenschlagen und dass der Wille des Volkes mich unterstützen werden.“ Und dann verkündet er „die innigste Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter einer Leitung“.

Seiner Leitung.

Friedrich Wilhelm erklärt sich also selbst zu einem Revolutionär.

Und der verwegene Coup gelingt.

Denn der Jubel, der ihm entgegenbrandet, während er über den Alexanderplatz zum Schloss zurückreitet, ist „unbeschreiblich“, wie ein Chronist festhält. Es sind wohl vor allem Bürger, auch Aristokraten, die ihn feiern; nicht die Kämpfer von den Barrikaden, aber sie lassen die Inszenierung zu.

Seinem Bruder schreibt Friedrich Wilhelm am Tag darauf: „Die Reichs-

farben musste ich gestern freiwillig aufstecken, um alles zu retten. Ist der Wurf gelungen, so lege ich sie wieder ab.“

In Audienzen muss er anschließend die Gesandten anderer deutscher Staaten beschäftigen: Preußen strebe keineswegs nach Hegemonie im Deutschen Bund. Die Proklamation war ein Täuschungsmanöver – die Idee einer geeinten und demokratischen Nation bleibt dem König zuwider. Seinen Preußen indes verspricht er ein Parlament, „eine alle Interessen des Volkes, ohne Unterschied der religiösen Glaubensbekenntnisse umfassende Vertretung“.

MITTWOCH, 29. MÄRZ. Friedrich Wilhelm beruft ein neues Kabinett aus freisinnigen Adelligen und bürgerlichen Wirtschaftsliberalen.

Vor knapp einer Woche haben Studenten und Akademiker den „Politischen Klub“ gegründet, den ersten politischen Verein Berlins. Zu den Sitzungen erscheinen Tausende, darunter viele Arbeiter. So wird der Klub zum Sammelbecken der gesamten freiheitlichen Oppositionsbewegung.

Berlins Hauswände sind jetzt voller Bekanntmachungen und Plakate, Zeitungen werden gegründet, Flugschriften gehen von Hand zu Hand.

Doch in den folgenden sechs Monaten wird der König immer wieder seine Minister austauschen, und jedes Mal ist

das neue Personal etwas konservativer als das alte: geschickte Rochaden, die seine Macht stärken; ohnehin behält er die uneingeschränkte Gewalt über Militär, Diplomatie und Verwaltung.

Gemäßigte Demokraten halten die Revolution nun für abgeschlossen; zumal im Bürgertum die Furcht wächst, der „Pöbel“ könnte doch noch Ansprüche geltend machen. Deshalb sind viele einverstanden, als der Monarch Truppen nach Berlin zurückbeordert – für Friedrich Wilhelm eine erste Etappe auf dem Weg zum ersehnten „Sieg über die bewaffnete Revolution“.

Fast überall in Deutschland erlöschen die Massenproteste so plötzlich, wie sie aufgeflammt sind. Denn die Aufständischen ringen vielen Herrschern „Märzreformen“ ab. Und so wird kein Fürst vertrieben, keine Monarchie abgeschafft.

Nur König Ludwig I. von Bayern dankt am 20. März zugunsten seines liberaleren Sohnes ab, obwohl es in München zu keinen schweren Ausschreitungen gekommen ist.

Zwar stürmen Krämer, Künstler, Studenten, Handwerker und Dienstboten unter anderem das Zeughaus und ziehen ihm erbeuteten Brustpanzern, Schwertern, Hellebarden, Morgensternen zu einem militärisch besetzten Platz. Doch sie legen die Waffen nach einer beschwichtigenden Rede von Ludwigs Bruder schnell nieder.

Weitere Proteste aber zwingen den König zum Thronverzicht: Wegen seiner Affäre mit einer verschwenderischen Tänzerin hat er anders als Friedrich Wilhelm von Preußen auch den Rückhalt seines Hofstaates verloren.

Zur letzten aufrührerischen Versammlung in diesem revolutionären Monat treffen sich am 31. März Bauern in Michelstadt im Odenwald. Dann erlahmen die Agrarrevolten, obwohl längst nicht alle standesrechtlichen Verpflichtungen abgelöst sind.

So entsteht ein sonderbares Patt. Die Geschmeidigkeit der Monarchen beraubt die Revolution ihrer Dynamik. Und es zeigt sich, dass viele Aufständische einen radikalen Wandel scheuen: Ihnen genügt das Erreichte. Andere hoffen, ein demokratisch gewähltes deutsches Parlament werde die Reformen in geregelten Bahnen weiterführen.

Die Wahlen zu dieser verfassunggebenden Nationalversammlung werden in aller Eile organisiert. Der Frankfurter Bundestag hat schon am 30. März die Mitglieder des Deutschen Bundes aufgefordert, in ihren Staaten Abstimmungen zu einer solchen Versammlung zu organisieren. Einen Tag später tritt in Frankfurt ein aus Vertretern der deutschen Länder bestehendes „Vorparlament“ zusammen, unter anderem, um die Wahl vorzubereiten.

Badische Delegierte wollen es indes in ein permanentes Revolutionsparlament umwandeln. Zudem fordern sie, an der Spitze des künftigen deutschen Staates dürfe kein Monarch stehen. Undenkbar für die Mehrheit der Delegierten.

Doch in Süddeutschland haben diese Republikanereine große Anhängerschar: Am 12. April ruft einer der radikalen Abgeordneten in Konstanz die Republik aus. Tausende bewaffnete Bauern, Bürger und Handwerker suchen nun die alte Ordnung endgültig zu stürzen. Bis zum 27. April aber schlagen Truppen des Deutschen Bundes die Erhebung nieder.

Dann wird die Nationalversammlung gewählt: Etwa drei Viertel aller volljährigen Männer dürfen ihre Stimme ab-

An die Deutsche Nation!

Eine neue glorreiche Geschichte hebt mit dem heutigen Tage für Euch an! Ihr seid fortan wieder eine einige große Nation, stark, frei und mächtig im Herzen von Europa!

Preußens Friedrich Wilhelm IV. hat sich, im Vertrauen auf Euren heldenmuthigen Beistand und Eure geistige Wiedergeburt, zur Rettung Deutschlands an die Spitze des gesammten Vaterlandes gestellt.

Ihr werdet Ihn mit den alten, ehrwürdigen Farben Deutscher Nation noch heute zu Pferde in Eurer Mitte erblicken.

Heil und Segen dem constitutionellen Fürsten, dem Führer des gesammten Deutschen Volkes, dem neuen Könige der freien wieder geborenen Deutschen Nation!

Berlin, den 21. März 1848.

Am 21. März setzt sich Friedrich Wilhelm überraschend an die Spitze der revolutionären Bewegung: Plakate kündigen für den Tag seinen Umritt unter den »ehrwürdigen Farben Deutscher Nation« an

Nach der Märzrevolution tritt am 18. Mai 1848 in der Frankfurter Paulskirche das erste gesamtdeutsche Parlament zusammen. Doch während Konservative, Liberale und Demokraten um eine Verfassung für das Land ringen, finden die Fürsten zu alter Stärke zurück

geben. Da es noch keine Parteien gibt, stehen Einzelkandidaten zur Abstimmung – zumeist konservative, liberale oder demokratische Akademiker.

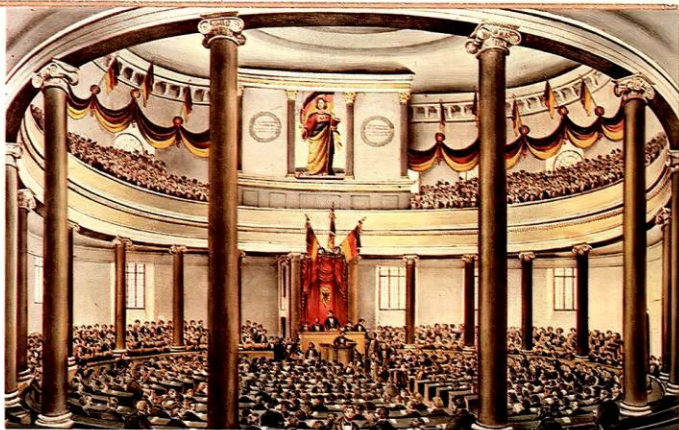
AM 18. MAI 1848 tritt das Nationalparlament in der Frankfurter Paulskirche erstmals zusammen (siehe Seite 156). Die kleinste Gruppe der insgesamt 649 Volksvertreter bilden die Konservativen, die die Macht der Fürsten nicht beschränken, sondern lediglich den Deutschen Bund reformieren wollen. Demokratische Fraktionen treten dagegen für die Republik ein.

Die Liberalen, mit etwa 300 Abgeordneten das größte Lager, nehmen eine vermittelnde Position ein: Sie sind Anhänger einer konstitutionellen Monarchie, in der die Fürstenmacht durch das Parlament beschränkt wird.

Sofort beginnen Abgeordnete, eine Verfassung für ganz Deutschland auszuarbeiten, deren wohl wichtigster Bestandteil „Die Grundrechte des deutschen Volkes“ sind: Gleichheit vor dem Gesetz etwa und Meinungsfreiheit. (Sie tritt am 28. März 1849 in Kraft.) Unterdessen arbeitet die gleichzeitig gewählte preußische Nationalversammlung eine Konstitution für die Hohenzollernmonarchie aus.

Doch in Österreich siegen schon im Oktober 1848 die Kräfte der Reaktion; der Kaiser beendet die Revolution, lässt Wien beschießen, Volksvertreter hinrichten.

Diese Wendung ermutigt auch Friedrich Wilhelm IV. zu einem härteren Kurs gegen seine Parlamentarier. Im Streit um die Berufung eines neuen preußischen Ministerpräsidenten will er die verfassunggebende Versammlung kur-



zerhand von Berlin nach Brandenburg verlegen, um sie zu isolieren. Als die Abgeordneten seine anmaßende Order ignorieren, lässt er seine Truppen in die Stadt einmarschieren.

Die Berliner leisten keinen Widerstand – die Euphorie des Frühjahrs ist in Ernüchterung umgeschlagen; vor allem der Mittelstand sehnt sich nach Ruhe, Ordnung und Sicherheit. Als die Volksvertreter sich dennoch nicht beugen, lässt der König den Belagerungszustand und das Kriegsrecht ausrufen.

Gleichzeitig werden alle politischen Klubs zerschlagen, größere Versammlungen untersagt, Zeitungen verboten oder zensiert. Schließlich fliehen die Abgeordneten ins nahe Brandenburg, wo Friedrich Wilhelm das Parlament am 5. Dezember endgültig auflöst.

Am selben Tag oktroyiert er – wiederum aus taktischem Kalkül – für Preußen eine Verfassung, die sich an dem bereits von der preußischen Nationalversammlung erarbeiteten Entwurf orientiert. Eine Überraschung für alle Deutschen. Denn in diesem Grundgesetz garantiert der Monarch unter anderem die Unverletzlichkeit der Wohnung und hebt alle Standesunterschiede auf.

Damit ist die preußische Revolution beendet – und für die deutsche eine Vorentscheidung getroffen.

Als die Frankfurter Nationalversammlung Friedrich Wilhelm im April 1849 die deutsche Kaiserkrone anbietet, lehnt er ab. Er begreift sich noch immer als König von Gottes Gnaden, will nicht die Krone einer gewählten Nationalversammlung, wie er einem Diplomaten an-

vertraut: „Man nimmt nur an und schlägt nur aus eine Sache, die geboten werden kann – und Ihr da habt gar nichts zu bieten: Das mache ich mit meinsgleichen ab.“ Die Frankfurter Reichsverfassung weist er am 28. April 1849 zurück.

In diesen Tagen ziehen einige deutsche Regierungen ihre Abgeordneten aus der Frankfurter Paulskirche ab – das Ende des Nationalparlaments. Nun ist Preußen neben Österreich wieder Führungsmacht der Restauration.

1851 hebt der Frankfurter Bundestag die gewährten Grundrechte wieder auf. Da haben die Einzelstaaten diese schon längst wieder beschnitten, etwa durch Einschränkung der Meinungsfreiheit.

DER STUDENT PAUL BOERNER wendet sich 1850 ernüchert von der Politik ab und widmet sich wieder seinen Vorlesungen. Er wechselt zur Medizin, wird Arzt, dann bekannter medizinischer Publizist und stirbt am 30. August 1885 mit 56 Jahren in Berlin.

So erlebt er noch, wie Friedrich Wilhelm IV. nach mehreren Schlaganfällen 1858 die Regierungsgeschäfte an seinen Bruder Wilhelm abtreten muss (drei Jahre später stirbt der Schwerkranken).

1871 wird der frühere Prinz von Preußen, der im März 1848 die Aufständischen zusammenkartätschen wollte, als Wilhelm I. deutscher Kaiser. □

Literatur: Rüdiger Hachtmann, „Berlin 1848“, Dietz; hervorragende, quellenorientierte Detailstudie, Wolfram Siemann, „Die deutsche Revolution von 1848/49“, Suhrkamp; kompakter Überblick, der die Ereignisse in den europäischen Kontext einbettet.

Der Berliner Dr. Ralf Berhorst, 42, schreibt seit Jahren für GEOEPOCHE.



**Gratis
zur Wahl!**



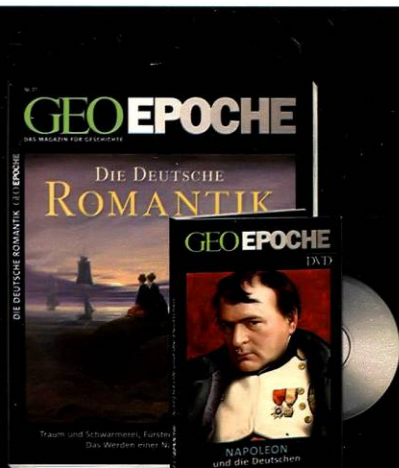
Bresser Fernglas »Precision«

Ein ausgezeichnetes 4x30-Fernglas für unterwegs! Sorgfältig verarbeitet, gummibeschichtet, Lieferung komplett mit Etui und Trageschleife. Gewicht: ca. 265 g, Maße: ca. 11 x 11 x 4 cm.

LEONARDO Rotwein-Set, 3-teilig

Perfekt für eine entspannte Weinprobe zu zweit! Ein Paar klassische Bordeaux-Kelche mit einem dazu passenden, formschönen Dekanter.

Lesen Sie Ihre Lieblingszeitschrift –



GEO EPOCHE

GEO EPOCHE ist das Geschichtsmagazin von GEO. Auch mit DVD erhältlich. Erscheint 6 x im Jahr.



GEO Special berichtet jeweils über ein Land, eine Region oder eine Stadt. Erscheint 6 x im Jahr.



GEO WISSEN zu lesen heißt, die Welt ein Stück weit besser zu verstehen. Mit den neuesten Erkenntnissen aus Wissenschaft und Gesellschaft. Erscheint 2 x im Jahr.



GEO berichtet in exklusiven und aktuellen Reportagen über die wichtigen Themen unsere Zeit. Erscheint 12 x im Jahr.



GEO lino ist das Erlebnisheft für Kinder von 8 bis 14 Jahren. Erscheint 12 x im Jahr.



GEO kompakt ist monothematisch und widmet sich den großen Fragen der Allgemeinbildung in außergewöhnlicher visueller Opulenz. Erscheint 4 x im Jahr.



GEO SAISON zeigt die schönsten Reiseziele rund um den Globus. Erscheint 12 x im Jahr.



**Gratis
zur Wahl!**



Sinus Soundtube, Silber

Für iPod nano III oder iPod shuffle. Anschluss von MP3-/CD-Spielern oder anderen iPods möglich. UKW-/FM-Autoscan-Radio. Inkl. Batterien. Ca. 18,5x4,8x4,8 cm (ohne iPod).

Reisetrolley

Zuverlässiger Begleiter aus wetterfestem Polyester, mit Zahlenschloss, Teleskopgriff und zwei Tragegriffen sowie Außenfach mit Reißverschluss. Maße: ca. 55x35x22 cm.

frei Haus, mit bis zu 13% Ersparnis!

Vorteilscoupon GEO Familienangebot

Ihre Vorteile:

☒ Ja, ich bestelle die unten angekreuzten Zeitschriften und nutze alle meine Vorteile:

- Bis zu 13% sparen!
- Nach einem Jahr jederzeit kündbar!
- Geld-zurück-Garantie für zu viel bezahlte Hefte!
- Lieferung frei Haus!
- Ich erhalte das angekreuzte Geschenk gratis! (bitte nur ein Kreuz!)
- ☐ Fernglas ☐ Rotwein-Set
- ☐ Sinus Soundtube ☐ Reisetrolley

GEO EPOCHÉ (6 Hefte) für mich, Best.-Nr. ☐ 646435, als Geschenk ☐ 646436
Erscheint 6x jährlich zum Preis von zzt. € 7,50 (D)/€ 8,15 (A) pro Heft.

GEO EPOCHÉ mit DVD für mich, Bestell-Nr. ☐ 646437, als Geschenk ☐ 646439
Erscheint 6x jährlich zum Preis von zzt. € 13,30 (D)/€ 14,30 (A) pro Heft.

GEO Special (6 Hefte) für mich, Best.-Nr. ☐ 646452, als Geschenk ☐ 646453
Erscheint 6x jährlich zum Preis von zzt. € 6,95 (D)/€ 8,10 (A) pro Heft.

GEO WISSEN (4 Hefte) für mich, Bestell-Nr. ☐ 646449, als Geschenk ☐ 646450
Erscheint 2x jährlich zum Preis von zzt. € 7,50 (D)/€ 8,15 (A) pro Heft.

GEO (12 Hefte) für mich, Best.-Nr. ☐ 646441, als Geschenk ☐ 646442
Erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 5,65 (D)/€ 6,40 (A) pro Heft.

GEOlino (12 Hefte) für mich, Best.-Nr. ☐ 646445, als Geschenk ☐ 646446
Erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 3,05 (D)/€ 3,25 (A) pro Heft.

GEOkompakt (4 Hefte) für mich, Best.-Nr. ☐ 646443, als Geschenk ☐ 646444
Erscheint 4x jährlich zum Preis von zzt. € 7,25 (D)/€ 8,15 (A) pro Heft.

GEO SAISON (12 Hefte) für mich, Best.-Nr. ☐ 646447, als Geschenk ☐ 646448
Erscheint 12x jährlich zum Preis von zzt. € 4,40 (D)/€ 5,10 (A) pro Heft.

Meine Adresse: (Bitte auf jeden Fall ausfüllen.)

Name, Vorname 19

Straße/Nr. Geburtsdatum

PLZ Wohnort

Telefon-Nr. E-Mail-Adresse

Ich zahle bequem per Bankeinzug: ☐

Bankleitzahl Kontonummer

Anschrift des Geschenkempfängers: (Nur ausfüllen, wenn Sie einen GEO Titel verschenken möchten.)

Name, Vorname 19

Straße/Nr. Geburtsdatum

PLZ Wohnort

Dauer der Geschenklieferung: ☐ unbefristet (mindestens 1 Jahr**) ☐ 1 Jahr**

**GEO WISSEN: 2 Jahre.

Mein Geschenk erhalte ich nach Zahlungseingang. Die Preise gelten in Deutschland und Österreich, Auslandspreise auf Anfrage.

☐ Ja, ich bin damit einverstanden, dass GEO und Gruner+Jahr mich künftig per Telefon oder E-Mail über interessante Angebote informieren.

Widerrufsrecht: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung beim GEO EPOCHÉ Kunden-Service, 20080 Hamburg, in Textform (z.B. Brief oder E-Mail) oder durch Rücksendung der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Datum Unterschrift

Vorteilscoupon einsenden an:
GEO EPOCHÉ, Kunden-Service, 20080 Hamburg

Oder anrufen unter:
01805/861 80 00*

Einfach per E-Mail:
GeoEpoche-Service@guj.de

In Österreich per Tel.: 0820/00 10 85
E-Mail: Geo-Epoche@abo-service.at

Weitere Angebote
unter www.geo.de/abo

DEUTSCHLANDS ERSTES PARLAMENT

Ein Jahr lang beraten die Abgeordneten der Nationalversammlung über die Verfassung eines gesamtdeutschen Staates. Obwohl das Experiment misslingt, geben die Debatten dem Land einen Modernisierungsschub. Der Historiker Wolfram Siemann über den ersten Versuch der Deutschen mit der Demokratie

GEOEPOCHE: Herr Prof. Dr. Siemann, im März 1848 gehen in Berlin, Baden und Wien Handwerker, Bauern, Arbeiter auf die Barrikaden und setzen freie Wahlen durch. Zwei Monate später, am 18. Mai, tritt in der Frankfurter Paulskirche das erste demokratisch gewählte Parlament der deutschen Geschichte zusammen. Waren darin tatsächlich alle Deutschen vertreten?

Wolfram Siemann: Grundsätzlich durften alle männlichen Deutschen wählen. Wenn auch Männer ausgenommen waren, die von der Armenfürsorge lebten oder keinem eigenen Haushalt vorstanden, war dieses Wahlrecht zur verfassunggebenden Nationalversammlung in Europa einzigartig.

Eine Nationalversammlung, für die sich unter Zeitgenossen und Historikern allerdings der Name „Professorenparlament“ eingebürgert hat.

Gegen dieses Etikett kämpfe ich an. Es gab zwar prominente Gelehrte in der Paulskirche, aber 60 Prozent aller Abgeordneten waren Juristen. Die Wähler hoben vor allem jene Männer ins Parlament, die sich zuvor in der Nationalbewegung hervorgetan hatten, und darunter waren eben viele Beamte. Aber auch Adelige wurden gewählt – solange sie liberal waren. Es war eine faszinierende Mischung, die sich schließlich in diesem Ideenlaboratorium für die Zukunft Deutschlands zusammenfand: katholische Landwirte aus der Steiermark, badische Adelige, Rechtsanwälte aus dem protestantischen Ostpreußen, Junker aus Pommern. Bauern und Handwerker schickten die Wähler allerdings vor allem in die Länderparlamente, für die zeitgleich Neuwahlen ausgeschrieben waren.

Warum trat die Volksvertretung in Frankfurt zusammen – und nicht in Berlin oder Wien, wo im März die Revolution gesiegt hatte?

Wien und Berlin waren einzelstaatliche Metropolen. In Frankfurt hingegen waren seit Jahrhunderten die römisch-deutschen Kaiser gekrönt worden, und seit der Gründung des

Deutschen Bundes im Jahr 1815 hatte die Bundesversammlung ihren Sitz dort. Es gab aber auch einen ganz pragmatischen Grund: Die neu erbaute Paulskirche, ein Rundbau, war eines der wenigen Gebäude in Deutschland, die sich als Versammlungsort für eine solch große Menschenmenge eigneten.

Wie viele Abgeordnete hatte das Parlament?

649, zumindest offiziell. Tatsächlich aber waren meist nur 400 bis 450 Männer anwesend. Zwar durften alle Staaten, die zum Deutschen Bund gehörten, und alle Nationalitäten, die auf diesem Gebiet lebten, Abgeordnete nach Frankfurt senden – aber längst nicht alle wollten: Im habsburgischen Böhmen etwa war die Bevölkerung nur zu zwei Fünfteln deutsch; die übrigen waren Tschechen, die für mehr Autonomie im Habsburgerreich kämpften. Die Mehrheit der Wählerkreise in Böhmen und Mähren weigerte sich deshalb, Volksvertreter nach Frankfurt zu schicken: Statt der 68 Gewählten reisten nur 20 an. Und es gab italienisch sprechende Abgeordnete aus Südtirol, die betonten, sie wollten überhaupt nicht zum künftigen deutschen Staat gehören.

Abgeordnete, die gar keine Deutschen sein wollten, saßen im deutschen Nationalparlament?

Südtirol gehörte damals bis zum Gardasee zum Deutschen Bund. Hier zeigt sich die schier ausweglose Situation, die das neue nationale Dogma – das Selbstbestimmungsrecht der Völker – hervorrief: Sobald es darum ging, Territorien zu definieren und Grenzen zu ziehen, entfaltete es seine zerstörerische Sprengkraft. So auch in der Polenfrage: Forderten die Märzrevolutionäre noch die Wiederherstellung Polens als Staat, so widersprach das Parlament wenige Monate später einer Wiederherstellung und legte stattdessen eine Grenzlinie fest, die einen Teil des Gebietes als „Deutsch-Posen“ abteilte.

Wie häufig kamen die Parlamentarier zusammen?

Täglich, mit Ausnahme der Wochenenden. Am Anfang verliefen die Sitzungen ziemlich ungeordnet. Die Abgeord-

neten mussten ja erst einmal Verfahren entwickeln, um effektiv arbeiten zu können, und dazu gründeten sie Ausschüsse. Der wichtigste war der Verfassungsausschuss; weitere Gremien waren zuständig für volkswirtschaftliche Fragen und Petitionen, denn unzählige Menschen wandten sich nun mit Fragen und Forderungen an das neue Parlament.

Wer zum Beispiel?

Katholische Priester aus Baden, die in den sogenannten Piusvereinen dafür kämpften, dass die Aufsicht über die Schulen in der Hand der Kirchen bleibt. Oder die Bürger von Waldburg, die von Abgaben an ihre Fürsten befreit werden wollten. Berufs- und Interessenverbände entstanden wie aus dem Nichts, sächsische Arbeitnehmer forderten plötzlich Mitbestimmung in ihren Betrieben. Diese fundamentale Politisierung der Massen war ein völlig neues Phänomen. Und alle Hoffnungen richteten sich auf Frankfurt, in der Erwartung, die Abgeordneten könnten und müssten alles verändern.

Wie haben sich die Abgeordneten organisiert – gab es, wie im heutigen Bundestag, schon Fraktionen?

Viele Parlamentarier kannten sich bereits durch ihre Landtagsarbeit im Vormärz und taten sich nun, je nach Gesinnung, zusammen. Die Namen dieser Gruppen richteten sich nach den Gasthöfen, in denen sich die Politiker trafen, um Statuten und Programme zu entwickeln. So gab es einen „Deutschen Hof“, in dem die gemäßigten Republikaner versammelt waren, den radikal-demokratischen „Donnersberg“, der mit den Barrikadenkämpfern sympathisierte, das liberal-konstitutionelle „Casino“ – sowie das „Café Milani“, Tagungs-ort eines konservativen Flügels, der die Verfassungsgebung vom Ja der Fürsten abhängig machen wollte. Auf diese Weise entstand ein breites Spektrum an Fraktionen, das sich in der Paulskirche widerspiegelte: Die gemäßigten Liberalen saßen im Zentrum, die Konservativen rechts von ihnen und die radikalen Demokraten links – wie noch heute war dies nicht nur eine Sitzordnung, sondern „links“ und „rechts“ bezeich-



Nach freien, gleichen und geheimen Wahlen
zieht das Nationalparlament am 18. Mai 1848
in die Frankfurter Paulskirche ein

nete auch die politische Ausrichtung der Abgeordneten.

Und ihr Hauptziel war es, eine Verfassung für einen gesamtdeutschen Staat auszuarbeiten?

Ja, und das ist erstaunlich schnell gelungen. Vom ersten Entwurf bis zur letzten Abstimmung am 28. März 1849 vergingen trotz aller Unstimmigkeiten nur knapp neun Monate. Und dabei reformierte das Nationalparlament gleichzeitig die Gesellschaftsordnung, führte in ganz Deutschland die Gewerbefreiheit ein, die Freizügigkeit – also die freie Wahl von Wohnort und Beruf – und beseitigte die letzten feudalen Lasten und

Pflichten für Bauern. Dabei taten sich unglaublich komplizierte Fragen auf: Was sollte aus alten Rechten der Adelligen werden, etwa aus deren lokaler Gerichtshoheit? Was geschah mit dem Land, das adelige Grundherren bislang an Bauern verpachtet hatten? Sollten diese Eigentumsrechte entschädigungslos aufgehoben werden – oder die Bauern eine Ablösesumme zahlen?

Hat das Nationalparlament also den Adel für rechtlos erklärt?

Es gab dazu eine turbulente Diskussion in der Paulskirche. Mit einer hauchdünnen Mehrheit ist ein Antrag der Demokraten durchgegangen, den Adel als „Stand“ abzuschaffen – wenngleich man nicht so weit ging, den Adelligen ihre alten Namen zu nehmen. Es war letztlich nicht mehr als eine pathetisch formulierte Herstellung der Gleichheit vor dem Gesetz. Schwierige Fragen, etwa zum adeligen Erbrecht, vertagte man. Kurz: Der Adel verlor letzte Hoheitsrechte wie die Gerichtsbarkeit und die Feudalabgaben, behielt aber seinen Besitz.

Gab es neben dem Parlament auch eine gesamtdeutsche Exekutive, eine Reichsregierung?

Über die Frage, ob man sich nur als verfassunggebende Versammlung oder auch als ausführende Gewalt verstehen sollte, kam es schon bald zu einer Kampfabstimmung. Ende

Juni forderte der Parlamentspräsident Heinrich von Gagern die Versammelten auf, den „kühnen Griff“ zu wagen – woraufhin das Parlament tatsächlich eine „provisorische Zentralgewalt“ einrichtete und Erzherzog Johann von Österreich zum vorläufigen Staatsoberhaupt wählte. Der berief dann einen Ministerpräsidenten und mehrere Minister.

Und wie sollte das künftige Reich aussehen?

Die Minderheitsfraktionen verfochten die Idee, aus Deutschland – nach amerikanischem Vorbild – eine föderative Republik mit einem gewählten Präsidenten zu machen. Aber die Mehrheit wollte einen Kaiser an der Spitze sehen. Um den Demokraten entgegenzukommen, wurde beschlossen, das Nationalparlament nach einem allgemeinen Wahlrecht wählen zu lassen – und zwar nicht nur, wie es die Liberalen sich gewünscht hätten, von vermögenden Bürgern. Ein Streitpunkt, den das Parlament durch einen klassischen Kompromiss lösen konnte.

Anders als die Frage, welche Länder und Nationalitäten zum Reich dazugehören sollten.

Das Parlament stand vor einer einzigartigen Herausforderung: Was sollte aus Österreich werden? Die Habsburgermonarchie gehörte ja nur zu einem Teil zum Deutschen Bund. Sollte man diese teilen, Ungarn und Galizien etwa herauslösen und nur die Bundesgebiete dem neuen Deutschland zuschlagen? Dies war der Entwurf des Verfassungsausschusses, der Ende Oktober zur Entscheidung stand.

Wie hat das Plenum abgestimmt?

Mehrheitlich dafür, aber die meisten Österreicher haben gegen diese „großdeutsche Lösung“ votiert. In Wien war die Revolution bereits kurz zuvor blutig niedergeschlagen worden, und der neue Ministerpräsident Felix Fürst zu Schwarzenberg vertrat den Standpunkt, dass die Habsburgermonarchie unteilbar sei. Gleichzeitig war er aber nicht bereit, ein Reich ohne Österreich zu akzeptieren, das Jahrhunderte zum römisch-deutschen Reich gehört hatte. Er betrieb im Grunde also die Restauration des Deutschen Bundes.

Am Ende setzte sich die „kleindeutsche“ Lösung durch, also ein von Preußen angeführtes Deutschland, das nur locker mit Österreich verbunden sein sollte.

Ja, aber in der Reichsverfassung, die am 28. März 1849 verkündet wurde, hielt man sich letztlich offen, was mit Österreich geschehen sollte: Die festgelegte Stimmenverteilung in der Länderkammer des neuen Reichstages sollte nur Bestand haben, „solange die deutsch-österreichischen Lande an dem Bundesstaate nicht teilnehmen“.

Und wie sah es mit Schleswig aus? Das Herzogtum gehörte laut einem alten Vertrag „auf ewig ungeteilt“ zu Holstein – war aber auch Teil Dänemarks, dessen König zugleich Herzog von Holstein war.

Das neue politische Dogma – eine Nation, ein Territorium, eine Grenze – funktionierte auch in diesem Fall nicht. Der

Konflikt um Schleswig-Holstein war jedoch so kompliziert, dass ihn schon damals die meisten Abgeordneten nicht verstanden haben.

Aber immerhin war er so bedeutend, dass er den Verlauf der Revolution entscheidend prägte.

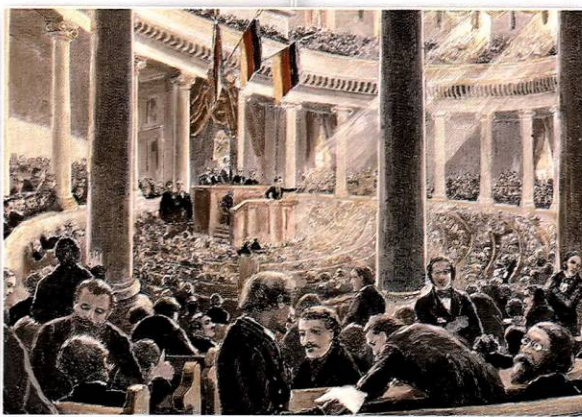
Das ist richtig. Im März 1848 beschloss die dänische Staatsführung, Schleswig zu annektieren. Daraufhin führte Preußen dort im Auftrag der Frankfurter Bundesversammlung Krieg. Auf Drängen Großbritanniens und Russlands schlossen die Hohenzollern jedoch im August eigenmächtig einen Waffenstillstand – was in der Öffentlichkeit einer Preisgabe Schlesiens gleichkam. Die nationale Erregung in Deutschland war ungeheuer und nahm noch zu, als das Paulskirchenparlament sein ursprüngliches Votum revidierte und den Waffenstillstand anerkannte, um einen europäischen Krieg zu vermeiden. In Frankfurt kam es zu einem blutigen Volksaufstand, den preußische und österreichische Truppen schließlich niederschlugen. Damit hatte das Parlament seinen Rückhalt verloren: die revolutionäre Bewegung.

Und im Frühjahr 1849 schließlich jegliche Macht.

Das Parlament hatte im Grunde nie reale Macht, oder genauer gesagt: Es besaß nur Macht, solange das Volk daran glaubte. Entscheidend war letztlich: Die Fürsten der Teilstaaten hatten immer noch ihr Militär. Sie konnten – wie etwa im Oktober 1848 in Wien – revolutionäre Unruhen einfach niederschlagen oder den Belagerungszustand verhängen. Auf diese Weise fanden die Monarchen zu ihrer alten Stärke zurück. Um die beschlossene Reichsverfassung durchzusetzen, hätte das Parlament also das Militär in seine Gewalt bekommen müssen: Der nächste Schritt wäre dann gewesen, auf Grundlage der neuen Verfassung Wahlen zu einem Reichstag mit einer Länderkammer und einem Volkshaus auszuscheiden. Stattdessen beendeten preußische, österreichische, hessische, bayerische und württembergische Truppen im Frühsommer 1849 die Revolution endgültig.

Waren die Abgeordneten in der Paulskirche vielleicht nicht radikal genug, um die Verhältnisse dauerhaft zu verändern?

Ein wichtiger Punkt ist sicherlich, dass die Mehrheit die Revolution gar nicht weitertreiben wollte. Im Gegenteil: Das Hauptziel der Verfassungsväter in der Paulskirche war es, die Revolution zu beenden und das, was im März 1848 auf der Straße erreicht worden war, in rechtliche Formen zu gießen. Tatsächlich hatte sich ja zunächst einiges bewegt, es gab plötzlich liberale Ministerien, Versammlungs- und Pressefreiheit. Der Habsburgerkaiser in Österreich versprach eine Verfassung, Friedrich Wilhelm IV. von Preußen legte eine schwarz-rot-goldene Armbinde an und beteuerte, sein Land gehe fortan in Deutschland auf. Am 5. Dezember 1848 erließ er sogar eine ziemlich liberale preußische Verfassung. Trotzdem ist es heute schwer nachvollziehbar, wieso die Mehrheit des Parlaments den Fürsten gegenüber so gutgläubig war.



1848 entstehen erstmals Fraktionen: Liberale sammeln sich in der Mitte der Paulskirche, rechts von ihnen die Konservativen, links radikale Demokraten. Eine Sitzordnung, die heute noch den Bundestag prägt

Ein Jahr nach den Märzaufrufen wählte das Parlament König Friedrich Wilhelm IV. zum Deutschen Kaiser – aber der lehnte die ihm angetragene Krone ab...

Ja, und danach erhoben sich noch einmal an vielen Orten in Deutschland Aufständische, die die Reichsverfassung verteidigen wollten, aber sie wurden zusammengeschossen. Preußen rief seine Abgeordneten aus Frankfurt ab, kurz darauf taten dies auch die meisten anderen Staaten. Das Rumpfparlament der Paulskirche floh nach Stuttgart, wo Soldaten die Abgeordneten Mitte Juni auseinandertrieben. Wenige Wochen später kapitulierten die letzten Revolutionäre in Baden. Die Regierenden der Einzelstaaten haben dann in der Folgezeit Errungenschaften wie die Grundrechte, etwa die Versammlungs- und Pressefreiheit, sowie das allgemeine Wahlrecht auf Beschluss des Bundestages wieder aufgehoben.

Der nationale Verfassungsstaat, für den deutsche Denker, Dichter und Studenten jahrzehntelang gekämpft hatten, blieb ein Traum. In dieser Hinsicht war die Revolution eine realpolitische Katastrophe.

Wenn eine Utopie nicht Wirklichkeit wird, mag das als eine Katastrophe erscheinen. Aber kann man etwa die Französische Revolution als eine erfolgreiche bezeichnen, die in eine durch ein Kaisertum verbrämte Militärdiktatur mündete, die ganz Europa unterwarf? Sicher, die erstrebte deutsche Einheit wurde nicht erreicht. Aber die Revolution setzte Kräfte frei, die dem Land langfristig einen gewaltigen Modernisierungsschub verliehen. Die Nationalversammlung trieb

den gesellschaftlichen und ökonomischen Wandel voran, was oft übersehen wird: Sie hat die 1807 in Preußen begonnenen Agrarreformen zu Ende geführt und aus abhängigen Untertanen endgültig Staatsbürger gemacht. Sie hat dem Adel seine Privilegien genommen, führte die Zivilehe und das Briefgeheimnis ein, gab den Juden erstmals staatsbürgerliche Rechte, verstaatlichte die Schulaufsicht. All das waren Beschlüsse, die zwar von den Fürsten in der Regel zunächst wieder rückgängig gemacht wurden, aber die Ideen waren nun in der Welt – und der Beweis, dass sie sich umsetzen lassen. Auch blieben in fast allen Staaten die erkämpften Landesverfassungen erhalten. Und dass es den Deutschen überhaupt gelungen war, sich in einem Parlament zu vereinen, war ein gewaltiger demokratischer Lernerfolg: In der Paulskirche entwickelten sich Parteien und eine moderne, politische Streitkultur.

Die Revolution entfesselte also in Deutschland endgültig die Moderne.

Ja, das kann man so sagen. 1848/49 kulminierte eine Epoche ungeheurer Veränderungen. Innerhalb von zwei Generationen hatten sich aus einem monarchischen, christlich begründeten Reich mit abhängigen Untertanen Verfassungsstaaten entwickelt. An die Stelle der fest gefügten Ständeordnung trat die Idee einer freien, bürgerlichen Gesellschaft, die von dem Glauben lebt, dass jeder Mensch sein Schicksal selbst in die Hand nehmen kann. □

Prof. Dr. Wolfram Siemann, 62, lehrt neue Geschichte an der Universität München. Das Interview führten Insa Bethke und Dr. Henning Albrecht.

DEUTSCHLAND IM ZEITALTER DER ROMANTIK

VON HENNING ALBRECHT; PORTRÄTS: MARION HOMBACH, KLAUS MEYER

1789

14. Juli. Mit dem Sturm der Pariser Bevölkerung auf die Bastille erreicht die Französische Revolution ihren ersten Höhepunkt. Deren Ideale „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ finden überall in Europa Anhänger und erschüttern die Herrschaft der absolutistischen Fürsten.

1791

27. August. Österreich und Preußen drohen, gemeinsam militärisch gegen Frankreich vorzugehen, um dort die Monarchie zu retten. Der antirevolutionäre schließen sich später weitere Mächte wie Großbritannien und Spanien an.

1792

14. Juli. In Frankfurt am Main wird der österreichische Monarch Franz II. zum letzten Kaiser des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation gekrönt, als 22. Herrscher aus der Dynastie der Habsburger. **August.** Eine österreichisch-preussische Koalitionsarmee fällt in Frankreich ein. Doch nach der Kanonade von Valmy, einem Artilleriegefecht am 20. September,

müssen sich die deutschen Truppen wieder hinter die Grenze zurückziehen. Die Franzosen gehen in die Offensive, erobern unter anderem die österreichischen Niederlande (ungefähr das Gebiet des heutigen Belgien) und erreichen Ende des Monats die Pfalz. Speyer, Worms und Mainz sowie weitere deutsche Territorien am Mittelrhein werden besetzt.

1793

18. März. In den von Franzosen besetzten linksrheinischen Gebieten rufen deutsche Revolutionäre eine Republik aus; rund 130 Gemeinden haben zuvor Abgeordnete in den Mainzer Rheinisch-Deutschen Nationalkonvent gewählt. Die erste – freilich von Frankreich verordnete – Demokratie auf deutschem Boden besteht vier Monate, ehe deutsche Truppen Mainz zurückerobern und Revolutionäre verfolgen.

1795

5. April. Mit dem Separatfrieden von Basel tritt Preußen, das fast bankrott ist und seine Kriegsanstrengungen nicht mehr finanzieren will, aus der anti-

französischen Koalition mit Österreich aus; mehr als ein Jahrzehnt wird der Staat in den Kriegen gegen Frankreich neutral bleiben.

1797

Österreich unterliegt im ersten antifranzösischen Koalitionskrieg. Im Frieden von Campo Formio muss Kaiser Franz II. unter anderem den Rhein als Reichsgrenze anerkennen. In den nun französischen Gebieten links des Rheins entstehen die Départements de la Roer (mit dem Hauptort Aachen), de la Sarre (Trier), Rhin-et-Moselle (Koblenz) und du Mont-Tonnerre (Mainz).

1798

Nachdem der französische General Napoleon Bonaparte im Vorjahr den größten Teil Italiens erobert hat, lässt er auf der Apenninen-Halbinsel mehrere von Frankreich abhängige Satellitenstaaten sowie die Helvetische Republik in der Schweiz gründen. Im Mai beginnt Napoleon einen Feldzug nach Ägypten. Gegen seinen Expansionsdrang schließen sich Anfang 1799 Österreich, Großbritannien,

das Königreich Neapel, Russland, Portugal und das Osmanische Reich zur zweiten antifranzösischen Koalition zusammen.

1799

Eine Gruppe junger Künstler und Wissenschaftler sammelt sich um den Jenaer Professor August Wilhelm Schlegel und dessen Bruder Friedrich. Sie rebellieren gegen die Aufklärung, die zwar die Freiheitsideale der Französischen Revolution hervorgebracht hat, deren gottloses Vernunftdiktat sie aber für den Terror gegen politische Gegner und die expansive Außenpolitik Napoleons verantwortlich machen. Mit ihrer Zeitschrift „Athenäum“ prägen sie die neue Kunst- und Weltanschauung der Romantik (aus dem altfranzösischen *romanz* = Ritterdichtung) wesentlich mit. Romantiker verkörpern die Vergangenheit, wollen die Gesetze der Vernunft aufheben und die Menschheit „wieder in die schöne Verirrung der Phantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur“ versetzen (Friedrich Schlegel).

1801

9. Februar. Nach schweren Niederlagen der zweiten Koalition gegen Napoleon Bonaparte, der mittlerweile durch einen Staatsstreich Erster Konsul der französischen Republik mit diktatorischen Vollmachten geworden ist, muss Kaiser Franz II. im Frieden von Lunéville den Rhein erneut als Reichsgrenze anerkennen.

25. März. Im Alter von 28 Jahren stirbt Georg Philipp Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis, einer der Vertreter der frühen Romantik und Mitglied des Jenaer Gesprächskreises um die Brüder Schlegel. In seinem Romanfragment „Heinrich von Ofterdingen“, 1802 posthum veröffentlicht, prägt er mit der „blauen Blume“ den Begriff romantischer Sehnsucht: Im Traum über eine wundervolle Welt erblickt der Titelheld eine lichtblaue Blume. Als er sich ihr nähern will, verändert sie sich, „und die Blütenblätter zeigten“, schreibt Novalis, „einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Gesicht schwebte“. Dann

erwacht er – und geht auf die Suche nach der Blume, ein Leben lang.

1803

25. Februar. Der „Reichsdeputationshauptschluss“, das Dekret einer Fürstenkommission, entschädigt jene Territorialherren, die von den Gebietsabtretungen an Frankreich links des Rheins betroffen sind. Als Ersatz erhalten die Herrscher die Territorien fast aller geistlichen Fürsten im Reich. Besonders Preußen und die süddeutschen Staaten profitieren von dieser Säkularisierung. Die geistlichen Fürsten erhalten zum Ausgleich Pensionen. **21. November.** Gemeinsam mit 19 Komplizen wird in Mainz der Bandit und Mörder Johannes Bückler, genannt Schinderhannes, hingerichtet. Während der von 1792 bis 1815 dauernden Kriege gegen Frankreich herrschen in Teilen Deutschlands chaotische Zustände; besonders im Süden bilden sich vielerorts Räuberbanden.

1805

9. August. Nachdem sich Napoleon (der sich im Vorjahr selbst zum Kaiser gekrönt

hat) auch zum König von Italien ernannt hat, tritt Österreich einer dritten antifranzösischen Kriegskoalition bei, die aus Großbritannien, Russland und Schweden besteht.

2. Dezember. Die Schlacht von Austerlitz entscheidet den Krieg. Bonaparte besiegt Russland und Österreich, das große Territorien abtreten muss. Franz II. wird zudem gezwungen, einer Rangerhöhung der deutschen Alliierten Napoleons zuzustimmen: Der Markgraf von Baden wird Großherzog, die Herzöge von Bayern und Württemberg werden zu Königen erhoben.

1806

12. Juli. 16 deutsche Staaten, darunter Bayern, Baden und Württemberg, treten auf Druck Napoleons aus dem römisch-deutschen Reich aus und bilden den Rheinbund, eine Allianz unter französischer Oberherrschaft, der sich in der Folgezeit die meisten deutschen Fürsten anschließen. Nach französischem Vorbild beginnen in den Rheinbundstaaten liberale Verwaltungs-, Verfassungs- und Rechtsreformen; so werden etwa Adelsprivilegien abgeschafft.

6. August. Kaiser Franz II. (der zwei Jahre zuvor als Franz I. auch den Titel eines österreichischen Kaisers angenommen hat) kommt einem Ultimatum Napo-

leons nach und legt die deutsche Kaiserkrone nieder. Das Heilige Römische Reich deutscher Nation, das seit 844 Jahren besteht, existiert damit nicht mehr. **26. August.** Friedrich Wilhelm III. gibt die preußische Neutralität auf und fordert den Abzug der napoleonischen Truppen aus Süddeutschland binnen sechs Wochen. Doch der Franzosenkaiser lässt die Frist verstreichen und besiegt die Preußen am 14. Oktober in der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt. Napoleon zieht in Berlin ein; Friedrich Wilhelm III. und seine Frau Luise fliehen nach Memel (Ostpreußen). Preußen verliert etwa die Hälfte seines Staatsgebiets, muss abrüsten und eine Kriegsschädigung in Höhe von mehr als 30 Millionen Talern leisten. Der französische Machtbereich reicht jetzt bis zur russischen Grenze. Alle Gebiete links des Rheins sind von Frankreich annektiert, rechts des Stromes erstreckt sich ein Gürtel abhängiger oder besetzter Staaten von der Ostseeküste bis nach Süditalien.

1807

9. Oktober. Das „Oktoberedikt“ befreit die preußischen Bauern von der Erbuntertänigkeit (einer Form der Leibeigenschaft) und ermöglicht ihnen, fortan Beruf und Wohnort frei zu



FRIEDRICH SCHLEIERMACHER (1768–1834)

Schöpfer eines neuen Glaubens

„Religion ist Sinn und Geschmack fürs Unendliche“: Auf diese These spitzt Friedrich Schleiermacher das Programm zu, mit dem er den schriftgläubigen Protestantismus in eine romantische Religion des Gefühls verwandeln will.

Obwohl er sich schon als Schüler an vielen Dogmen der Kirchen stößt, studiert der Sohn eines Pastors Theologie. 1796 wird Schleiermacher Prediger an der Charité in Berlin, wo er im Salon der Henriette Herz verkehrt, einer der gelehrtesten Frauen ihrer Zeit, und mit dem Schriftsteller Friedrich Schlegel eine Wohnung teilt.

Die beiden Männer verachten den von den Amtskirchen zu einem leblosen Regelwerk degradierten Glauben und wünschen sich eine neue Form christlicher Spiritualität. Es sind wohl Spott und Sehnen mancher Berliner Freunde, die Schleiermacher dazu treiben, das Wesen der Religion tiefer zu ergründen.

In der Kampfschrift „Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ postuliert er 1799, dass nicht kirchliche Morallehren das Wesen der Frömmigkeit ausmachen. Entscheidend sei vielmehr das Gefühl: Religion sei die Erfahrung, mit dem kosmischen Ganzen eins zu werden, die Sehnsucht der Seele, „die Schönheit der Welt einzusaugen“.

Es ist diese Entdeckung einer spirituellen Ästhetik, mit der Schleiermacher die Zeitstimmung trifft. Literaten wie Friedrich Schlegel und Novalis greifen seine Vorstellungen auf.

1810 avanciert der von der Amtskirche harsch kritisierte Prediger zum Theologieprofessor an der Berliner Universität. Doch mehr als alles, was er dort leistet, wird Schleiermachers Idee einer Gefühlsreligion die protestantische Theologie beeinflussen – bis ins 21. Jahrhundert.



FRIEDRICH VON HARDENBERG (1772–1801)

Erfinder der Blauen Blume

Nacht und Tod ziehen Friedrich von Hardenberg magisch an, im Leben wie in der Poesie. Als seine Verlobte Sophie von Kühn 1797 stirbt, will er ihr „nachsterben“ – voller Hoffnung auf eine Vereinigung mit der Geliebten in einer „unsichtbaren Welt“. Dann lässt er sich doch auf das Leben ein, stürzt sich in rastlose Aktivität: Der Jurist nimmt ein Studium an der Bergakademie in Freiberg auf und beginnt gleichzeitig zu publizieren.

Als Romancier, Lyriker und Philosoph nennt er sich „Novalis“ – „der Neuland Rodende“. Nacht und Tod sind für ihn keine krassen Negationen, sondern geheimnisvolle Gegenpole und Zeugungselemente des Lebens: „Ich fühle des Todes verjüngende Flut, zu Balsam und Äther verwandelt mein Blut –, Ich lebe bei Tage voll Glauben und Mut und sterbe die Nächte in heiliger Glut“, heißt es in den „Hymnen an die Nacht“, einer vom „Sophie-Erlebnis“, Christusglauben und Untertagebau inspirierten Dichtung.

Das Überhöhen des Lebens durch den Tod, des Gewöhnlichen durch das Geheimnisvolle nennt Novalis „romantisieren“. Ein Sinnbild für die Verbindung von Liebe und Natur, Himmel und Erde entwirft der todesverliebte Literat 1800: In dem Roman „Heinrich von Ofterdingen“ erblickt der träumende Held im ersten Kapitel eine blaue Blume, die er „mit unnennbarer Zärtlichkeit“ betrachtet und am Ende des auf mehrere Teile geplanten Buchs tatsächlich in Händen halten soll.

Doch dazu kommt es nicht. Noch ehe er das Werk vollenden kann, stirbt Novalis an Tuberkulose. Die „Blaue Blume“ aber entfaltet ihren eigentümlichen Zauber über seinen frühen Tod hinaus – sie gilt bald als romantisches Sehnsuchtsymbol schlechthin.

wählen. Das Gesetz ist der erste bedeutende Schritt in einer Reihe von Reformen, mit denen liberale Bürokraten Preußen nach der Niederlage gegen Frankreich langfristig stärken wollen. Weitere Veränderungen bringen eine Heeresreform, die das Offizierskorps auch für Bürgerliche öffnet, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht sowie die Gründung der Berliner Universität, in der Lehre und Forschung gemäß dem humanistischen Bildungsideal ihres maßgeblichen Begründers Wilhelm von Humboldt eng verbunden sind. Zudem ersetzt die Gewerbefreiheit das alte Zunftsystem.

13. Dezember. Der Philosoph Johann Gottlieb Fichte hält in Berlin die erste seiner „Reden an die deutsche Nation“ (veröffentlicht 1808), mit denen er das Nationalgefühl der besiegten Deutschen stärken will. „Der belebende Odem der Geisterwelt“ werde, „unsers Nationalkörpers erstorbene Gebeine aneinanderfügen, das sie herrlich dastehen in neuem und verkörpertem Leben“ – einem Leben ohne Napoleon.

1808

1. Januar. Im Königreich Westphalen – im Jahr zuvor von Napoleon gegründet und von dessen Bruder Jérôme

regiert – tritt der „Code Civil“ in Kraft. Das napoleonische Gesetzbuch von 1804, das auch in den französisch besetzten Rheinländern Anwendung findet, garantiert unter anderem die Freiheit der Person und die Gleichheit vor dem Gesetz. Westphalen, das zur Zeit seiner größten Ausdehnung etwa vom Main fast bis nach Hamburg reicht, soll ein Wegbereiter politischer Reformen in Deutschland sein.

Dezember. Caspar David Friedrich stellt das Altarbild „Kreuz im Gebirge“ aus. Der romantische Maler revolutioniert damit die überkommene Kunstauffassung, nach der Landschaftsbilder nicht zur Verehrung Gottes taugen: Friedrich hat ein – vom eigenen Gefühl geleitetes, nicht von der traditionellen Bildersprache geprägtes – religiöses Kunstwerk geschaffen.

1810

13. Dezember. Um den Handel mit seinem schärfsten Gegner Großbritannien zu unterbinden, den Napoleon bereits seit November 1806 durch die sogenannte Kontinentalsperre zu verhindern sucht, annektiert der Franzosenherrscher die Münderungsgebiete von Ems, Weser und Elbe einschließlich der Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck.

1811

19. Juni. Der national und antimilitarisch gesinnte Lehrer Friedrich Ludwig Jahn veranstaltet auf einem Sportplatz auf der Berliner Hasenheide den ersten „Turntag“. Die dort gezeigten gymnastischen Übungen nennt er „Turnen“ (in Anlehnung an den Namen mittelalterlicher Turniere). Jahn will mit dem körperlichen Training unter anderem leistungsfähige Soldaten für einen künftigen Befreiungskampf gegen Napoleon hervorbringen. Rasch entstehen in Preußen und Norddeutschland an etwa 150 Orten Turnvereine mit rund 12 000 Mitgliedern. Vor allem Schüler und Studenten fühlen sich angesprochen.

1812

24. Juni. Mit der mehr als 500 000 Mann starken „Grande Armée“, die zu einem erheblichen Teil aus zwangsverpflichteten deutschen Truppen besteht, überfällt Napoleon Russland. Doch die Strategie des russischen Zaren Alexander I., der die Angreifer ins Leere laufen lässt, sowie Krankheiten, Hunger und der Einbruch des Winters lassen den Feldzug scheitern; Hunderttausende Soldaten sterben. Napoleon entkommt Anfang Dezember nach Westen, doch seine Niederlage gibt das Startsignal für den Wider-

standskampf der deutschen Freiheitsbewegung.

20. Dezember. Der erste Band der „Kinder- und Hausmärchen“ der Philologen Jacob und Wilhelm Grimm erscheint. Das Brüderpaar widmet sich nicht nur dem Sammeln von Volksmärchen, sondern auch der wissenschaftlichen Erforschung der deutschen Sprache. Sechs Jahre zuvor haben die Dichter Clemens Brentano und Achim von Arnim die Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ in Heidelberg herausgegeben, das zum Zentrum der auf Sagen, Märchen und Mythen ausgerichteten romantischen Bewegung wird.

1813

17. März. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der ein Militärbündnis mit Zar Alexander geschlossen und Frankreich den Krieg erklärt hat, fordert mit dem Aufruf „An mein Volk“ seine Untertanen zum Kampf gegen Napoleon auf. Anfang April kommt es bei Magdeburg zu ersten Gefechten mit den durch die Katastrophe des Russlandfeldzugs geschwächten französischen Besatzern in Deutschland. Freiwilligenverbände bilden sich, um den Freiheitskrieg mitzuwirken. Künstler der Romantik wie die Dichter Theodor Körner und Joseph von Eichendorff sowie der Maler Georg



FRIEDRICH W. J. VON SCHELLING (1775–1854)

Einheit von Natur und Geist

Die Welt ist nichts als eine Anhäufung allein durch mechanische Kräfte in Bewegung gehaltener Materie: Gegen dieses naturwissenschaftliche Credo der Aufklärung erhebt Friedrich Schelling Einspruch. Die Natur erscheint ihm vielmehr als ein „Gedicht, das in geheimer wunderbarer Schrift verschlossen liegt“. Mit dieser poetischen Auffassung spricht der Philosoph den Künstlern der Romantik aus der Seele.

Erste „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ veröffentlicht der studierte Theologe bereits 1797. Das Werk trägt ihm einen Ruf an die Jenaer Universität ein, wo er in den Freundeskreis um die Brüder Schlegel aufgenommen wird. Im Kontakt mit den frühromantischen Literaten entwickelt Schelling nun sein naturphilosophisches System, dessen zentraler Gedanke die Einheit von Materie und Geist ist.

Das Naturgeschehen begreift er als dynamischen Prozess, der vom Anorganischen ausgeht, zu Flora und Fauna fortschreitet und im vernunftbegabten Menschen gipfelt. Der Geist als die Blüte dieser Entwicklung ist Schelling zufolge auch deren Wurzel. „Die äußere Welt“, schreibt er, „liegt vor uns aufgeschlagen, um in ihr die Geschichte unseres Geistes wiederzufinden.“

In der Kunst sieht er den Weg für den Menschen, die Einheit von Geist und Natur intuitiv zu erkennen.

Der Tod seiner Frau Caroline 1809 stürzt Schelling in eine existenzielle Krise. Zwar setzt der im Jahr zuvor geadelte Denker seine akademische Karriere fort, doch publiziert er ab 1812 nichts mehr. In seinem posthum veröffentlichten Spätwerk distanziert er sich von dem idealistischen Weltbild früherer Jahre. Nunmehr gilt Schelling als das allem Sein zugrunde liegende Prinzip ein geheimnisvoller Wille, der auch das Böse einschließt.



PHILIPP OTTO RUNGE
(1777-1810)

Der Einsame

In seinen allegorischen Bildern lässt er engelhafte Kinder aus Lichtfilien steigen und musizierend auf Rosenknospen sitzen. Das Kind, ein häufig gewähltes Motiv der frühen Romantiker, ist ihm Sinnbild für den Menschen im Einklang mit der Natur. Mit leichter Hand verbindet Philipp Otto Runge in seinem Hauptwerk „Die Zeiten“ verschiedene Bedeutungsebenen: In den vier Kupferstichen, die den Morgen, den Tag, den Abend und die Nacht darstellen, zeigt er den Menschen in Harmonie mit der Schöpfung und kombiniert dabei die Naturdarstellung mit mythologischen Elementen und Symbolen der Freundschaft und Liebe.

Sein Wille, den klassizistischen „Weimarer Schnickschnack“ hinter sich zu lassen und die Malerei in ein neues Zeitalter zu führen, bringt ihm die Bewunderung führender Romantiker ein; der Schriftsteller Ludwig Tieck erkennt in den Bildern das, was er immer mit der neuen Kunst gemeint habe, und Clemens Brentano beglückwünscht Runge dazu, dass er den „notwendig einsamen“ Weg gehe.

Runge Gemälde zeigen keine realen, sondern eher phantastische, überirdische Landschaften. So will er die Einheit von Mensch und Universum ausdrücken. Dabei arbeitet er – wie bei „Ruhe auf der Flucht“, das die Heilige Familie darstellt – oft mit unsichtbaren Lichtquellen, die die mystischen Elemente seiner Bilder noch stärker hervortreten lassen.

Seine Idee, die „Zeiten“ mit Dichtung und Chormusik als eine „Komposition für alle drei Künste“ aufzuführen, kann er, wie viele seiner Vorhaben, nicht mehr umsetzen: 1810 stirbt Runge an Tuberkulose und hinterlässt nicht einmal 40 Bilder. Die aber prägen Stile der Zukunft – so den Jugendstil, den Surrealismus und die Moderne.



BETTINA VON ARNIM
(1785-1859)

Die Widerspenstige

Sie ist penetrant, unerträglich und immer ein bisschen zu intensiv. Goethe nennt sie gar eine „Tollhäuserin“. Doch gerade diese Widerspenstigkeit macht Bettina von Arnim zur Ikone der freiheitlich gesinnten Studenten.

Sie ist bereits 50, als sie ihr erstes Buch veröffentlicht: „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ verkauft sich 5000-mal – und Bettina von Arnim ist auf einen Schlag nicht mehr nur die Witwe des Dichters und Volksliedsammlers Achim von Arnim und die Schwester des Schriftstellers Clemens Brentano, sondern die erfolgreiche Autorin der Romantik.

Jenen Briefwechsel, den sie einst bis in die ersten Monate ihrer Ehe mit dem Dichterfürsten geführt hat, gestaltet sie zu einem virtuellen Sprachkunstwerk aus, mischt Anekdoten aus Goethes Kindheit mit hingebungsvoll-provokanten Liebesbekundungen an ihn, mit Reiseschilderungen, philosophischen und politischen Ansichten.

Bettina sympathisiert mit dem Aufstand der Tiroler 1809 gegen Napoleon und besinnt sich auch sonst auf das widerspenstige Mädchen, das sich als „Wolkenschwimmerin“ in Apfelbäume geflüchtet und allen Versuchen guter Erziehung entzogen hat.

„Wär ich auf dem Thron, so wollt ich die Welt mit lachendem Mut umwälzen“, schreibt sie – und setzt ihren Einfluss beim preußischen König dazu ein, die Professoren Jacob und Wilhelm Grimm nach Berlin zu berufen.

Studenten halten ihr zu Ehren einen Fackelzug in der Stadt ab, und begeistert schreibt der Chronist Karl August Varnhagen von Ense: „Häufen Sie Widersprüche auf Widersprüche, bergeshoch, überschütten Sie alles mit Blumen, lassen Sie Funken und Blitze herausleuchten, und nennen Sie's Bettina.“

Friedrich Kersting schließt sich den „Schwarzen Jägern“ an, einer Einheit des Majors Adolf von Lützow. 19. Oktober. Mit dem Sieg einer Koalition aus Russen, Preußen, Österreichern, Engländern und Schweden endet die viertägige Völkerschlacht von Leipzig, das entscheidende Gefecht der Befreiungskriege. Der geschlagene Napoleon muss fliehen, seine Herrschaft in Deutschland bricht zusammen, der Rheinbund löst sich auf, das Königreich Westphalen zerfällt. Am Neujahrstag 1814 überqueren die Truppen der Verbündeten den Rhein, drei Monate später ziehen sie in Paris ein. Napoleon dankt im April ab und muss sich nach Elba zurückziehen.

1814

September. Unter dem Vorsitz des österreichischen Außenministers Klemens Wenzel Fürst von Metternich tagen in Wien bis Juni 1815 Fürsten und hochrangige Gesandte, um Europa nach dem Sieg über Frankreich territorial und politisch neu zu gestalten: So wird aus dem größten Teil des Herzogtums Warschau, 1807 von Napoleon gegründet, ein polnisches Königreich, das der Zar in Personalunion regiert. Zudem fallen die Österreichischen Niederlande an die Vereinigten Niederlande, und

Österreich gewinnt Venetien sowie die Lombardei. Auch die deutschen Verhältnisse werden neu festgelegt – allerdings ohne die Forderungen der deutschen Nationalbewegung zu berücksichtigen: Es entsteht kein Einheitsstaat, sondern ein „Deutscher Bund“ von zunächst 34 souveränen Fürstentümern und vier Freien Städten unter Österreichs Führung, mit einem gemeinsamen Bundestag in Frankfurt am Main. Preußen kann bei den Verhandlungen seine alte Machtposition wiederherstellen; es muss zwar erhebliche Teile seiner einstigen polnischen Territorien an Russland abgeben, erhält als Kompensation jedoch große Gebiete am Rhein und in Westfalen, die Nordhälfte Sachsens sowie Vorpommern.

1815

In Berlin erscheint der erste Band des Romans „Elixiere des Teufels“ von Ernst Theodor Amadeus (E. T. A.) Hoffmann, der wie kein anderer der deutschen Romantiker die dunkelsten Tiefen der menschlichen Seele auslotet. 1. März. Während der Wiener Kongress noch tagt, kehrt Napoleon plötzlich von Elba nach Frankreich zurück, wo er innerhalb kürzester Zeit eine neue Armee von 120 000 Mann zusammenstellt. Die Sieger-

mächte in Wien erklären ihn daraufhin für vogelfrei und senden ihm eine Armee entgegen. Die Feldmarschälle Arthur Wellesley, Duke of Wellington, und Gebhard Leberecht von Blücher schlagen die Franzosen beim belgischen Waterloo am 18. Juni. Napoleon muss endgültig abdanken und wird auf die Insel St. Helena im Südatlantik verbannt, wo er 1821 stirbt.

12. Juni. National gesinnte Studenten gründen in Jena die erste Burschenschaft, die für die Abschaffung der deutschen Kleinstaaterei und die Gründung eines gesamtdeutschen Reiches eintritt. Die Fahne der Verbindung ist rot-schwarz-rot und golden verziert – die Farben des Lützowschen Freikorps in den Befreiungskriegen und bald Kennzeichen der deutschen Nationalbewegung.

26. September. Die absolutistisch regierten Staaten Preußen, Österreich und Russland schließen ein Bündnis zur Wahrung des Status quo in Europa: die „Heilige Allianz“.

1817

18.–19. Oktober. Studenten aus ganz Deutschland feiern auf der Thüringer Wartburg ein Fest zum Gedenken an die Reformation vor 300 Jahren und aus Anlass des vierten Jahrestages der Völkerschlacht von

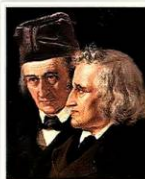
Leipzig. Sie verbrennen symbolisch Bücher, die sie als „undeutsch“ und reaktionär empfinden, sowie Uniformstücke als Zeichen der Fürstentherrschaft. Das Wartburgfest ist der erste Höhepunkt einer nationalen und demokratischen Bewegung in Deutschland.

1818

26. Mai. Der König von Bayern gewährt seinem Volk eine Verfassung. Sie hält zwar am Prinzip der Monarchie fest, sieht jedoch eine Ständerversammlung vor. Andere ehemalige Rheinbundstaaten wie Nassau (1814) und Sachsen-Weimar (1816) haben bereits Verfassungen, es folgen Baden (1818), Württemberg (1819) und Hessen-Darmstadt (1820). Die Verfassungen garantieren allesamt „Volksvertretungen“ – aber mit nur sehr beschränkten Kompetenzen.

1819

23. März. Der national gesinnte Theologiestudent und Burschenschafter Carl Ludwig Sand verübt ein Attentat auf den Schriftsteller August von Kotzebue, den er für einen russischen Agenten hält und der zuvor die Nationalbewegung verspottet hat. Der Mord dient dem Deutschen Bund als Anlass, die Bewegung für ein geeintes, freies und deutsches Deutschland polizeilich zu unterdrücken: Die „Karlsbader



JACOB GRIMM (1785–1863)
WILHELM GRIMM (1786–1859)

Die Märchensammler

Sie bewahren Prinzen, Schneiderlein, böse Stiefmütter und Froschkönige vor dem Vergessen: Durch Sammelaufrufe, Bibliotheksstudien und Berichte vom Hörsagen stellen die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm in Kassel ein akribisches Gedächtnis der deutschen Volksmärchen zusammen.

Auf Anregung Clemens Brentanos durchforsten die beiden Bibliothekare ab 1806 systematisch Romane der Barockzeit, befragen befreundete Familien nach alten Geschichten, vergleichen die verschiedenen Versionen und rekonstruieren so Texte, die sie für die Urformen deutscher Märchen halten – etwa „Hänsel und Gretel“ und „Frau Holle“.

Eigentlich wollen sie die phantastischen Erzählungen, in denen sich die Tugend bezahlt macht und am Ende stets das Gute siegt, unverfälscht für kommende Generationen bewahren. Tatsächlich aber glättet Wilhelm ihren Duktus und bringt sie in einen eingängigen Erzählstil. 1812 veröffentlichen die Grimms den ersten Band ihrer Kinder- und Hausmärchen und treffen mit den übernatürlich-zauberhaften Schilderungen aus der Tradition des einfachen Volkes genau den Geschmack der Romantik.

Die „Brüder Grimm“ werden zum Markenzeichen. Doch es sind ihre Forschungen über deutsche Grammatik und nordische Sagen, die den unzertrennlichen Brüdern Professuren einbringen – zunächst in Göttingen, wo sie jedoch 1837 wegen königskritischer Äußerungen entlassen werden.

Zur neuen akademischen Heimat wird ihnen Berlin – und ein Wörterbuch der Deutschen Sprache zur letzten monumentalen Aufgabe ihres Lebens.



CARL MARIA VON WEBER
(1786–1826)

Dem Wald ein Denkmal

Bauern, Jäger, Förstertöchter: In Webers romantischer Oper „Der Freischütz“ singen scheinbar kleine Leute die großen Partien. Und die Hauptrolle in dem Drama, das als deutsche Nationaloper Epoche machen wird, spielt: der Wald.

Als Kind reist Carl Maria von Weber mit der Schauspieltuppe seines Vaters durch Deutschland, erhält auf Tourneepausen in Salzburg und Wien Musikunterricht. Denn der Vater mit dem falschen Adelstitel wünscht sich ein „Wunderkind“. Mit 13 Jahren komponiert Carl seine ersten Opern, eine Messe und mehrere Klaviersonaten, alles noch Versuche im klassischen Stil.

Zum glühenden Romantiker wandelt er sich erst, als er rund zehn Jahre später auf den „Freischütz“-Stoff stößt: die gespenstische Geschichte eines Jägerburschen, der sich beim Teufel treffsichere „Freikugeln“ besorgt.

1816 beginnt Weber, der kurz darauf Leiter der Deutschen Oper in Dresden wird, mit der Vertonung der Sage. Er fängt den teils lieblichen, teils unheimlichen Zauber des Waldes mit volkstümlichen Melodien, aber auch mit instrumentalen Klangeffekten ein – und begeistert ein Publikum, das französischer und italienischer Opernstoffe überdrüssig geworden ist.

Nach der umjubelten Berliner Uraufführung am 18. Juni 1821 steht Weber auf dem Gipfel seines Ruhms. Mit der Verbindung von Schauerlichem und Alltäglichem prägt „Der Freischütz“ einen neuen, deutsch-romantischen Operntypus, doch der Komponist kann an den Erfolg nicht anknüpfen. Mit nur 39 Jahren stirbt er 1826 in London.

Ein glühender Bewunderer setzt sich 18 Jahre später für die Überführung des Leichnams nach Dresden ein: Richard Wagner, der mit seinen spätromantischen Opern das Werk Webers genial fortführen wird.



JOSEPH VON
EICHENDORFF (1788-1857)
Dichter des Heimwehs

Heimat bedeutet ihm alles – und doch ist der volkstümlichste Poet der Romantik alles andere als ein Heimatdichter. Mit Vorliebe schickt er die Vagabunden, Glücksjäger und Träumer seiner Gedichte und Novellen in die „weite Welt“ hinaus. Eichendorff feiert den Aufbruch, besingt das Wandern, beschwört die Empfindung der Freiheit in der Natur: „Fahre zu! Ich mag nicht fragen, wo die Fahrt zu Ende geht!“

Dabei erschöpft sich seine Lyrik keineswegs, wie in dem Gedicht „Frische Fahrt“ von 1810, im naiven Jubel über den Frühlingsbeginn: Jäh überschattet Wehmut die Wanderlust, entpuppt sich das Fernweh als Sehnsucht nach jener Heimat, die der fromme Katholik bei Gott zu finden hofft.

Wirklich daheim gefühlt hat sich der verarmte Freiherr wohl nur in Oberschlesien, wo er auf den elterlichen Landgütern eine überaus glückliche Kindheit verlebte. Der Zwangsverkauf des überschuldeten Familienbesitzes aber raubt ihm die Existenzgrundlage. Eichendorff muss sich nach dem Jura-Studium im bürgerlichen Leben behaupten, um seine Familie zu ernähren.

Doch so pflichtbewusst er ab 1821 als preußischer Regierungsrat arbeitet, so wenig bedeutet ihm der Broterwerb: „Aber glauben, dass der Plunder / Eben nicht der Plunder wär / Sondern ein hochwichtig Wunder / Das gelang mir nimmermehr.“

Dafür gelingen ihm Verse, etwa in der Meisternovelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“, deren volkstümlicher Ton zahllose Komponisten inspiriert. Das von Robert Schumann vertonte Gedicht „Mondnacht“ endet mit einer jener melancholischen Wendungen, die für Eichendorff so typisch sind: „Und meine Seele spannte / Weit ihre Flügel aus / Flog durch die stillen Lande / Als flöge sie nach Haus.“

Beschlüsse“ vom 20. September 1819 verfügen eine strenge Zensur und verbieten die Burschenschaften. In Mainz wird eine Zentralkommission zur Verfolgung „revolutionärer Umtriebe und demagogischer Verbindungen“ errichtet. Die enge Verbindung der Burschenschaften zu den Turnern veranlasst Preußen, 1820 auch das Turnen zu verbieten. Die Verfolgung sogenannter „Demagogen“ beginnt: Die Universitäten werden überwacht, politisch missliebige Universitätslehrer des Amtes entzogen oder verhaftet, verdächtige Studenten erhalten keine Anstellung im Staatsdienst.

1824

7. Mai. Im Wiener Theater am Kärntnertor feiert Ludwig van Beethovens Neunte Symphonie Premiere. Der erblinde Komponist, dessen Werke die Wiener Klassik vollenden und die romantische Musik vorbereiten, steht selbst mit am Dirigentenpult. Zum Inbegriff romantischer Tonkunst werden die Liederzyklen des Wiener Komponisten Franz Schubert sowie Robert Schumanns poetisches Klavierwerk.

1829

19. Januar. Mehr als 20 Jahre nach der Veröffentlichung wird Johann Wolfgang von Goethes „Faust, der Tragödie

erster Teil“ am Braunschweiger Hoftheater uraufgeführt; das Drama galt unter anderem wegen seiner vielgestaltigen Handlungsorte bislang als unspielbar. Goethe ist einer der schärfsten Kritiker der Romantik, weil die übermäßige Betonung des Gefühls im Gegensatz zu seinem – klassischen – Ideal der Harmonie von Vernunft und Emotion steht.

1830

27. Juli. Die Bürger von Paris stürzen den Bourbonen-König Karl X., der eine adelsfreundliche Politik betrieb und die Pressefreiheit eingeschränkt hat. Diese „Julirevolution“ löst auch in deutschen Staaten wie Sachsen, Hannover und Hessen-Kassel Unruhen aus. In Braunschweig brennen Auführer das herzogliche Schloss nieder. Historiker nennen die Zeit zwischen der Juli-Erhebung und der im März 1848 ausbrechenden Revolution „Vormärz“.

1832

27. Mai. Auf Schloss Hambach nahe Neustadt an der Weinstraße veranstaltet der verbundene „Press- und Vaterlandsverein“, ein Zusammenschluss liberaler Publizisten und Intellektueller, ein Volksfest, das sich gegen Zensur und die Unterdrückung der Nationalbewegung richtet. Das Hambacher Fest ist mit mehr als 20 000 Besuchern

die größte politische Kundgebung, die es in Deutschland bis dahin gegeben hat. Die Veranstaltung beunruhigt die deutschen Regierungen, die daraufhin die Kontrolle von veröffentlichten Schriften noch einmal verschärfen sowie Demokraten und Liberale verhaften.

1834

1. Januar. Preußen, Bayern, Württemberg, Sachsen und weitere deutsche Staaten schließen sich zum Deutschen Zollverein zusammen – und bilden damit eine Freihandelszone, in der mehr als 23 Millionen Menschen leben. Preußen will mit dem Zusammenschluss die wirtschaftliche Entwicklung fördern, aber auch den Einfluss Berlins gegen Österreich stärken, das nicht Mitglied des Vereins wird.

Juli. Im Großherzogtum Hessen erscheint „Der Hessische Landbote“ – eine sozialrevolutionäre Flugschrift, in der der Student Georg Büchner unter dem Motto „Friede den Hütten! Krieg den Palästen!“ die verarmte Bevölkerung zum Aufstand gegen den Landesfürsten aufruft. Der Urheber des wohl schärfsten Pamphletes des Vormärz entgeht einer Verhaftung durch Flucht nach Frankreich.

1835

7. Dezember. Auf der sechs Kilometer langen

Strecke zwischen Nürnberg und Fürth fährt die erste deutsche Eisenbahn. Vier Jahre später wird die erste Fernverbindung zwischen Leipzig und dem 116 Kilometer entfernten Dresden eröffnet. Der Eisenbahnbau sowie Bergwerke und Stahlindustrie, die Kohle, Schienen und Lokomotiven liefern, entwickeln sich in den folgenden Jahren zu Motoren der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands.

1837

14. Dezember. König Ernst August I. von Hannover entlässt sieben Göttinger Professoren, darunter Jacob und Wilhelm Grimm, die gegen die Einschränkung der Verfassung durch den Herrscher protestiert hatten. Liberale in ganz Deutschland empören sich öffentlich über die Amtsenthebung.

1840

Forderungen französischer Publizisten, den Rhein als Landesgrenze zurückzugewinnen, versetzen die deutsche Öffentlichkeit in patriotische Aufregung. Insbesondere national gesinnte Gesangsvereine beteiligen sich; das später vertonte Gedicht „Die Wacht am Rhein“ entsteht. 1841 schreibt August Heinrich Hoffmann von Fallersleben auf Helgoland zur Melodie der österreichi-

Fotovermerk nach Seiten

Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten

Titel: Jörg P. Anders/Nationalgalerie, SMB/bpk
Editorial: 3 u.: Katrin Trautner

Inhalt: 4 o.: RMN/bpk; 4 l. m., 5 m. u., 5 u.: akk-images; 4 r. m.: Museum Wiesbaden; 4 u.: Museum der Bildenden Künste, Leipzig/akk-images; 5 o.: Erich Lessing/Kunsthistorisches Museum, Wien/akk-images; 5 m. o.: bpk

Offenbarungen der Seele: 10/11, 14/15, 16/17: Jörg P. Anders/Nationalgalerie, SMB/bpk; 12/13: Museum für Geschichte der Stadt Dresden/akk-images; 18/19: Hamburger Kunsthalle/bridgemanart.com; 20/21: Städtische Kunstsammlungen Chemnitz/akk-images

Die angeordnete Revolution: 22/23, 25, 26, 28, 29: akk-images; 24: maxppp/picture-alliance; 27: Privatsammlung; 30: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg; 31: Sammlung Rauch/Interfoto; 32: Landesmuseum Mainz

Volksheld und Verbrecher: 34: Privatsammlung; 35: Toni Schneiders/Interfoto

Ende eines Imperiums: 36/37: RMN/bpk; 38: Library of Congress; 39, 40: Erich Lessing/akk-images; 41: akk-images; 44: Granger Collection/ulstein bild

Hamburg unter den Franzosen: 46/47, 50, 54: Privatsammlung; 48: akk-images; 49, 51, 52/53, 56/57, 58, 60: Staatsarchiv Hamburg; 55: Historic Maps, Hamburg; 59: Dietmar Katz/bpk

Schwarze Jäger: 62/63: Museum Wiesbaden; 64, 66: akk-images; 65: Erich Lessing/akk-images; 68: Keystone Pressdienst

Der Gespensterseher: 70: Dietmar Katz/SBB/bpk; 71, 78, 80: akk-images; 72: Privatsammlung; 73: David Hall/ARTOTHEK; 74: Folger Shakespeare Library, Washington; 76: bpk; 77: Ursula Edelmann/ARTOTHEK; 79: Sammlung Rauch/Interfoto

Festspiele der Macht: 82: Hermann Buresch/bpk; 83: Erich Lessing/Kunsthistorisches Museum, Wien/akk-images; 84, 85 o., 88, 90 r., 91, 92: akk-images; 85 u., 89, 93: Alexander Koller/IMAGNO/picture-alliance; 86 l., 87: Erich Lessing/akk-images; 86 r.: bibaf/picture-alliance; 90 l.: bpk; 94: Alfredo Dagli Ortig/bpk; 95: AISA/ulstein bild

Das Attentat: 96/97: Archiv Gerstenberg/ulstein bild; 98 o., 99, 100, 101: akk-images; 98 u.: 100: bpk

Die große Finale: 104: Beethoven-Haus Bonn/akk-images; 105: Hermann Buresch/bpk

Ein neuer Blick auf die Welt: 106, 118: Elke Walford/Hamburger Kunsthalle/bpk; 107: Hamburger Kunsthalle/bridgemanart.com; 108, 119: Erich Lessing/akk-images; 109, 110/111, 112, 114/115, 117: akk-images; 113: bridgemanart.com; 116: Jörg P. Anders/Nationalgalerie, SMB/bpk

Feier für die Freiheit: 120 (2), 121: akk-images

Aufbruch ins Ungewisse: 122/123, 124/125, 128: akk-images; 127, 130: bridgemanart.com

Tue recht und scheue niemand: 132: Lutz Braun/Eigentum des Haus Hohenzollern/bpk; 133, 136, 137, 138, 139: akk-images; 134, 135: Elke Walford/Hamburger Kunsthalle/bpk; 135

Kampf um Berlin: 140/141, 144, 145, 146, 149, 155: akk-images; 142: bpk; 143: Jörg P. Anders/Nationalgalerie, SMB/bpk; 147: TopFoto/ulstein bild, 153: SBB/bpk; 154: ulstein bild

Deutschlands erstes Parlament: 159, 161: akk-images

Zeitlebte: 165 (2), 167 r., 168 r., 169, 171: akk-images; 166: Bayerische Staatsgemaldesammlungen/bpk; 167 l., 170: Elke Walford/Hamburger Kunsthalle/bpk; 168 l.: Andres Kilger/Nationalgalerie, SMB/bpk

Vorschau: 170 o., 170 r. u., 171 u.: akk-images; 170 l. u.: Scala/bpk; 171 o.: Everett Collection/action press

Karten: 8, 9, 33, 42, 151: Thomas Wächter
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.

© GEO 2009 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

schen Kaiserhymne „Das Lied der Deutschen“.

7. Juni. Thronwechsel in Preußen. Der neue König Friedrich Wilhelm IV., den Zeitgenossen wegen seiner tiefen Religiosität und seiner Verherrlichung des Mittelalters den „Romantiker auf dem Thron“ nennen, amnestiert zahlreiche liberale „Demoskogen“ und wird so anfangs zum Hoffnungsträger der nationalen Bewegung. Doch seine Weigerung, Preußen eine Verfassung zu gewähren, führt schnell zur Enttäuschung über den Monarchen, der daran festhält, Herrscher nur von Gottes Gnaden zu sein.

1844

4. Juni. Weber aus den Ortschaften Langenbielau und Peterswaldau im schlesischen Eulengebirge protestieren gegen ihre zunehmende Verarmung und zerstören Wohnhaus und Betrieb eines örtlichen Unternehmers. Das preußische Militär greift ein und erschießt elf Menschen; etwa 30 werden verwundet, 112 verhaftet. Der Weberaufstand ist ein Symptom des Pauperismus (von lateinisch *pauper* = arm). Durch das schnelle Anwachsen der Bevölkerung entsteht seit etwa 1800 eine immer größere Schicht von Menschen, die am Existenzminimum leben.

1847

Missernten lösen eine schwere Hungersnot in Deutschland aus, im Frühjahr brechen in Städten wie Nürnberg, Dresden und Berlin immer wieder Unruhen aus. Mehr und mehr Menschen fliehen vor der Armut ins Ausland. So wandern zwischen 1820 und 1920 mehr als fünf Millionen Deutsche in die USA aus.

1848

24. Februar. Pariser Bürger und Arbeiter, die ein gerechteres Wahlrecht fordern, stürzen den französischen König Louis-Philippe und rufen die Republik aus. Die Unruhen greifen rasch auf Deutschland über; Demonstranten fordern Pressefreiheit, Volksbewaffnung und ein gemeinsames deutsches Parlament.

18. März. Als Soldaten in Berlin das Feuer auf eine Volksmenge eröffnen, beginnt ein blutiger Straßenkampf, bei dem 277 Aufständische und Dutzende Soldaten getötet werden. Dies ist der Auftakt der „Märzrevolution“ in Preußen. Doch am Morgen darauf lenkt Friedrich Wilhelm IV. ein und ruft seine Truppen zurück. Schon zuvor hat der König – frei nach taktischen Gründen – Forderungen des liberalen Bürgertums aufgegriffen, indem er sich etwa für ein gesamtdeutsches Parlament ausgesprochen hat.



HEINRICH HEINE
(1797–1856)

Totengräber der Romantik

Er wird als Lyriker der Romantik bekannt – und hat für sie nur Spott übrig. Die romantische Phantasie ist für ihn ein „holdseliges Ritterfräulein, das im Zauberwald nach fabelhaften Tieren jagt“. Für Harry Heine, der sich seiner Taufe Heinrich nennt, vertritt diese antiquierte Weltansicht den Menschen auf das Jenseits, um ihn im Diesseits gefügig zu machen – ihre Dichter sind also Kollaborateure der Restauration.

Der Sohn eines jüdischen Tuchhändlers beherrscht zwar die romantische Form, etwa wenn er den Zauber der „Loreley“ besingt, die einem Schiffer den Untergang bringt. Immer wieder schreibt er von unerfüllter Liebe und der Schönheit der Natur – und bedient damit zwei klassische Sehnsuchtsmotive der Romantik.

Dem märchenhaften Ideal aber setzt er die Realität und Spott entgegen. Einer jungen, vom Sonnenuntergang gerührten Frau ruft er in einem Gedicht zu: „Mein Fräulein! Sein sie munter, / das ist ein altes Stütz; / Hier vorne geht sie unter/ und kehrt von hinten zurück.“ Immer stärker richtet sich Heines Kritik auch auf König, Klerus und Adel. Die staatlichen Zensoren überprüfen alle seine Schriften; sie finden „schlüpfriige Darstellungen“ und „empörende Blasphemien“.

1831 emigriert der Dichter nach Paris. Von dort aus stichelt er gegen die Deutschhümel der „heldenmütigen Lakaiaen in schwarz-rot-goldner Livree“ – und vermisst doch die Heimat über die Maßen. „Eine große Vorliebe für Deutschland grassiert in meinem Herzen, sie ist unheilbar“, schreibt er Jahre später.

Zurückkehren wird er nicht: Nach achtjähriger Bettlägerigkeit stirbt Heine im Exil – der Romantik „letzter und abgedankter Fabelkönig“.



CLARA SCHUMANN
(1819-1896)

Dienerin der wahren Kunst

Für die Gefühligkeit, Effekthascherei und das Tastendreschen der Konkurrenz hat sie nichts übrig: Während in den Konzertsälen allerorts wenig musikalische „Treibhausvirtuosen“ auftreten, die das Publikum mit auswendig gelernten Stücken langweilen, erspielt sich Clara Wieck, die später den Komponisten Robert Schumann heiraten wird, eine Ausnahmestellung unter den Virtuosen der Romantik.

Die Künstlerin, vom Vater seit dem fünften Lebensjahr mit äußerster Disziplin zur Konzertpianistin ausgebildet, mag wenig Allgemeinbildung, Sprachkenntnis oder Weltläufigkeit besitzen. Ihr nuancenreiches Spiel aber, dessen Ton „sich ins Herz senkt und zum Gemüt spricht“, begeistert die Zuhörer in Paris, Wien, Berlin und St. Petersburg. Es wird zur Mode, „die Clara“ zu hören: Selbst Komponist, hat sie gelernt, jede Note, jede musikalische Phrase nach ihrer Bedeutung zu fragen.

In ihren Konzerten interpretiert sie die neue romantische Musik von Mendelssohn-Bartholdy, Chopin und Schumann. Immer wieder führt sie die Klavierzyklen und Kammermusikstücke ihres Mannes auf, die sich von den Kompositionsformen der Klassik lösen und das Poetisch-Phantastische der Romantik nunmehr auch in der Musik umsetzen.

Mit ihrer Konzertkarriere hilft Clara Schumann auch sich selbst über Schicksalsschläge hinweg – etwa über den Tod ihres psychisch kranken Gatten 1856 in einer Nervenheilanstalt.

Ihr letztes Konzert gibt sie fünf Jahre vor ihrem Tod, mit 71 Jahren. In Erinnerung bleibt sie ihren Bewunderern als Künstlerin, die „frei von jedweder Äußerlichkeit“ spielte, „einzig und allein der wahren Kunst dienend“.

Am 21. März stellt er öffentlich eine preußische Verfassung in Aussicht. In anderen deutschen Staaten sind die Revolutionäre zunächst ebenfalls erfolgreich: In Wien kommt es zu schweren Straßenkämpfen mit zahlreichen Toten, Staatskanzler Metternich flieht; in München legt König Ludwig I., der wegen einer Liebesaffäre mit einer Tänzerin auch von Konservativen kritisiert wird, die Krone zugunsten seines Sohnes nieder.

31. März. In der Frankfurter Paulskirche tritt das „Vorparlament“ zusammen. Diese Versammlung von Vertretern aller deutschen Staaten, die nicht gewählt, sondern von einigen südwestdeutschen Liberalen berufen worden sind, bereitet unter anderem die gesamtdeutsche Wahl zur verfassungsgebenden Nationalversammlung vor.

18. Mai. Die verfassungsgebende Nationalversammlung tritt in der Paulskirche zusammen; es ist das erste gesamtdeutsche Parlament, das aus freien, gleichen und geheimen Wahlen ab Ende April hervorgegangen ist (wahlberechtigt sind allerdings nur Männer). Eine Woche später beginnt ein Parlamentsausschuss, eine Verfassung zu erarbeiten, in der unter anderem die Grundrechte aller Bürger sowie die künftige

Staatsform – Republik oder konstitutionelle Monarchie – festgelegt werden sollen. Bis zur Verabschiedung des Gesetzeswerks soll eine provisorische Regierung unter Erzherzog Johann von Österreich die deutsche Politik bestimmen, die jedoch weder über eigene Streitkräfte noch über eine Verwaltung verfügt. Eine schwere Belastung der Parlamentsarbeit ist die Frage, inwieweit der Vielvölkerstaat Österreich, der große nichtdeutsche Gebiete wie etwa Ungarn umfasst, zu dem künftigen Nationalstaat gehören soll. Am 27. Oktober beschließen die Frankfurter Abgeordneten, nur die deutschen Territorien der Habsburgermonarchie in ein zukünftiges deutsches Reich aufzunehmen. Das aber lehnt Kaiser Ferdinand ab, sodass bei einer Abstimmung Anfang des folgenden Jahres eine knappe Mehrheit für einen deutschen Bundesstaat ohne Österreich votiert.

22. Mai. In Berlin tritt die erste frei gewählte preußische Nationalversammlung zusammen, die vor allem eine Landesverfassung ausarbeiten soll. Ende des Jahres lässt der König sie allerdings während der Auseinandersetzung über einen neuen Ministerpräsidenten vom Militär auflösen.

1849

28. März. Die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt wählt Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum Kaiser. Doch der Monarch lehnt die angebotene Krone ab; er will nicht von Volkes Gnaden Kaiser werden und damit die Souveränität der Volksversammlung anerkennen. Die sogenannte Paulskirchenverfassung tritt dennoch an diesem Tag in Kraft. Sie ist die Gründungsurkunde eines neuen deutschen Reiches – einer konstitutionellen Monarchie, deren Staatsoberhaupt ein Erbkaiser sein soll. Deutsche Außenpolitik und militärische Führung sind nun ebenso Aufgaben einer zu bildenden Reichsregierung wie zentrale Bereiche der Innenpolitik. Doch mächtige Fürsten wie die von Bayern und Preußen lehnen die Verfassung ab. In diesen Tagen ziehen die ersten Länder ihre Abgeordneten aus der Paulskirche ab.

1. Mai. Obwohl Baden die Reichsverfassung anerkannt hat, rufen dort Revolutionäre zur Volksbewaffnung auf, weil „die bedrohliche Lage des Vaterlandes“ dies erfordere. In Sachsen und anderen Ländern kommt es in den folgenden Tagen zu Unruhen.

30. Mai. Die 130 von ursprünglich rund 650 noch

in Frankfurt verbliebenen Abgeordneten beschließen, das Parlament nach Stuttgart zu verlegen (dort wohnen sie sich vor den in Mainz stationierten österreichisch-preussischen Truppen sicher). Doch dieses Rumpfparlament wird schließlich am 18. Juni durch württembergische Truppen aufgelöst. Damit ist der erste Versuch, in Deutschland eine parlamentarische Demokratie und einen nationalen Verfassungsstaat zu errichten, endgültig gescheitert.

In seinem in Zürich veröffentlichten Essay „Die Kunst und die Revolution“ stellt der romantische Komponist Richard Wagner die These auf, dass die Kunst gemeinsam mit einer sozialen Bewegung den freien, „schönen“ Menschen hervorbringen könne – wenn alles Alte durch die Revolution zerstört sei. Mit seinem Opernzyklus „Der Ring des Nibelungen“ (um 1849 bis 1874) wird Wagner die romantische Musik zu ihrer Vollenendung führen. □

Dr. Henning Albrecht, 35, ist Lehrbeauftragter am Historischen Seminar der Universität Hamburg und der wissenschaftliche Berater dieses Heftes. Marion Hombach, 34, arbeitet als Juristin in Berlin. Klaus Meyer, 54, ist freier Journalist in München.

STALIN

DIKTATOR

Zwischen 1929 und 1953 ist Josef Stalin der unangefochtene Führer der Sowjetunion. Er formt das Land zur zweitgrößten Industriemacht. Und opfert dabei Millionen Menschenleben (Foto von 1919)



PROPAGANDA

Künstler verherrlichen das Regime, feiern etwa wie hier die »Freundschaft der Völker« in der UdSSR. Doch Stalin lässt bald systematisch nichtrussische Nationalitäten verfolgen



BRÜDER-KAMPF

Nach der Revolution von 1917 marschieren Rotarmisten in einem blutigen Bürgerkrieg gegen wieder aufbegehrende Anhänger des Zaren